rowohlt
BERLIN
MURAT
KURNAZ
EIN BERICHT AUS
GUANTANAMO
FÜNF
JAHRE
MEINES
LEBENS

Als der neunzehnjährige Murat Kurnaz, in Bremen geboren und aufgewachsen, Anfang Oktober 2001 nach Pakistan reist, um eine Koranschule zu besuchen, ahnt er nicht, welches Martyrium ihn erwartet – und dass er seine Familie fast fünf Jahre nicht wiedersehen wird. Kurz vor seiner Rückkehr nach Deutschland wird er bei einer Sicherheitskontrolle festgenommen und von der pakistanischen Polizei für 3000 Dollar Kopfgeld an die US-Streitkräfte verkauft. Man verschleppt ihn ins afghanische Kandahar, wo er in einem Geheimgefängnis schwer misshandelt wird, und fliegt ihn schließlich ins Gefangenenlager Guantanamo auf Kuba. Bald finden die Amerikaner heraus, dass der junge Türke aus Bremen unschuldig ist – dennoch muss Murat Kurnaz mehr als 1600 Tage die Hölle von Guantanamo ertragen: Verhöre, Folter, Isolationshaft, Käfighaltung, endlose Demütigungen. Erst 2006 wird er entlassen – und erfährt, dass die deutschen Behörden schon lange von seiner Unschuld wussten, aber nichts unternahmen, um seine Rückkehr zu ermöglichen.

In diesem Buch erzählt Murat Kurnaz seine unglaubliche Geschichte. Er beschreibt eindrücklich seine Erlebnisse während der Gefangenschaft und gibt zudem ein genaues Bild des «Systems Guantanamo»: einer Welt der Rechtlosigkeit, in der Gefangene unbarmherzig dem Terror und der Willkür ausgeliefert sind.

rowohlt
BERLIN

Digitized by the Internet Archive
in 2022 with funding from
Kahle/Austin Foundation

https://archive.org/details/funfjahremeinesl0000kurn

Murat Kurnaz
mit Helmut Kuhn

FÜNF JAHRE MEINES LEBENS

Ein Bericht
aus Guantanamo

Rowohlt · Berlin

1. Auflage April 2007
Copyright © 2007 by
Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Berlin
Karte Peter Palm, Berlin
Satz aus der Dolly PostScript (InDesign)
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 87134 589 0

I. FRANKFURT AM MAIN, FLUGHAFEN

Hätte ich Mutter gesagt, dass ich nach Pakistan reisen will, sie hätte mich nicht gehen lassen. Sie hätte es mir verboten, obwohl ich schon neunzehn Jahre alt war.

Wie konnte ich mich von ihr verabschieden, ohne dass es wie ein Abschied aussah? Ich würde ihr sagen, ich hätte Rückenschmerzen, und sie bitten, mich zu massieren. Dann könnte ich sie zum Dank umarmen. Das wäre dann mein Abschied.

Ich ging hinauf, und bereits auf der Treppe sagte ich: *Ana*, ich habe Rückenschmerzen, kannst du mich massieren? Es ist spät, sagte Mutter, ich mache das morgen. Ich stand noch auf der Treppe, Mutter schon im Schlafzimmer. Im Dunkeln konnte ich sie nicht mal mehr sehen.

«*Salam alaikum*», sagte ich.

«*Alaikum salam*», sagte sie.

Das war das letzte Mal, dass ich Mutter sah.

Bis zu meinem fünfundzwanzigsten Lebensjahr.

Meine Taschen waren gepackt, Pass, Visum, Ticket. Selcuk würde im Auto auf mich warten. Mittags startete das Flugzeug in Frankfurt.

Ich wollte mich von meinen Brüdern verabschieden, aber ich konnte auch sie nicht einfach so umarmen. Früher wollte Ali immer, dass ich mich zu ihm lege, wenn er schlafen ging. Dann stellte er mir Fragen, bis ihm die Augen zufielen. Also sagte ich an diesem Abend: Ali, ich komm zu dir, lass uns was erzählen. Er

freute sich. Nach einer Weile, bevor er einschlief, sagte ich: Ich geh mal kurz in mein Zimmer. Ich küsste ihn und auch meinen ganz kleinen Bruder Alper.

Dann löschte ich das Licht.

Am Flughafen wurde ich unruhig. Ich wollte Mutter sagen, dass ich wiederkäme, dass sie um mich keine Angst haben müsse. Ich rief sie von einem Münztelefon aus an, es war zehn Uhr morgens.

«Wo bist du?», fragte sie.

Sie wusste bereits, dass ich fort war.

«Ich bin in einer anderen Stadt ... nicht mehr in Bremen. Ich bin jetzt eine Zeitlang weg, aber bald wieder da! Mach dir keine Sorgen ...»

Sie fing an zu weinen.

«Wohin gehst du? Komm sofort zurück!», sagte sie.

«Ich bin nur ein paar Wochen unterwegs. Weine nicht.»

Aber sie hörte nicht auf, und ich musste einhängen, weil ich sonst mein Flugzeug verpasst hätte, ich konnte ihr ja nicht sagen, dass ich jetzt nach Pakistan fliegen würde.

Sie hätte mich nicht gehen lassen.

Das wäre gut gewesen.

II. PESCHAWAR, PAKISTAN

Ich werde den Tag nie vergessen. Es war der 1. Dezember 2001. An diesem Tag wollte ich von Peschawar zurück nach Deutschland fliegen. Mein Freund Mohammad hatte mir geholfen, die Geschenke in die Reisetasche zu packen, und ich verabschiedete mich von den Tablighis in der Moschee. Dann fuhren wir zum Flughafen von Peschawar. Freust du dich? Morgen bist du wieder bei deiner Mutter, sagte Mohammad noch im Bus.

Ich habe ein zweites Gepäckstück dabei, einen Rucksack mit meinen Sachen, dazu eine Gürteltasche mit Geld und Papieren. Die Reisetasche hat Mohammad genommen. Er begleitet mich, weil mein Rückflug eigentlich von Karatschi geht, und er will regeln, dass ich von Peschawar fliegen kann. Ich möchte zurück sein, wenn meine Frau aus der Türkei nach Bremen kommt.

Ich trage jetzt wieder meinen glänzenden, schwarzen Hugo-Boss-Mantel. Ich hatte ihn die ganze Zeit im Rucksack gelassen, weil es viel zu heiß war. Ich dachte ja, es sei Herbst hier, wie in Deutschland. Also hatte ich Stoffhosen aus Bremen mitgenommen und Pullover. Ich wollte chic aussehen, wenn ich in die Koranschule ging oder draußen spazieren.

So stand ich bei der Ankunft am 3. Oktober auf dem Flughafen in Karatschi mit meinem Wollpullover und dem Mantel da. Aber es war so heiß wie bei uns im Sommer. Deshalb trug ich dann meist ein T-Shirt und meine KangaRoos-Stiefel. Später haben mir die Deutschen in Guantanamo vorgeworfen, ich hätte in Pakistan Kampfstiefel getragen.

Für meine Eltern habe ich Süßigkeiten gekauft. Schön verpackt, richtige Kunstwerke. Zum Essen sind sie eigentlich zu wertvoll. Für meinen kleinen Bruder Alper habe ich ein handgemachtes Spielzeug aus Holz. Ein Geschicklichkeitsspiel mit Ringen und einem Baum mit Ästen. Mir selbst habe ich ein paar Motorradhandschuhe gekauft, aus sehr gutem Leder. In Bremen würde ich dafür ein paar hundert Mark zahlen. Meiner Mutter bringe ich eine handgemachte Kette mit. Aus Holz und Leder und blauen Steinen, Lapislazuli.

Der Bus ist bunt bemalt mit Ornamenten und behängt mit Glöckchen und roten und gelben Lichterketten. Er blinkt wie eine Diskothek. Alle Busse in Pakistan sehen so aus. Es ist ein Kleinbus mit einer Schiebetür. Vielleicht zehn Personen fahren mit, mehr fasst der Bus auch nicht. Mohammad sitzt direkt vor mir. Zwei andere Männer hatten sich sofort neben ihn gesetzt, und so nahm ich hinter ihm Platz.

Wir kommen an einen Checkpoint. Ich habe schon vier- oder fünfmal einen solchen Checkpoint passiert, während ich mit Mohammad und den anderen Tablighis von Moschee zu Moschee zog. Es gibt diese Kontrollen überall im Land. Das ist ganz normal in Pakistan.

Da stehen ein oder zwei Polizisten vor ihrer Wache, und sie haben eine Schnur, ein Seil, das auf der Straße liegt. Am anderen Ende ist es an einem Haus oder einem Pfeiler festgemacht. Der Polizist sitzt auf einem Stuhl, er trinkt seinen Tee, und wenn er jemanden stoppen möchte, zieht er am Seil. Es strafft sich, man muss stehen bleiben. Wenn er keine Lust hat, lässt er es auf der Straße liegen, und alle fahren drüber. Manchmal heben sie das Seil, schauen durchs Fenster in die Busse hinein und lassen sie weiterfahren. Ich bin noch nie kontrolliert worden.

Der Polizist hebt das Seil auf und zieht es straff. Die Glöckchen am Bus bimmeln, der Fahrer hält. Hinter uns stauen sich

Autos. Der Polizist steht von seinem Stuhl auf und guckt durch die Scheibe. Er sieht mich. Ich bin anders als die anderen in diesem Bus, meine helle Haut fällt ihm sofort auf. Er klopft ans Fenster und spricht mich an. Mohammad drückt es auf und antwortet ihm. Ich weiß nicht, was er dem Polizisten gesagt hat.

Dann spricht mich der Polizist nochmal an. Ich sage auf Deutsch: Ich spreche Ihre Sprache nicht.

Er hat mich natürlich nicht verstanden. Er verlangt meine Papiere, jedenfalls glaube ich das. Ich krame sie aus der Gürteltasche hervor und gebe sie ihm. Dann sagt er etwas und bedeutet mir, dass ich aussteigen soll. Ich nehme meinen Rucksack, zwänge mich durch den vollen Bus und steige aus. In der Autoschlange hinter uns wird gehupt.

Mohammad will auch aussteigen. Aber er kommt nicht so schnell von seinem Platz zur Tür – jeder im Bus hat sein Gepäck auf dem Schoß. Der Polizist winkt dem Fahrer, er soll weiterfahren, an den Straßenrand. Er schlägt die Tür zu, und Mohammad bleibt im Bus.

Ich habe ihn nie wiedergesehen.

Ich traf ihn, als ich mich vor ein paar Wochen in Islamabad einer Gruppe Tablighis anschließen wollte. Das sind Koranschüler, die von Moschee zu Moschee reisen und dort beten und lernen. Ich konnte nur wenige Worte Englisch. Mohammad war einige Jahre älter als ich und sprach sehr gut Englisch. Er war Pakistaner, und Pakistan war früher von den Engländern besetzt gewesen. Er sprach auch etwas Türkisch. So konnte er für mich übersetzen und vieles erklären. Wir blieben zusammen, bis zu meiner Verhaftung in Peschawar.

Der Name Peschawar hat indische Wurzeln und heißt «Stadt der Blumen», wie Mohammad mir erklärte. Das hat mich fasziniert: Es ist eine sehr alte Stadt, und viele bedeutende Männer

waren hier, auch Alexander der Große, hatte Mohammad gesagt. Arabische Muslime und Türken kamen vor tausend Jahren nach Peschawar, und sie brachten Allahs Offenbarungen mit.

Mohammad war immer stolz, wenn er mich den Imamen in den Moscheen vorstellte: Murat ist Deutscher. Und er ist auch Türke, wie unsere Vorväter, sagte er. Sie, die Paschtunen, wurden zu Moslems, sie haben Gärten und Parks angelegt, Palmen und Blumen gepflanzt.

Die Moschee, in der wir zuletzt mit den anderen Tablighis schliefen, war eine der größten in Peschawar. Alle Moscheen Bremens hätten darin Platz gehabt. Die Räume für die Koranstudenten lagen um den offenen Innenhof herum, auch hier gab es überall Blumen. Die Minarette ragten hoch in den Himmel. Wenn ich auf den Teppichen der Gebetshalle kniete, war ich wie berauscht von den Ornamenten an den Wänden und unter der Kuppel. Mohammad erzählte, dass es in den Basaren vor der Moschee vor hundert Jahren mal einen großen Brand gegeben habe. Die Moschee aber sei von den Flammen verschont geblieben, weil sich alle Gläubigen darin versammelt und gebetet hätten. Allah habe sie beschützt.

In den Wochen zuvor hatten wir verschiedene Moscheen in Islamabad besucht. Dort machten wir alles gemeinsam. Wir nahmen jeden Tag am Koranunterricht teil. Es wurde gelehrt, wie man den Koran liest, wie man ihn zu verstehen hat, wie man betet, und es gab Hadith-Unterricht – wir lernten, was unser Prophet Mohammed mündlich überliefert hat. Wir erfuhren, wie man sich als Tablighi zu benehmen hat und wie man anderen Menschen helfen soll. Dazwischen aßen wir zusammen, zweimal am Tag. Wir gingen einkaufen und stritten uns immer darum, wer bezahlen durfte.

Es ist völlig normal, dass man in einer bestimmten Moschee schläft und dann den ganzen Tag in anderen Moscheen Unter-

richt hat, dass man dort die Tablighis besucht und mit ihnen Tee trinkt.

In den Straßen und Basars von Peschawar war es voll, stickig und heiß. Es stank nach Abgasen und faulendem Müll. Ständig hupten die Fahrer der Taxis und der hellblauen Motorradrikschas, die aussahen wie kleine, dreirädrige Lastwagen mit nur einem Scheinwerfer. Es war ein einziges Gedränge. Autos und Pferde und Esel, völlig überladene Lkws, Fußgänger, Fahrräder, auf denen sie ganze Kühlschränke und Sofas transportierten. Die Menschen kamen von überall her. Aus Indien, aus Afghanistan, aus China und Kaschmir.

Die Straßen hatten manchmal markierte Fahrbahnen, wie in Bremen. Aber niemand hielt sich daran. Jeder rannte und fuhr gegen jeden an, Taxis, Mopeds, Rikschas, preschten einfach in die Menge hinein, sodass man blitzschnell ausweichen musste.

Am letzten Tag vor meiner Abreise lief ich durch die Basare, um Geschenke für zu Hause zu kaufen. Die Basare erinnerten mich an den Freimarkt oder das Oktoberfest, sie waren nur viel bunter und verrückter. Dort gab es Gold- und Silberschmiede, Gewürze und Fleisch, Teppichhändler, Töpfer, Elektronik- und Handyläden, Fotoshops, gefälschte Nike-Schuhe, Rolex-Uhren, Fila-Jacken. Die Händler verkauften alles, was ein Mensch nur brauchen kann.

Sogar einen Markt für Geschichtenerzähler gab es und Shows mit exotischen Tieren und Schlangen. Das hatte ich noch nicht einmal im Fernsehen gesehen: Der Schlangenbeschwörer formte aus einem Seil einen Kreis, in den er sich hineinsetzte. Viele Körbe standen um ihn herum, er öffnete die Deckel. Aus den Körben stiegen verschiedene Schlangen empor, Kobras, Vipern, grellbunte, hochgiftige Schlangen. Der Mann schloss die Augen, er berührte die Schlangen, klopfte ihnen auf den Kopf, aber quälte

sie nicht, er spielte mit ihnen. Und das passierte alles mitten auf der Straße. Wer mochte, gab ihm Geld.

Vor allem die vielen Ninja-Shows der Kung-Fu-Schulen faszinierten mich. Pakistan grenzt an China, und es gibt sehr gute Trainer. Kung-Fu- und Ninja-Schulen sind weit verbreitet. Mohammad und ich sahen den Ninja-Kämpfern oft zu. Wie sie die Sterne und Messer warfen, wie sie kämpften. In Pakistan gibt es keine Gesetze, die so etwas verbieten. Man kann leben, wie man will. Das hat mir gut gefallen, diese Freiheit.

Bis zu dem Tag, an dem ich mit dem Bus zum Flughafen fuhr.

Ich soll mitkommen, ins Revier, nickt der Polizist zweimal mit dem Kopf. Er deutet mit dem Finger auf einen Eingang, der keine Tür hat.

Gut, sie wollen mein Visum und meinen Pass kontrollieren, denke ich. Mohammad wird bestimmt draußen auf mich warten. Gleich kann ich weiterfahren.

Es ist ein flaches Gebäude. Ich komme in einen Raum, in dem Teppiche auf dem Boden liegen, wie in einer Moschee. Der Raum ist nackt, von der Decke hängt eine Glühbirne. Keine Schreibtische, nur ein kleiner Holztisch, an dem man Tee trinken könnte, steht in der Ecke. Der Polizist versucht, mit mir zu reden, aber es geht nicht. Wir verstehen uns nicht. Er werde gleich zurückkehren, gestikuliert er.

Kurz darauf erscheint ein anderer Polizist, wohl sein Chef. Der Mann ist mittelgroß und etwas pummelig. Er hat einen mächtigen Schnurrbart und einen Dreitagebart rund um das Kinn. Er trägt einen Turban und pakistanische Kleidung, langes Hemd bis zum Knie und eine weiße Baumwollhose. Er sagt etwas auf Englisch. Er fragt mich, woher ich komme. Ich sage: Ich komme aus Deutschland. Ob ich Journalist sei, will er wissen.

Nein.

Ob ich Amerikaner sei.

Nein.

Ob ich für die Amerikaner arbeite.

Ich sage ihm, dass ich Türke sei und aus Deutschland komme.

Ob ich für Deutschland arbeite. Oder die Deutschen – so genau habe ich ihn nicht verstanden.

Der Mann mit dem Turban hält meinen türkischen Pass in den Händen. Er scheint nicht ganz zu verstehen, dass ich aus Deutschland komme, dass ich ebenso Deutscher bin wie Türke, wenn ich auch keinen deutschen Pass besitze. Er denkt wohl, dass ich mich jetzt verplappert habe. Vielleicht denkt er, ich sei ein Spion oder so etwas.

«Do you have cameras?»

Ich sage ihm: Da ist meine Tasche, ihr könnt reingucken. Ich halte ihm meinen Rucksack hin. *«Look. Look!»*

Sie durchsuchen meinen Rucksack. Der Mann mit dem Turban sagt etwas zu dem Polizisten, der weggeht und kurz darauf mit einem Telefon aus einem anderen Raum zurückkehrt. Es ist ein Telefon mit einer Schnur. Dann telefoniert der Revierchef. Ich nehme an, er spricht mit einem Vorgesetzten über mich. Er legt auf und sagt wieder etwas zu dem Polizisten. Der bringt das Telefon weg und kommt mit einer Schüssel, einem kleinen Spiegel, Rasierapparat und Rasierschaum zurück.

Der Polizeichef rasiert sich.

Es gibt keine Türen in diesem Raum, ebenso wenig wie am Eingang. Während sich der Polizeichef in aller Ruhe rasiert, dringt von draußen ein lauter Wortwechsel herein. Das wird Mohammad sein, ich bin mir fast sicher. Er will zu mir. Ich erkenne aber nur die Stimme des Polizisten.

Ich stehe in der Mitte des Raumes, mein Rucksack liegt vor

mir auf dem Boden. Immer wieder kommt der Polizist herein, immer wieder gibt ihm der Chef einen kurzen Befehl, und dann bringt ihm der Polizist etwas. Diesmal bringt er ihm eine Maschinenpistole.

Andere Polizisten kommen, sie tragen ebenfalls Maschinenpistolen. Sie packen mich und führen mich nach draußen, aber nicht zurück auf die Straße, wo Mohammad sein würde, sondern in einen Hof. Dort steht ein Pick-up. Vorne sitzt ein Fahrer, neben ihn setzt sich ein Polizist; ich soll hinten einsteigen, es ist ein Viertürer, rechts und links neben mir jeweils ein Polizist mit Maschinenpistole, zwei weitere steigen auf die Ladefläche.

Wir fahren durch die Stadt, vielleicht eine halbe Stunde. Wir kommen in eine vornehme Gegend. Große Villen mit großen Gärten und hohen Toreinfahrten. Wir passieren eines dieser Tore und gelangen in eine Art Park, fahren schließlich durch ein zweites, offenes Tor, hinter dem viele Obstbäume stehen. Es sieht wie ein Privatgrundstück aus, aber es gibt Wächter an jedem Tor. Wir halten an. Jemand geht auf uns zu, ein Mann mit blonden Haaren und Brille. Ich weiß nicht, ob er Amerikaner ist oder Deutscher. Er könnte auch Russe sein. Er trägt europäische Kleidung, was nicht so häufig ist in Pakistan. Weißes Hemd und eine dunkle Hose.

Es ist eine doppelstöckige Villa. Davor Orangenbäume, Mandarinenbäume, ein richtiger türkischer Garten. Der blonde Mann muss zwischen 35 und 40 Jahre alt sein, obwohl er schon eine Halbglatze hat. Er reibt sich die Hände, als ob er sich über etwas freuen würde, und spricht mit den Polizisten fließend Pakistanisch. Auf Englisch sagt er mir, ich solle mit hineinkommen. Die Polizisten folgen uns. Er führt mich in einen Raum, der aussieht wie ein Zimmer in einem Vier-Sterne-Hotel. Mit Doppelbett, umrahmtem Spiegel, Teppich und großen Pflanzen.

Dann geht er kurz weg und kommt mit einem anderen Mann zurück, offenbar ein Pakistaner, aber auch in Zivilkleidung. Beide stellen mir Fragen.

Ob ich Amerikaner sei.

Ob ich Deutscher sei.

Ob ich Journalist sei.

Ich versuche ihnen zu erklären, so gut ich kann, dass ich noch heute ein Flugzeug nach Deutschland nehmen wolle. Dass mir, wenn ich heute nicht fliegen könne, nicht mehr viel Zeit bleibe. Dass mein Rückflugdatum, der 4. November, verstrichen sei, das Rückflugticket aber neunzig Tage Gültigkeit habe und ich es umbuchen wolle.

Sie sagen, sie würden wiederkommen und weitere Fragen stellen, ich solle warten.

Ich warte ungefähr eine Stunde.

Die beiden kommen nicht wieder. Stattdessen kommen die Polizisten.

Hätte ich weglaufen sollen, als ich alleine in diesem Zimmer war? Die Türen in der Villa waren nicht abgeschlossen. Aber wohin hätte ich laufen sollen? Überall waren Wächter und Polizisten mit Maschinenpistolen. Ich dachte, es ging nur um mein Visum. Ich hatte nichts angestellt in Pakistan, nichts geklaut, niemandem etwas getan. Ich war mir sicher, sie würden mich nicht länger als ein paar Stunden aufhalten. Es ging nur um ein paar Fragen, das war alles. Ich machte mir keine Gedanken, ich fand es nur ärgerlich, dass sie mir so viel Zeit wegnahmen.

Ich dachte nicht an den Krieg in Afghanistan. Was hatte Afghanistan mit mir zu tun? Vielleicht hielten sie mich für einen Drogendealer. Afghanistan ist einer der größten Opiumlieferanten der Welt. Aber ich hatte ja keine Drogen dabei und nie Kontakt zu Drogendealern gehabt. Sobald sie herausfänden, dass ich

kein Dealer bin, kein Journalist und kein Amerikaner, würde ich gehen können.

Ich wusste nicht, dass es fünf Jahre dauern würde.

Die Polizisten brachten mich im Pick-up zu einer Polizeiwache ganz in der Nähe der Villa. Sie sagten mir, ich müsse dort übernachten. Am nächsten Tag würde man mich zum Flughafen bringen, damit ich in die Türkei fliegen könne. Wieso in die Türkei, fragte ich. Ich bin aus Deutschland! Jetzt fiel mir ein, dass meine zweite Tasche bei Mohammad geblieben war. Die Tasche mit den Geschenken. Ich hoffte, er würde am nächsten Morgen am Flughafen sein und mir helfen, irgendwie nach Deutschland zu kommen.

Wir erreichten die Wache. Sie sah aus wie die erste: Es gab keine Tür am Eingang, und da war zunächst ein Raum mit Teppichen. Auch war ich nicht gefesselt. Das Ganze wirkte nicht wie ein Gefängnis.

«*You sleep here. Tomorrow we come, bring you to airport. You Turkish, you fly to Turkey*», sagte einer der Polizisten.

Ich dachte, ich sollte auf einem der Teppiche schlafen. Aber sie hatten mich ausgetrickst. Sie öffneten eine Tür, und dahinter sah ich Gitterstäbe. Es war also doch ein Gefängnis.

Die Polizisten führten mich in den Gefängnisraum. Sie sperrten die Zelle auf und schoben mich hinein. Es war eine einzige große Zelle, vielleicht fünf mal zehn Meter. Sie quoll über vor Menschen. Es waren alles dunkelhäutige Männer, wohl Pakistaner oder Afghanen. Vielleicht fünfzig Leute drängten sich in diesem Raum. Sie musterten mich. Dann begrüßten sie mich, freundlich. Plötzlich wichen sie zur Seite, und es bildete sich eine Schneise. Ein Mann kam auf mich zu, ein junger Mann, vielleicht Anfang dreißig. Er schien so etwas wie der Boss in dieser Zelle zu sein. Er begrüßte mich.

«Salam alaikum.»

«Alaikum salam!»

Er heiße Raheg, sagte der Boss auf Englisch. Dann gab er mir die Hand: *«Do you want to be my guest? You want to come with me, please?»*

Raheg führte mich zu einer Tür am Ende der Zelle. Dahinter lag ein anderer Raum: sein Privatgefängnis. Es sah gemütlich aus: Er hatte ein Bett, Kissen und einen flachen Tisch, darauf stand etwas zu essen, eine Teekanne, Teegläser, ein silbernes Tablett mit Käse.

Raheg war von kräftiger Statur und viel größer als ich. Er maß gut und gerne einen Meter neunzig, und er mochte 120 Kilo wiegen. Im Vergleich zu den anderen Gefangenen war er ein reicher Mann. Er war gefangen wie wir alle, aber alle hörten auf ihn, sogar die Polizisten. Wenn er sagte, geht und holt mir etwas, gingen sie und brachten es ihm. Eine amerikanische Pizza, einen Hot Dog, was immer er wollte. Er fragte mich, was ich wolle.

Ich sagte: nichts.

Den ganzen Nachmittag besuchten ihn Leute. Jedes Mal schlossen die Polizisten die Zellentür auf, es war fast, als kündigten sie ihm den Besuch an und als hätten sie Angst vor ihm. Er war offenbar nicht nur der Boss in dieser Zelle, sondern im gesamten Gefängnis. Er hatte Gasflaschen und einen Gaskocher in seinem Raum. Damals war gerade Ramadan, und ich fastete am Tag. Er fastete auch. Dann, am Abend, richtete er seinen Gebetsteppich aus und lud mich ein, mit ihm zu beten. Er schenkte mir ein neues Hemd. Meines war völlig verstaubt. Man muss das Hemd wegen der Hitze hier jeden Tag wechseln. Raheg sagte, er würde mein altes waschen lassen. Ich durfte mich in der Gemeinschaftszelle duschen, bevor ich mich umzog, und in der Zwischenzeit war das Essen schon fertig, das andere Gefangene

für uns zubereitet hatten: Fleisch, Kartoffeln und Reis, sogar Salat. Wir unterhielten uns fast die ganze Nacht.

Er sagte, er sei ein großer Dealer gewesen. Aus Tradition. Schon seine Vorfahren hätten mit Opium gehandelt, seine ganze Familie sei im Handel beschäftigt. Er habe mit Lastwagen beträchtliche Mengen Opium aus Afghanistan über den Pass transportiert und käme hier nicht mehr heraus. Er ließ mir frische Früchte bringen und Minztee kochen. Er sagte, ich solle mit den Polizisten kein einziges Wort reden. Wer auch immer ich sei, was auch immer ich getan hätte, ich solle auf keinen Fall irgendetwas sagen. Ich antwortete, ich hätte ihnen aber schon alles gesagt.

«From now on: no more. You don't say anything. That's better for you.»

Ich dachte: Okay, er ist schon mehrere Jahre im Gefängnis, er wird wissen, was hier richtig und was falsch ist.

Raheg erzählte mir von seiner Familie, Paschtunen, die in Pakistan und in Afghanistan leben. Bei den Paschtunen gilt das Gebot: Wer immer in dein Haus kommt und vor etwas auf der Flucht ist, dem gebe Schutz, Unterkunft und Hilfe. Das wusste ich von Mohammad, es ist wie ein Gesetz. Raheg sagte, er werde mit den Polizisten reden, damit sie mich freiließen. Er gab mir einige Telefonnummern. Von Brüdern und Verwandten. Die sollte ich anrufen, wenn ich draußen sei, sie würden sich dann um mich kümmern. Er sagte: Geld ist kein Problem, sie werden dir Geld geben.

«No problem. You can fly to Germany.»

Die Paschtunen haben ihre eigenen Regeln. Raheg war gut zu mir.

Am nächsten Tag beteten wir zusammen, alle Gefangenen. Dann kamen die Wärter. Sie hatten Ketten dabei und wollten mich

fesseln. Da wurde Raheg wütend, ging auf sie los und brüllte sie an. Alle anderen Gefangenen standen hinter ihm. Die Sache schien bedrohlich zu werden, und die Wärter verschwanden wieder. Nach einer Weile kamen sie ohne Ketten zurück. Ich verabschiedete mich von Raheg, er umarmte mich. Die Wärter führten mich ab. Draußen wartete ein Wagen. Eine Limousine mit getönten Scheiben. Darin saßen zwei Polizisten mit Maschinenpistolen.

Als wir um die erste Ecke gebogen waren, hielten sie an. Einer der Polizisten stieg aus und holte die Ketten aus dem Kofferraum. Sie fesselten mich, und dann fuhren wir weiter. Der Polizist neben mir entschuldigte sich plötzlich. Ich kannte das Wort aus dem Türkischen.

«*Mecburi*», sagte der Polizist. Mecburi heißt: Ich bin verpflichtet, ich muss es tun.

Wir fuhren einige Stunden. Dann hielten wir vor einem Gebäude, ich konnte nicht erkennen, ob es ein Gefängnis war. Ein Polizist stieg aus und sprach mit jemandem, der sich aufregte und laut wurde. Ich sah Kinder auf Fahrrädern. Sie kamen ans Auto heran und guckten durch die Scheiben. Sie zeigten mit dem Finger auf mich und machten sich lustig.

«*Osama, Osama!*», riefen sie.

Als der Polizist zurück ins Auto stieg, hatte er einen Sack dabei. Eine Art Kartoffelsack. Er stülpte ihn mir über den Kopf. Es wurde dunkel.

Wieder fuhren wir Stunde um Stunde, so schien es mir wenigstens. Es war so heiß in der Limousine, dass ich dachte, ich ersticke. Ich versuchte, es dem Polizisten neben mir klarzumachen. Er hob den Sack ein Stück hoch, damit ich besser atmen konnte, aber die anderen schnauzten ihn an. Trotzdem tat er es von Zeit zu Zeit immer wieder.

Wir hielten an.

Die Polizisten führten mich über Treppen, ich hörte viele Tore oder Türen, die sich hinter mir schlossen. Wir gingen durch einen langen Gang, in dem unsere Schritte hallten, dann hörte ich wieder eine Tür, sie muss aus Metall gewesen sein.

«Stop!»

Sie zogen mir den Kartoffelsack vom Kopf. Ich stand in einem leeren Raum. Kein Waschbecken, keine Toilette, nichts. Nur Backsteinwände. Direkt hinter der Metalltür, die ich gehört hatte, befand sich noch eine schwere Holztür. Der Boden war aus Beton. In einer Wand gab es weit oben, unterhalb der Decke, ein kreisrundes, tiefes Loch, durch das Licht in den Raum strömte. Kunstlicht. Sie nahmen mir die Ketten ab. Dann schlossen sie die Tür. Ich dachte immer noch: Bald kommen sie wieder, stellen mir einige Fragen, und dann bringen sie mich zum Flughafen.

Einige Stunden später hörte ich Schritte, und es kam jemand in Zivilkleidung herein. Langes Hemd, Weste und Turban. Er fragte mich auf Englisch:

Wer bist du?

Wie heißt du?

Wie alt bist du?

Woher kommst du?

Bist du Journalist?

Bist du Deutscher?

Türke?

Wieso bist du hierhergekommen?

Was hast du in Pakistan gemacht?

Bist du verheiratet?

Mit einer pakistanischen Frau?

Das ging immer so weiter, viele Stunden lang. Sein Englisch war kaum besser als meines. Ich erzählte ihm von den Tablighis

und auch von Mohammad. Immer wieder fragte ich ihn nach einem Telefon.

Schießlich sagte er: Ich bringe dir ein Telefon. «*No problem.*» Dann ging er hinaus und schloss die Tür.

Ich sah den Mann nicht wieder.

Ich habe versucht, die Tage zu zählen. Ich kann es nur schätzen. Ich weiß nicht, ob Tag oder Nacht ist. Das Licht ist immer an. Wenn ich das Gefühl habe, dass es Nacht ist, also wenn ich müde werde, versuche ich zu schlafen. Wenn ich denke, es ist Tag, stehe ich auf und beginne das Morgengebet. Meine Uhr hat man mir abgenommen. Meinen Gürtel und meine Schuhe auch, ich bin barfuß. Ich besitze nur noch die Stoffhose, die ich die ganze Zeit getragen habe, und das pakistanische Hemd, das mir Raheg geschenkt hat.

Zwei Wärter sind zuständig für mich. Ich glaube, sie arbeiten in Schichten zu jeweils zwölf Stunden. Aber sie erscheinen unregelmäßig, einmal kommt der eine mehrmals hintereinander, dann der andere, und plötzlich bleiben sie ganz weg. Mit dem einen kann ich ein bisschen sprechen. Der andere ist immer stumm.

Sie kommen, um mir etwas zu essen zu bringen. Rote Linsen. Es sind immer rote Linsen, gekocht, aber nicht mehr warm. Jeden Tag einmal. Ein halbes Glas voll. Ein halbes Glas roter Linsen, jeden Tag. Dazu ein Glas Wasser, zweimal am Tag, ich glaube, dass es zweimal am Tag ist, aber wohl nicht zu denselben Zeiten. Es kommt mir auch so vor, als ließen sie manchmal die Mahlzeit aus. Ich muss immer wieder fragen, dann kriege ich endlich Wasser. Ich muss immer gegen die Holztür treten.

Auch wenn ich auf die Toilette muss, trete ich barfuß gegen die Tür. Dahinter ist ein leerer Raum, so wie dieser, darin ist ein arabisches Klo, ein Loch im Boden mit Wasserspülung. Dann

folgt eine zweite Metalltür, und dahinter sitzen die Wärter. Manchmal muss ich stundenlang gegen die Holztür treten, bis einer der Wärter aufschließt und mich auf Toilette lässt. Ich verkneife es mir, in meiner Zelle auf den Boden zu machen. So lange muss ich es eben aushalten.

Ich muss aushalten.

Ich habe Angst. Was ist, wenn mein Ticket irgendwann abläuft? Ich habe kein Geld mehr, um mir ein neues zu kaufen. Werden sie es mir bezahlen? Und wenn es in die Türkei geht, nur irgendwohin, nur weg, denke ich.

Ich trete gegen die Holztür. Ich laufe hin und her.

Die Zelle misst etwa zwei mal drei Meter. Hin und her. Ich weiß jetzt: So geht es nicht weiter. Irgendetwas muss ich tun, sonst werde ich verrückt! Hin, her. Ich habe mal gelesen, dass man verrückt werden kann, wenn man zu lange in einer Isolationszelle ist. Hin, her. Ich muss mich beschäftigen. Hin. Ich trete barfuß gegen die Holztür. Her. Ich muss etwas tun. So kann ich nicht gesund bleiben.

Ich höre Schritte.

Schlüssel.

Einer der beiden Wärter erscheint, es ist der, der spricht.

Kann ich einen Koran haben?, frage ich ihn. *«Koran, Koran. Can I have?»*

«Yes, yes.»

Er nickt, er lächelt, er schließt die Tür. Seine Schritte entfernen sich, ich höre, wie die zweite Metalltür zufällt. Ich warte. Ich laufe hin und her. Stunde um Stunde.

Zwei Tage später bringt mir der Wärter einen Koran. Ich glaube, es waren zwei Tage.

«Koran», sagt er und gibt mir die Schrift.

«Elhamdulillah», sage ich.

Alles Lob gebührt Allah.

Der Wärter geht weg. Ich halte das Buch in den Händen. Das ist ein schöner Moment. Ich schlage das Buch auf und lese: «Im Namen Allahs, des Allbarmherzigen. Gelobt sei Allah, der die Himmel und Erde geschaffen und Finsternis und Licht geordnet hat; und dennoch verähnlichen ihm die Ungläubigen noch andere Wesen. Er ist es, der euch aus Lehm erschaffen und der euer Lebensziel bestimmt und auch das Endziel (den Jüngsten Tag) schon bestimmt hat ...»

Die sechste Sure. Ich kann es kaum fassen, die Worte des Korans zu hören. Ich höre mir selbst zu, wie ich die Verse lese. Ich bin gefangen, aber ich habe etwas zu tun, etwas Gutes sogar: Ich studiere den Koran. Ich weiß: Es ist eine gute Tat, die mir angerechnet wird.

«Er ist Gott in den Himmeln und auf Erden; er weiß, was ihr verheimlicht und was ihr offenbart; er kennt eure Verdienste ...»

Plötzlich Schritte, Schlüssel, die Tür geht auf.

Es sind pakistanische Polizisten mit Turban und in Uniform. Sie nehmen mir den Koran wieder weg. Sie haben Ketten. Es sind schwere, rostige Eisenketten. Die Manschetten, die sie um meine Handgelenke legen, sind so breit wie eine Tafel Schokolade. Mit einer Art Inbusschlüssel schrauben sie die Ketten an der Innenseite der Manschetten zu, bis sie sich fest um die Handgelenke gezogen haben und schmerzen. Dasselbe geschieht an meinen Füßen. An den Handketten befindet sich eine weitere Kette, mit der sie mich ziehen können. Ich weiß, was jetzt kommt.

Einer stülpt mir wieder den Kartoffelsack über den Kopf.

Es wird dunkel.

Die Eisenketten rasseln, als sie mich aus der Zelle bringen. Ich höre die Holztür, dann die Metalltür dahinter. Sie führen

mich durch den leeren Raum mit der Toilette, durch die zweite Metalltür, den Raum, in dem die Wärter sind, wieder eine Eisentür, schließlich durch einen langen Gang, in dem die Schritte hallen. Ich höre Türen um Türen, die hinter mir zufallen, dann spüre ich das Licht. Es ist Tag. Ich sitze in einem Auto auf der Rückbank, links und rechts ein Polizist neben mir.

Die Sonne tut gut, auch wenn ich sie nicht sehen kann. Sie wärmt. Die Luft riecht mild, selbst unter dem Sack. Wo werden sie mich hinbringen? Und wie lange bin ich in dieser Zelle gewesen?

Ich zähle: Ich habe zehnmal das Morgengebet gesprochen.

Wir fahren ein paar Stunden. Zwischendurch halten wir an, ich kann hören, wie die Polizisten aussteigen und Tee trinken. Ich höre ihre Löffel in den Gläsern klappern, sie lachen und schwatzen. Mich haben sie allein im Wagen zurückgelassen, und ich muss mir die ganze Zeit die Musik im Radio anhören, pakistanischen Pop. Eine Strafe.

Dann die Ankunft, vielleicht nach einem halben Tag. Ich werde über Treppen geführt, ich höre viele Türen, es sind immer wieder Treppen dazwischen, rauf und runter, wieder eine Tür. Dann streckt ein Polizist seinen Arm vor meinen Oberkörper, bedeutet mir damit, dass ich stehen bleiben soll.

Jemand zieht den Sack von meinem Kopf. Ich bin in einem Raum, der kaum größer ist als die Zelle, aus der ich abgeholt wurde. Aber dieser Raum ist zu einer der schmalen Seiten hin offen: Dort sind Gitterstäbe aus Eisen, und dahinter ist ein Gang, etwa einen Meter breit. Von irgendwoher strömt Licht herein, künstliches Licht.

In einer Ecke des Raumes kauert ein Mann im Schneidersitz auf dem Boden. Die Polizisten lösen die Ketten und lassen mich mit dem Mann allein.

Etwa einen Meter vor ihm steht eine Schachtel, so groß wie ein Schuhkarton. Darin sehe ich Süßigkeiten. Es sind grüne, gelbe und rote Süßigkeiten: Plätzchen.

Ich habe Hunger wie noch nie in meinem Leben. Ich habe tagelang nur diese roten Linsen gegessen, und ich würde mich am liebsten sofort auf die Schachtel stürzen ...

«*Salam alaikum.*»

«*Alaikum salam!*», sagt der Mann auf dem Boden.

Da weiß ich: Er ist Araber.

Ich frage ihn, wer er sei. Er antwortet auf Arabisch, und so kann ich ihn nicht verstehen. Ich setze mich in eine andere Ecke auf den Boden. Der Mann sieht auf die Schachtel. Auch ich mustere die Schachtel.

Nach einer Weile fragt mich der Araber: Möchtest du etwas essen? Er sagt es mit Handzeichen, so jedenfalls habe ich ihn verstanden.

Nein, bedeute ich ihm. Nein, danke.

Der Araber führt seine Hand zum Mund und nickt dabei.

Iss, iss, bedeutet er mir.

Ich esse die ganze Schachtel auf. Ich hätte alles Geld, das ich je besessen habe, für diese Schachtel gegeben.

Ich wusste noch nicht, dass wir bald zu viert sein würden. Die beiden anderen Araber waren gerade beim Verhör, wie ich dann erfuhr, als man sie in die Zelle zurückführte. Der Mann, der mir die Süßigkeiten gegeben hatte, kam aus Bahrain. Er hieß Kemal. Einer der beiden anderen Männer stammte aus dem Oman. Nennen wir ihn Salah. Er lebt heute wieder zu Hause, aber ich möchte nicht, dass er irgendwelchen Ärger bekommt. Mit Salah habe ich vier Jahre meines Lebens verbracht. Ich habe ihn immer wieder in verschiedenen Blocks in Guantanamo getroffen. Salah sprach sehr gut Englisch. Er erzählte mir, dass

er in den USA studiert habe. Kemal sitzt heute noch in Guantanamo.

Mein Zustand hatte sich einerseits verbessert: Ich konnte wenigstens mit Salah sprechen. Andererseits aber entscheidend verschlechtert: Die Zelle war feucht und heiß, überall krochen Kakerlaken herum, Käfer und komische, exotische Spinnen mit fetten Körpern und haarigen Beinen. Auch gab es keine Toilette, nur einen Kanister. Ich wurde sehr schnell krank, und ich musste mich oft übergeben. Ich würgte nur Wasser oder sauren, gelblichen Schaum hervor. Obwohl es jetzt auch mal Reis gab, zwischen den roten Linsen. Und pakistanisches Brot.

Ein Stück Brot, so groß wie ein Pita-Brot, für vier Männer, und einen Teller Linsen oder Reis für vier Männer, zweimal am Tag. Das teilten wir uns, aber ich bekam irgendwann nichts mehr herunter. Das war merkwürdig: Ich hatte immerzu Hunger, aber ich konnte nichts mehr essen. Dieses Gefühl war mir neu. Natürlich haben wir während des Fastenmonats Ramadan auch in Bremen tagsüber nichts gegessen. Aber morgens und abends stopften wir uns die Bäuche voll. Dazwischen knurrte einem manchmal der Magen, aber er tat nicht wirklich weh.

Jetzt aber tat er mir weh. Ich hatte dieses ständige Säuregefühl im Hals. Alles tat weh, der Magen, die Kehle, sogar meine Zunge, die schwer und dick und pelzig geworden war. Dann, nach ein paar Tagen, wurde ich schwach und bekam Kopfschmerzen. Ich konnte nicht mehr schlafen. Und mich immer weniger bewegen. Aber immerhin konnte ich mich mit Salah unterhalten. Ich lernte von ihm sogar mehr Englisch, als ich während der ganzen Wochen in Pakistan gelernt hatte.

Die Pakistaner verhörten mich nur zweimal in dieser Zeit. Sie stellten die immer gleichen Fragen. Sie machten Fotos von mir, nahmen Fingerabdrücke.

Was willst du hier?

Wo kommst du her?

Was hast du gemacht?

Dann brachte man mich zu meinem ersten Verhör mit Amerikanern.

Wir fuhren eine Weile mit dem Auto durch die Stadt, ich hörte immer wieder Stadtgeräusche, Motorradrikschas, Marktgeschrei. Ich trug Fesseln und den Kartoffelsack. Es war sehr heiß, und als wir anhielten, zog mir einer der Polizisten den Sack vom Kopf, sodass ich das Gebäude sah, bevor sie mich hineineskortierten. Eine große, hellgetünchte Villa. In der Villa wurde es plötzlich kühl, es gab wohl eine Klimaanlage. Ich wurde durch das Haus geführt, da war ein schöner Salon mit Pflanzen, Sesseln, Büchern, ein Gang, schwere, weiße verglaste Holztüren, hohe Decken mit laufenden Ventilatoren. Dann ein Raum, in dem ich warten sollte. Die Polizisten setzten sich neben mich auf eine Bank.

Schon nach kurzer Zeit ging die Tür auf, und ein Amerikaner sah mich an. Er schien fast erschrocken. Was hatte er erwartet? Er war wohl perplex, einem Europäer zu begegnen. Einem verdreckten, zerlumpten und unrasierten, aber eben hellhäutigen Mann.

«The German guy!», rief er.

Dann kam ein zweiter Amerikaner herein und musterte mich. Sie trugen beide Zivil, Stoffhosen und Hemden; der zweite einen Pullover mit V-Ausschnitt über dem Hemd. Er hatte graumelierte Haare und einen Schnauzbart. Er hätte auch ein Deutscher sein können.

Ich sagte: «Ich komme aus Deutschland. Ich bin Deutscher.»

Die beiden lächelten sich an.

«Yeah. The German guy», sagte der mit dem Pullover.

Die Polizisten bedeuteten mir, aufzustehen und mitzukommen. Die beiden Amerikaner liefen voraus, und wir folgten

ihnen. Ich wurde in einen Verhörraum geführt. Drei Stühle, ein Tisch. Ich trug noch Ketten, die Wachen standen um mich herum mit ihren Maschinenpistolen. Vielleicht fürchteten die Amerikaner, ich würde sie angreifen, dachte ich später. Aber ich wollte sie nur fragen, wann ich endlich nach Hause käme. Von mir aus auch in die Türkei. Ich dachte noch immer, sie würden mich ausfragen und dann entlassen.

Der Mann mit dem Pullover krempelte die Ärmel hoch und begann mit dem Verhör. Es waren ähnliche Fragen, wie sie mir die pakistanische Polizei immer wieder gestellt hatte, aber diesmal verstand ich sie besser.

Name?

Wie alt?

Beruf?

Wann sind Sie in Pakistan angekommen?

Aber das stand doch in meinem Pass und in meinem Flugticket, die beide vor ihm lagen!

Dann wollte der Amerikaner wissen, warum ich in Pakistan sei. Ich versuchte ihm zu erklären, dass ich Koranschüler sei. Dass ich am Mansura-Center in Lahore den Koran studieren wollte, man mich dort aber abgewiesen habe mit der Begründung, es sei im Moment zu gefährlich, einen Ausländer aufzunehmen. Weil die Amerikaner gerade Afghanistan überfallen hätten, aber das sagte ich ihm nicht.

Ich hatte mich zuerst geärgert, dass ich abgelehnt wurde. Aber weil ich schon mal da war, wollte ich nicht sofort zurückfliegen. Ich wusste von den Bremer Tablighis, dass die Koranschüler in Pakistan auch in kleinen Gruppen von Moschee zu Moschee ziehen. Diesen Gruppen wollte ich mich anschließen, erklärte ich dem Amerikaner.

Er wollte wissen, was ich seit dem Tag meiner Einreise vor inzwischen mehr als zwei Monaten in Pakistan gemacht hätte. Ich

sagte ihm, dass ich mit den Koranschülern herumgereist sei und dass wir in den Moscheen schliefen, nachdem wir dort tagsüber gebetet und gelernt hätten.

Mein Englisch war immer noch sehr schlecht. Er schien vieles nicht zu verstehen. Aber immerhin so viel, dass er wissen wollte, wer diese Koranschüler seien, wie sie hießen und wo sie nun steckten. Ich sagte ihm, ich wüsste es nicht. Es waren ja immer neue Schüler dazugekommen, und andere waren weitergezogen, aber das konnte ich ihm nicht begreiflich machen. Ich erzählte ihm von Mohammad, den ich nicht mehr gesehen hatte, seit ich in Peschawar am Checkpoint vor der Wache den Bus verlassen musste, und dass er bestimmt nach mir gefragt hätte.

Dann wollte er wissen, wo genau in Pakistan ich gewesen sei.

Ich sagte: *«Karachi. Airplane: I landing. No speak language. Nobody speak English. I meet Hassan in the plane, Hassan is from Islamabad. So I go to Islamabad. But not with Hassan, Hassan take the airplane to Islamabad.»*

«So you went by bus or by train to Islamabad?», fragte der Amerikaner.

«Airplane. I buy new ticket and take the airplane, later. But in Islamabad I don't find Hassan. Telephone number he give me – no good. I go to Lahore, to Mansura center for Islam. They say: no German, too dangerous. I go to Islamabad, I meet Mohammad. We sleep in the Mosques. We study Koran. We study Hadith. Hadith!»

Einer der pakistanischen Polizisten nickte.

«Then we take train to Peschawar.»

Was ich in Deutschland gemacht hätte?

Ich konnte mir keinen Reim darauf machen, warum er das wissen wollte. *«I live in Bremen. I live in the house of my parents. I study ships, and then I study Koran. I marry Muslim woman from Tur-*

key, so I want to study Koran.» Stolz zeigte ich ihm den Ehering an meinem Finger.

«*Are you a terrorist?*», fragte der Amerikaner plötzlich.

«*Terrorist? No! I'm German. I'm Turkish, but I live in Germany. I'm born in Germany, in Bremen.*»

«*Do you know Osama?*»

«*No.*»

«*Where is Osama? Tell me!*»

«*I don't know.*»

«*Tell me and I'll let you go ...*»

«*No! No! I don't know ...*»

Die pakistanischen Polizisten brachten mich zurück in die Zelle zu den anderen. Dort blieben wir noch einige Tage. Dann kamen pakistanische Soldaten. Der Kommandeur war klein und untersetzt, vielleicht ein General. Er brachte uns blaue Overalls, eine Art Gefängniskleidung. Die mussten wir anziehen, und wir durften nichts darunter tragen. Unsere Kleidung wurde weggeschafft. Dann ketteten sie uns an Händen und Füßen an.

Salah und die anderen hatten wohl schon gewusst, dass man uns den Amerikanern übergeben würde. Sie hatten es mir bloß noch nicht verraten.

Der General sagte: «*Mecburi. Mecburi.*» Er sah mich an. Dann sagte er auf Englisch: «*Forgive me!*» Und stülpte mir den Kartoffelsack über.

Ich werde ihm nie vergeben. Nicht mal im Jenseits.

Als wir die Treppen hinaufkamen und auf einen Lastwagen verladen wurden, öffnete sich der Kartoffelsack und verschob sich etwas. Ich konnte ihn noch ein Stück weiter hochdrücken, ohne dass die Soldaten etwas merkten. Es war ein Militärlastwagen mit einer Tarnplane. Plötzlich zog eine Hand den Sack wieder herunter.

Wir fuhren nur ein kurzes Stück. Vielleicht zehn Minuten. Dann hörte ich Flugzeuge. Propellermotoren. Ich dachte sofort: Sie bringen mich in die Türkei. Die Maschinen liefen schon, sie mussten startbereit sein. Ich hörte andere Lastwagen, die genauso klangen wie dieser, und dann vernahm ich Stimmen. Es waren Amerikaner.

Beim Aussteigen schob ich den Sack auf meinem Kopf wieder ein Stück hoch. Ich sah viele Amerikaner in Uniform. Helle Tarnkleidung. Ich dachte noch: Sie fliegen mich auf einen amerikanischen Militärstützpunkt in der Türkei. Endlich raus hier.

Sie durchsuchen mich. Obwohl ich doch nichts mehr trage unter dem Overall, gar nichts mehr besitze, nicht mal mehr Schuhe. Ich spüre ihre Hände überall, sie sind grob. Jemand nimmt meine rechte Hand. Er reißt an meinem Ringfinger: Er will den Ring abziehen, meinen Ehering, den Ring mit ihrem Namen darin! Der oder die Soldaten zerren daran, ich verkrampfe die Hand, versuche, eine Faust zu machen, aber ich bin zu schwach. Sie spreizen einfach meine Finger, der Ring löst sich. Ich bin zu schwach, um mich zu wehren, und meine Finger sind schmal geworden.

Dann höre ich, dass der Soldat den Ring wegwirft.

Es klimpert auf dem Asphalt.

Ich bin wütend, aber ich kann nichts sagen. Ich bin halb verhungert, gefesselt, ich kann mich kaum noch auf den Beinen halten, und ein ohrenbetäubendes Geräusch haut mich fast um.

Eine Hydraulik. Eine Flugzeugklappe, die sich mechanisch öffnet.

Wir werden hineingetrieben. Ich spüre kaltes, raues Metall an meinen nackten Füßen.

«Sit! Sit! Sit down, motherfucker!», brüllt mir ein GI ins Ohr.

Ich falle auf den Hintern und kauere auf dem Boden. Er drückt meinen Kopf nach vorn. Ich höre Schreie, Rufe, es sind die Schreie vieler anderer Gefangener in diesem Flugzeug.

Plötzlich spüre ich einen Schlag auf meinen Kopf. Ich kippe um. Ich liege auf der Seite. Dann bekomme ich einen Tritt in den Bauch.

Es ist das erste Mal, dass ich geschlagen werde.

Sie treten mir mit den Stiefeln gegen Arme und Beine, in den Rücken. Ich kann mich nicht wehren, mich nur zusammenkauern.

Ich habe keine Kraft zu schreien. Ich habe nur einen Gedanken: Sie fliegen mich in die Türkei. Sie bringen mich auf einen ihrer Stützpunkte, wo sie mich den Türken übergeben!

Sie ketten mich am Boden an. Bald ist es vorbei.

Ich kriege einen Tritt in den Rücken.

Ich höre die Hydraulik. Kommandos. Die Ladeklappe schließt sich.

Vorbei.

Ich wusste noch nicht, wohin sie mich wirklich bringen würden.

III. KANDAHAR, AFGHANISTAN

Ich bin verkauft worden. Für ein Kopfgeld von 3000 Dollar, an die Amerikaner. Das haben sie mir in einem der endlosen Verhöre in Guantanamo selbst bestätigt. «Ich weiß», sagte ich in diesem Verhör, «Sie haben sich mehr vorgestellt für die 5000 Dollar, die Sie für mich gezahlt haben.»

«3000», sagte der Vernehmer. «Wir haben nur 3000 Dollar für dich gezahlt.»

Da wusste ich, dass es stimmte.

Jeder in Pakistan hat damals gewusst, dass es eine Prämie gab für Ausländer. Es sind auch viele Pakistaner verkauft worden. Ärzte, Taxifahrer, Gemüsehändler, die ich später in Guantanamo kennenlernte. Es ist mir ganz egal, wer das Kopfgeld für mich bekommen hat. Es konnte der Polizist am Checkpoint in Peschawar gewesen sein, genauso wie der Europäer oder Amerikaner mit den blonden Haaren in der Villa. Vielleicht hat sich das ganze Polizeirevier in Peschawar die Summe geteilt. In Pakistan sind 3000 Dollar sehr viel Geld. Damit kann ein Mann heiraten, ein Auto und eine Wohnung kaufen.

Alle haben das gewusst. Nur ich nicht. Ich habe erst viel später erfahren, dass die Amerikaner Geld für uns bezahlt haben, als seien wir Sklaven.

Vor dem Flug wurden wir nicht nur gefesselt und angekettet, sondern auch verschnürt wie Pakete. Ich hörte die Propeller und das Schreien der Soldaten und der Gefangenen. Durch den Kartoffelsack konnte ich ein Stück der Aluminiumwände des Flug-

zeugs erkennen. Unsere Oberkörper waren mit langen Gurten straff an den Wänden festgeschnallt. Meine Beine waren auf dem Boden ausgestreckt und festgezurrt. Die Fußketten schnürten meine Füße oberhalb der Knöchel ab. Ich konnte nur noch den Kopf bewegen.

Außer mir waren die drei aus meiner Zelle und etwa zwölf andere Gefangene an Bord. Ich konnte nicht erkennen, wie viele Soldaten um uns herum waren. Bei dem Stimmengewirr müssen es sehr viele gewesen sein. Sie bewegten sich ständig von einem Gefangenen zum anderen und schlugen uns mit Fäusten, Gewehrkolben und Knüppeln. Es war kalt wie in einem Kühlschrank. Ich saß auf blankem Metall, und ein Gebläse warf eisige Luft. Ich versuchte zu schlafen. Aber sie prügelten mich immer wieder und weckten mich auf.

«*Keep your head up!*», schrien sie.

Sie traten und beschimpften uns ohne Pause. Manchmal vergaßen sie mich für ein paar Minuten und schlugen dann umso heftiger zu.

«*You are terrorists!*», brüllten sie.

«*We are Americans! You are terrorists. We've got you! We are strong! And we'll give it to you!*» Das schrien sie immer wieder. «*You fuckers!*»

Ich dachte, in der Türkei werden doch auch oft Gefangene geschlagen. Das ist bekannt, und es erschien mir fast normal, dass die Amerikaner dasselbe taten. Sollte ich in der Türkei zunächst in ein Gefängnis gesteckt werden, würden sie mich dort auch verprügeln. Aber ich dachte jetzt: Irgendwann muss es vorbei sein. Doch die Soldaten wurden nicht müde. Sie lachten oft dabei. Sie machten wohl Witze über uns.

Es war Nacht, als wir losgeflogen waren. Im Flugzeug war es hell, ich sah nur meine nackten Füße und das grelle Licht. Die Kälte drang durch den dünnen Overall. Meine Füße und

Hände waren von dem Druck der Handschellen und Fesseln geschwollen. Ich hatte Angst, dass ich meine Hände nie mehr würde bewegen können. Ich wusste, die Hand stirbt ab, wenn sie abgeschnürt ist. Ich sah, dass meine Füße schon dunkelblau angelaufen waren, und spürte sie nicht mehr. Der ganze Körper schmerzte, ich konnte kaum noch atmen.

Ich vermied es, mit den anderen zu sprechen. Wenn man etwas sagte, wurde man nur noch mehr geschlagen. Niemand von uns sprach. Ich war viel zu schwach und krank. Ich hatte keine Angst, aber mir wurde klar, dass ich sterben könnte. Ich dachte an meine Familie. Wenn ich jetzt sterben sollte, würde ihr dann jemand sagen, wie ich gestorben war und was mir angetan wurde?

Ich weinte nicht. Ich würde das zugeben, aber ich konnte nicht weinen. Auch unser Prophet weinte, als sein Sohn starb, aber ich weinte nicht in diesem Flugzeug. Es gibt bei uns ein Sprichwort: «Die Tränen des Herzens sind schlimmer als die Tränen des Auges.» Vielleicht gibt es dieses Sprichwort gar nicht, und ich erfand es während des Fluges. Ich sagte mir die Worte wieder und wieder: *Kalbin aglamasi gözlerin aglamasin dan cok daha siddetlidir.*

Dann betete ich leise: Mein Allah, gib mir Geduld und Kraft und beschütze mich. Ich weiß, Du bist der beste Beschützer, ich erwarte Schutz nur von Dir, denn Du bist der Allmächtige.

Fünf Jahre lang habe ich das gebetet.

Ich weiß nicht, wie lange der Flug dauerte. Irgendwann gingen wir runter. Ich hörte das Drosseln der Motoren, bald würde das Flugzeug aufsetzen. Ich dachte noch, dass mir gar nichts passieren könnte, so wie ich angeschnallt war.

Ich hörte wieder die Hydraulik der Heckklappe. Ich spürte einen Schlag auf meinen Kopf, und als ich ihn hob, sah ich durch meinen Kartoffelsack grelle Blitze. Blitzlichter. Ich warf

den Kopf in den Nacken und konnte Soldaten erkennen, die uns fotografierten und filmten. Sie standen auf der Landebahn.

Plötzlich wurde es mir klar: Sie hatten uns während des Fluges ja immer wieder als Terroristen bezeichnet, und sie würden uns mit diesen Fotos als Terroristen darstellen. Entweder glaubten sie wirklich, ich sei ein Terrorist, oder sie wussten bereits, dass ich unschuldig war, brauchten aber Opfer, die sie stolz präsentieren konnten. Das regte mich auf. In Amerika, überall auf der Welt würden sie sagen: Das sind die Terroristen, nach denen wir gesucht haben. Das sind die Verbrecher, die für die Anschläge des 11. September verantwortlich sind. Und so gehen wir mit ihnen um!

Was ich erst später erfuhr: Mit diesen «Beweisfotos» wurde in den Medien tatsächlich behauptet, die Amerikaner hätten uns im afghanischen Kriegsgebiet gefangen genommen – obwohl wir alle in Pakistan und von der pakistanischen Polizei verhaftet worden waren.

Doch im Flugzeug hatte ich nur einen Gedanken: Ich wollte ihnen beweisen, dass ich unschuldig war. Die Soldaten mussten ja davon ausgehen, dass ich ein Terrorist sei, wenn man es ihnen so gesagt hatte, und somit hätten sie zumindest einen Grund gehabt, mich zu schlagen. Auch wenn das nicht gerecht war, so konnte ich sie gerade noch verstehen. Aber irgendwie würde sich in ein paar Tagen meine Unschuld erweisen, und ich würde wieder freikommen. Ich wollte das in meinem nächsten Verhör klären, und ich schöpfte neue Hoffnung.

Die Soldaten lösten die Gurte. Als man mich aufhob, hatte ich das Gefühl, nicht mehr auf meinen Füßen stehen zu können. Sie fesselten uns mit einem dünnen, starken Plastikband Arm an Arm. Ich schwankte, und dann schnitt das Band, durch das ich mit den Gefangenen vor und hinter mir verbunden war, in meinen Arm. Ich nahm meine Schritte als ein dumpfes Stechen

wahr, als liefe ich auf etwas Fremdem, auf Stelzen, die sich in den Körper bohrten. Aber ich hatte Glück. Andere Gefangene hatten gebrochene Beine, offenbar von den Schlägen. Manche versuchten, auf einem Bein voranzukommen. Einer wurde von zwei Soldaten über den Boden geschleift. Ich sah, wie sein Fuß unterhalb des Knöchels abgeknickt war.

Ich vernahm Hundegebell. Wir stolperten die Rampe hinunter. Sobald einer von uns stehen blieb oder hinfiel, riss das Band mich mit. Die Hunde waren überall um uns herum, und ich hörte, wie sie zubissen. Man kann das hören, wenn ein Hund beißt. Es waren belgische und deutsche Schäferhunde. Ich hatte in Bremen selbst Hunde gehabt, und ich konnte sie durch den Sack erkennen. Belgische Schäferhunde sind größer und kräftiger, sie haben kürzere Haare als die deutschen, und sie sind meist einfarbig.

Wir liefen einige Minuten, bis uns die Soldaten zu Boden warfen. Wir sollten uns auf den Bauch legen. Ein Soldat setzte sich auf meinen Rücken. Mein Atem kondensierte unter dem Sack, ich spürte die Kälte und den Steinboden. Offenbar, so viel konnte ich verstehen, würden sie uns nacheinander abholen und wegbringen. Ich hörte Helikopter und Motoren von Jeeps oder Lastwagen. Der erste, der zweite, der dritte. Das dauerte sehr lange.

Ich mag Stunden oder nur einige Minuten dort auf dem Boden gelegen haben. Ich habe nicht gemerkt, dass ich ohnmächtig geworden bin. Vielleicht von der Kälte.

Ich erwachte, als mich jemand ins Gesicht schlug.

«I feel his heart beating again», sagte der Soldat, der auf meinem Rücken gesessen hatte.

Man zog mich hoch, und ich versuchte zu gehen. Der Soldat rammte seine Faust in meinen Rücken, ich lief, bis mich jemand aufhielt und mir den Sack vom Kopf nahm. Ich war in einem Zelt.

Vor mir saß ein Mann an einem Tisch, auf dem Papier und Stift lagen. Zwei Soldaten schnitten mit einer Schere meinen Overall auf, damit sie ihn mir ausziehen konnten, ohne die Fesseln abzunehmen. Ich war nackt. Ich sah andere Kleider auf einem Stuhl, darunter einen blauen Overall.

«Name?»

«Age?»

«Born in?»

Jemand zupfte mir einige Haare aus. Ich wurde gewogen, eine Speichelprobe wurde entnommen. Man bedeutete mir, den Overall aufzuheben. Ich hörte draußen Schüsse. Ich glaubte auch einige Bombeneinschläge zu hören. Der Mann auf dem Stuhl zuckte, wenn es krachte. Dann bekam ich eine Nummer: 53. Ich war der 53. Gefangene. Wieder ein dumpfer Knall. Die Nummer stand auf einem grünen Plastikband, das sie mir um das Handgelenk schnürten. Die Soldaten schienen nervös.

«Hurry!»

Was ich hörte, waren eindeutig Flugzeuge und Kampfhandlungen. Raketen. Zischen, Pfeifen, dumpfe Einschläge.

Da wusste ich, dass ich nicht in der Türkei, sondern in einem Kriegsgebiet war.

«Hurry up!»

Die Amerikaner wurden angegriffen, und sie schossen zurück. Flugzeuge und Helikopter starteten und landeten. Die Raketenabschüsse klangen sehr nah, der Mann an diesem Tisch war bleich.

«Look down!», schrie er.

Ich spürte, wie die Soldaten ängstlich wurden, als sie mich an den Armen hielten. Sie drückten meinen Kopf mit aller Kraft nach vorn. Es schien, als hätten sie weniger Angst vor den Bomben als vor mir, obwohl ich doch nackt, gefesselt und unbewaffnet war.

Der Offizier stellte mir noch einige Fragen, aber ich konnte mich kaum auf den Beinen halten und nur noch ja oder nein sagen. Dann führten sie mich aus dem Zelt heraus.

Es war Nacht. Ich sah einen Verschlag aus übereinandergetürmten Schlangen Natodraht. Der Verschlag stand mitten im Militärlager und maß vielleicht zehn mal fünf Meter, darum patrouillierten Soldaten in Zweiergruppen. Man führte mich dorthin. Der Verschlag hatte keine Tür, nur Stangen, die am Draht befestigt waren und die man mit Hilfe von Ketten auf- und zuziehen konnte. Darin kauerten zwanzig oder dreißig Gefangene. Ein Soldat schlug mir mit dem Gewehrkolben von hinten auf den Kopf. Ich fiel zu Boden.

«See that?!»

Er deutete auf sein Gewehr.

«Can you see that?!», schrie er.

«Don't move!»

Das verstand ich. Falls ich mich rührte, würde er mich erschießen. Andere Soldaten nahmen mir die Fesseln ab. Als sie die Handschellen öffneten, konnte ich meine Finger nicht mehr bewegen. Sie waren dunkelblau und taub. Meine Füße ebenso. Sie warfen den Overall auf den Boden. Ich wollte ihn aufheben und anziehen. Sie richteten ihre Waffen auf mich.

«Don't move!»

«Sit down!», schrien sie.

Ich setzte mich auf. Die Soldaten wichen rückwärts aus dem Verschlag.

«Sit down! Don't move!», schrien sie noch draußen.

Ich musste so sitzen bleiben, nackt, der Overall neben mir, bis zum nächsten Tag. Ich fror entsetzlich. Nach einer Weile legte ich mich hin. Ich war müde und schlief ein. Ich schlief sehr tief.

Als es hell wurde, blickte ich mich um. Ich sah Zelte und Natodraht, einen hohen Turm, vielleicht ein Tower. Nicht weit von uns musste eine Landebahn sein, wo ihre Flugzeuge und Helikopter starteten und landeten. Dort stand ein langer Hangar aus Holz und Wellblech und das nackte Gerüst eines zweiten Hangars. Das Blech des ersten war voller Löcher. Kugeln, dachte ich.

Neben den geschlossenen Zelten sah ich olivgrüne Zeltplanen auf Holzstelen. Überall hämmerten und bohrten Soldaten an etwas herum. Ich sah Bulldozer. Sie schienen an diesem Lager noch zu bauen. An einer Seite des Turms erkannte ich eine Art Mauer aus Metall oder Blech, sie mochte um das ganze Lager herumlaufen, aber das konnte ich nicht sehen. Weit hinter den Hangars standen weiße Pfeiler, die aussahen wie Grabkreuze. Es konnten aber keine Gräber sein, die Pfeiler waren mindestens drei Meter hoch. Auf der anderen Seite, etwas entfernt, war ein zweiter Drahtverschlag mit Gefangenen zu erkennen.

Rund um das Militärcamp waren Berge – so weit das Auge reichte. Sie waren riesig. So viele und so hohe Berge hatte ich noch nie gesehen. Auf den Gipfeln lag Schnee. Der Boden im Camp war gefroren und zerfurcht, wie ein trockenes, steiniges Flussbett. Noch immer hörte ich Hubschrauber starten und landen.

Einige Gefangene saßen ebenso nackt auf der Erde wie ich. Andere hatten bereits die Overalls angezogen. Manche trugen immer noch die rostigen Fußketten aus Pakistan mit großen Schellen um die Knöchel und einer Stange dazwischen. Ich bemerkte, dass die Wärter jetzt etwas weiter entfernt von mir mit einem Gefangenen beschäftigt waren, und zog mir schnell den Overall an. Sie sagten nichts. Ich vergrub das Kinn unter dem Stoff und blies Luft auf meine Brust. So wurde mir etwas wärmer. Ich bewegte meine Hände, aber erst nach Tagen kehrte das Gefühl in meine Finger zurück.

Wir durften nicht miteinander reden, aber wir hielten uns nicht daran. Immer wenn sich die Soldaten etwas vom Zaun entfernten, versuchten wir es. Aber ich konnte kein Arabisch oder Farsi, die Sprache der Afghanen, und mein Englisch war immer noch schlecht. Leider konnte ich Salah und die anderen aus dem Gefängnis in Pakistan nicht finden, sie mussten in einen anderen Verschlag gesteckt worden sein. Aber ich erfuhr, dass die Amerikaner von hier aus gegen die Taliban in den Bergen kämpften. Wir mussten also irgendwo in Afghanistan sein. War dies vielleicht ein alter Flugplatz der Russen?

Im Drahtverschlag waren Araber, die in Afghanistan lebten, und Araber aus Pakistan, Taxifahrer oder Krämer oder kleine Unternehmer. Einer war Arzt. Wir nannten ihn «den Doktor». Auch er war als Ausländer an die Amerikaner verkauft worden. Er war Orthopäde, das zeigte er mir, indem er sich an Ellbogen und Knie tippte, und er war mit der ersten Gruppe zwölf Stunden vor mir angekommen. Ich gehörte zur zweiten Gruppe, die aus Pakistan eintraf. Seinen Gesten zufolge muss die erste Gruppe noch mehr Schläge eingesteckt haben als wir.

Ich habe den Doktor Jahre später in Guantanamo wiedergetroffen. Wir haben uns oft unterhalten, und ich stellte ihm viele Fragen. Als Arzt kannte er sich sehr gut in Ernährungsdingen aus. Das interessierte mich. Ich fragte ihn, was man essen oder nicht essen soll, wenn man sich einen Knochen bricht. Wie man Brüche selbst behandelt und solche Dinge. Das konnte mir in Guantanamo ja jederzeit passieren.

Er lebte seit zwanzig Jahren in Pakistan. Seine Kinder waren dort aufgewachsen und zur Schule gegangen. Fast jeder in seiner Stadt kannte ihn. Eines Nachts zerrte ihn die pakistanische Polizei aus dem Bett. Sie hatten die Türen eingetreten und die Fenster zerschlagen, waren in sein Schlafzimmer eingedrungen. Dort wurde er auf dem Boden gefesselt. Seine Kinder und seine

Frau hatten große Angst. Man hielt ihn einige Zeit in pakistanischen Gefängnissen fest, und dann übergab man ihn den Amerikanern und behauptete, er sei ein Terrorist. Es ging nur um das Kopfgeld.

Aber das war mir an diesem Morgen alles egal. Ich hatte nur Hunger und musste auf die Toilette. Doch da war keine Toilette.

Ich fragte einen der patrouillierenden Soldaten. *«Toilet, toilet»*, sagte ich.

«Shut up! Sit down!» Er richtete seine Waffe auf mich.

Ich konnte nicht mehr sitzen, ich musste dringend auf Toilette. Mir war die Waffe egal, ich ging an den Zaun. Der Soldat brüllte mich an, als ob er mich erschießen wollte. Ich ignorierte ihn und ließ es heraus.

Der Soldat verschwand und kehrte wenig später in Begleitung eines Offiziers zurück. Dieser trug einen blauen Plastikeimer. Er warf ihn über den Zaun und sagte, wir könnten diesen Eimer nehmen. Dann standen fast alle Gefangenen auf und benutzten ihn. Es war beschämend. Junge wie alte Gefangene mussten sich nackt ausziehen, um in diesen Eimer zu machen, ob sie nun religiös waren oder nicht. Wir Männer dürfen, wenn wir uns an die islamischen Regeln halten, unseren Körper vom Bauchnabel bis zum Knie nicht zeigen, auch nicht im Hamam, im türkischen Bad. Sogar im Fitness-Studio in Bremen duschte ich in Shorts. Und dann patrouillierten ja auch weibliche Soldaten am Zaun. Das war nicht einfach.

Wir saßen den ganzen Tag im Verschlag. Weitere Gruppen von Gefangenen wurden zu uns und in andere Verschläge gestoßen. Auch sie waren nackt und mussten ihren Overall neben sich liegen lassen. Ich schätzte, dass wir jetzt etwa sechzig Gefangene in unserem Verschlag waren.

Als es dämmerte, kamen Soldaten, die uns in kleinen Grup-

pen zu etwa zehn Mann abholten. Vielleicht ein Dutzend von ihnen betrat den Verschlag mit vorgehaltenen Maschinenpistolen. Sie ließen uns einzeln aufstehen und an den Natodraht treten. Wir wurden wieder an Händen und Füßen gefesselt. Sie führten uns zu dem Hangar. Er war leer. Ich sah nur einen langen Gang und viele Blechwände und Natodrahtverschläge. Wir wurden in einen der Wellblechräume getrieben und sollten uns auf den Boden setzen. Sand, Steine und gefrorene Erde, wie in unserem Verschlag. Der Raum wurde von außen verriegelt. Wir bekamen jeder ein MRE. Sie warfen die Plastikbehälter einfach über den Natodraht.

Ein MRE ist eine Verpflegungseinheit der US-Armee. Das Kürzel steht für «*Meal Ready to Eat*». Aber in der Aussprache der Araber, die schon vor mir hier waren, klang es wie «Emarie», und so nannten wir es dann. Gewöhnlich ist in dem Behälter eine Mahlzeit mit etwa 2000 Kalorien. Zum Beispiel in Aluminium abgepackte Kartoffeln oder Reis und Fleisch oder Huhn, etwas Gemüse und Pudding, ein Brei, Cracker oder Süßigkeiten samt Löffel, Gabel und Messer aus Plastik. Dazu ein kleiner Kocher, in dem die Beutel erhitzt werden können. Jedes Emarie hat eine eigene Nummer, je nach Inhalt. Einige enthalten auch Schweinefleisch. In den Emaries, die sie uns über den Zaun warfen, waren aber nur etwas Reis und Brei und Cracker oder ein paar Stückchen Fleisch enthalten. Das hatten sie zusammengemanscht. Alles andere hatten sie aus den Plastikbehältern herausgenommen. Das entsprach nicht mal 600 Kalorien. Ein Mensch braucht aber, um gesund zu bleiben, mehr als 1500 Kalorien am Tag. Das wusste ich aus meiner Zeit als Fitnesstrainer in einem Bremer Studio.

In meinem Emarie war zufällig Schweinefleisch, es stand drauf: «*Pork*». Ein paar trockene Brocken, kalt, mit Reis. Das konnte ich nicht essen. Ich versuchte, ein anderes zu bekommen. Ich ging zu der Drahttür und sprach einen der Soldaten an.

«Shut up!», schrie er mich an.

In mir stieg Wut auf.

Ich hatte in Bremen einige Turniere gekämpft. Ich hatte geboxt und Karate trainiert, als Türsteher gearbeitet. Und wenn ich diese Wärter sah, wusste ich, ich konnte sie in wenigen Sekunden auf dem Boden haben. Das machte mich noch wütender. Da stand dieser Soldat hinter dem Natodraht, der trotz seiner Maschinenpistole Angst vor mir zu haben schien, und schrie mich an. Er hatte das Recht, mich herumzugängeln. Vielleicht klingt das halbstark, aber für mich war das schwer zu ertragen.

Ich setzte mich wieder auf den Boden und aß die Cracker.

Ein ganz junger Gefangener hatte das alles beobachtet. Er rückte zu mir herüber und bot mir an, sein Emarie mit ihm zu teilen – es enthielt Huhn. Ich wollte es nicht annehmen, aber er bestand darauf. In dieser Situation ist das Essen alles, was man hat. Und dieser Junge war immer noch in der Lage, obwohl er hungrig war, mir von seinem Essen zu geben. Er mochte sechzehn oder siebzehn Jahre alt gewesen sein, er hatte noch nicht mal einen Bart. Ich war gerührt.

Plötzlich sprang die Drahttür auf. Soldaten stürmten herein, und der Junge wurde geschlagen, weil er mit mir sein Essen geteilt hatte. Es war schwierig, das mit anzusehen.

Ich habe den Jungen nie wieder zu Gesicht bekommen. Vielleicht ist er gestorben. Vielleicht habe ich ihn auf Kuba auch nicht wiedererkannt. Unter der Folter verändern sich Menschen.

An diesem Abend wurden wir verlegt. Jeweils in Gruppen zu zwanzig Mann kamen wir in einen neuen Verschlag aus Natodraht, bis wir etwa sechzig Personen waren. Ich versuchte zu schlafen. Aber noch am selben Abend fand mein erstes Verhör statt. Zwei Soldaten kamen in den Verschlag. Die Amerikaner nannten das «Escort-Team».

Ich hatte den Begriff «Escort» schon einmal in Bremen gehört, in meiner Zeit als Türsteher in den Discos. Er bedeutete so viel wie «Begleitung». Damals waren Damen gemeint, die gewisse Herren professionell einen Abend lang begleiteten. Ich sollte noch oft von diesen Begleitern abgeholt werden.

Sie rufen meine Nummer: «*Zero-five-three, get ready!*»

Ich muss mich an der Stelle, wo sie den Natodraht öffnen, auf den Boden legen. Auf den Bauch, die Hände auf den Rücken. Alle anderen stehen auf und stellen sich an der gegenüberliegenden Seite mit dem Gesicht zum Natodraht. Das Escort-Team stürmt herein und legt mir Handschellen und Fußketten an. Einer schlägt mit der Faust in meinen Rücken, einer zieht mich an den Händen hoch, einer greift von hinten in meine Haare und drückt meinen Kopf herunter. Ich muss ganz schnell laufen.

Ich werde in ein Zelt geführt. Dort sitzen einige Offiziere. Sie sprechen Englisch mit mir, obwohl ich kaum etwas verstehe. Sie fragen:

«*Where is Osama?*»

«*Are you from Al Qaida?*»

«*Are you Taliban?*»

So viel verstehe ich. Sie stellen mir diese Fragen immer wieder.

«*Are you from Al Qaida?*»

«*No.*»

Einer der Soldaten schlägt mir ins Gesicht.

«*Are you Taliban?*»

«*No.*»

Der Soldat schlägt wieder zu.

«*Where is Osama?*»

«*Don't know.*»

Der andere Soldat schlägt auf mein Kinn.

«Are you from Al Qaida?»

«No ...»

Wieder ein Schlag ins Gesicht. Meine Lippen sind aufgeplatzt, und Blut tropft von meiner Nase herab.

«Are you Taliban?»

«No!!!»

Jedes Mal, wenn ich nein sage, schlagen sie zu.

«Do you know Mohammed Atta?», fragt der Offizier plötzlich.

Der Name kommt mir bekannt vor. Ich überlege. Ich habe Kopfschmerzen.

«One moment», sage ich, *«yes, I know. I hear. That name. I don't know where ...?»*

Dann fällt es mir ein: in den Nachrichten. So heißt der Mann, der an den Anschlägen des 11. September beteiligt gewesen sein soll. Ich versuche, dies auf Englisch zu erklären.

«Yes», verstehe ich den Offizier, *«he was your friend.»*

«No, I know from TV ...»

Ich spüre den nächsten Schlag.

«TV! TV! News! You understand?»

«You are his friend!»

«No ...»

Der Offizier steht auf. Ich knie auf dem Boden, meine Hände sind auf meinem Rücken gefesselt. Der Offizier geht auf mich zu und schlägt mir ins Gesicht. Er ist noch jung, vielleicht Anfang dreißig. Er fragt mich, was ich in Pakistan gemacht habe. Ich erzähle ihm von den Tablighis und von Mohammad. Er sagt: Du lügst. Dein Visum ist gefälscht! Ich sage: Ihr könnt es doch kontrollieren, ihr habt es doch! Er geht zurück zu seinem Tisch, hebt eine Mappe vom Boden auf und leert sie auf dem Tisch aus. Dort liegen meine Brieftasche, mein Flugticket, mein Pass und mein Ausweis.

«Look. My passport. There is my visum», sage ich.

Er mustert meinen Pass. «*It's fake*», sagt er und zeigt mir den Stempel des Konsulats. «*You made it yourself.*»

«*Call them. I have it from Pakistani Consulate. I was there.*»

«*You wanted to go to Afghanistan!*»

«*No*» – dann folgt der nächste Schlag.

«*You know Osama!*»

«*No, no. Call in Germany, call my mother, my school ...*»

«*Where is Osama?*»

«*No, no ...*»

Er schlägt zu.

«*You are Taliban!*»

«*No, no ...*»

Er schlägt zu.

Plötzlich fragt mich der Offizier nach einem Namen, den ich kenne. Es ist der Name eines Freundes. Ein Schulfreund. Er nennt eine Nummer, die ich nicht verstehe. Ist das eine Telefonnummer?

«*Zero-zero-four-nine-four-two-one ...*»

«*I know ... friend! He's a friend from school!*»

Er nennt einen zweiten Namen, den ich kenne. Das ist ein Freund aus der Moschee in Hemelingen. Wieder liest er den Namen und die Nummer von einem Zettel ab.

«*Yes, I know, friend ...*»

Er wiederholt die Nummer. Ich verstehe die Vorwahl von Bremen und ein paar Ziffern. Woher hat er diese Telefonnummern?

«*Fatima. Zero-zero-nine-zero ...*», sagt der Offizier.

«*My wife! My wife! In Turkey ...*»

Plötzlich fragt er: «*You sold your cell phone before you left Germany. Why did you sell your cell phone?*»

Das verstehe ich: «*cell phone*» heißt Handy auf Englisch. Ja, das stimmt: Ich habe mein Handy verkauft, bevor ich weggeflogen bin.

«Yes! I sell cell phone. How you know?»

Er schlägt mir ins Gesicht.

«Who did you sell it to?»

Ich erinnere mich nicht, wem ich mein Handy verkauft habe. Ich habe so oft ein neues Handy gekauft und das alte wiederverkauft. War das ein An- und Verkaufsladen? Oder einer meiner Kumpel? Ich weiß es nicht.

Ich kriege von hinten einen Schlag auf den Kopf.

«I don't know ... I always sell cell phones ...» Ich wundere mich: Woher weiß er das? Ich habe keine Zeit, darüber nachzudenken, denn jemand schlägt wieder zu. Ich sehe Sterne.

«You took money from your bank. From Bremer Bank. I know that. What did you use it for?», fragt der Offizier.

Ich verstehe nur so viel: Bremer Bank. Das ist meine Bank. Woher weiß er das? Ich habe keine EC-Karte mitgenommen!

«Quick! Answer! What did you use the money for?»

«Ticket! I buy ticket to Pakistan and back!»

«Who is Selcuk Bilgin?»

Selcuk? Woher weiß er von Selcuk? Ich habe doch bisher niemandem von Selcuk erzählt. Wozu? Sie hätten mich ja doch nicht verstanden –

«Quick!»

Ich spüre einen Tritt im Magen. Ich falle um, mir wird schlecht.

«Friend! My friend! Together to Pakistan ... but no come ...»

Er will sogar wissen, für wen das Kinderspielzeug in meinem Gepäck war und die Halskette. Ich denke noch: Also hat Mohammad meine Tasche abgegeben.

Stunde um Stunde die immer gleichen Fragen, gefolgt von Schlägen. Er will nicht begreifen, wer ich bin und was ich mit Selcuk in Pakistan wollte, dass wir zusammen in die Koranschule wollten, dass ich in Karatschi auf dem Flughafen auf Selcuk

wartete, er aber gar nicht nachkam, wie er es in Frankfurt versprochen hatte. Er hört mir nicht zu. Er stellt immer nur die gleichen Fragen und nennt Namen und Nummern, und dann schlagen sie mich. Ich habe noch heute die Sätze im Gedächtnis, die er unablässig wiederholt:

«Du bist ein Terrorist! Wir wissen das. Wir werden dich für immer hierbehalten. Du wirst nie nach Hause kommen!»

Als ich wieder zu mir komme, liege ich im Verschlag. Mein Gesicht ist geschwollen, jeder Knochen im Leib schmerzt. Ich höre, wie die Nummer eines anderen Gefangenen aufgerufen wird.

Ständig erscheint das Escort-Team, bringt jemanden vom Verhör zurück oder holt ihn ab. Auch ich werde sofort wieder verhört, noch am selben Tag. Oder ist es schon Nacht? Es ist jedenfalls längst dunkel. Immer dasselbe Spiel, nur ein anderer Offizier, der mich verhört, und andere Soldaten, die mich schlagen. Namen, Nummern, Vorwürfe, Schläge. Als ich wieder im Drahtverschlag lande, kann ich mich schon an nichts mehr erinnern.

Aber ich versuche, mich zu konzentrieren: Woher kennen sie die Telefonnummern und die Namen meiner Freunde? Woher haben sie Selcuks Namen? Wahrscheinlich haben sie sich verständigt. Sie haben wohl mit den deutschen Behörden telefoniert.

Die Nummern und die Namen konnten die Deutschen aus meinem Handy haben, vielleicht waren sie darin noch gespeichert. Manche Nummern stammten vielleicht auch von den Visitenkarten aus meinem Portemonnaie. Alle von uns in Bremen hatten ja Visitenkarten, und ich hatte einige dabei, von Arbeitskollegen und Freunden aus der Schule.

Aber wenn sie schon so viel wussten, dann müssen die deutschen Behörden doch auch bei meiner Familie angerufen haben.

Und bei Selcuk. Und dann müssen sie doch herausgefunden haben, dass ich kein Terrorist bin!

Am nächsten Tag werde ich dreimal verhört, aber jedes Mal nur für ein bis zwei Stunden. Zwischendurch sitze ich im Verschlag. Es ist bitterkalt. Ich spüre meine Zehen kaum, sie sind noch immer blau angelaufen. Manchmal denke ich daran, wie mir meine Mutter im Winter warme Socken mitbrachte, wenn sie vom Einkaufen im Hansa-Carré am Weserwehr zurückkam. Ich habe es gehasst, in meinen Sneakers dicke Socken aus Wolle zu tragen. Sie kratzten. Wenn ich daran denke, gerate ich fast in Verzweiflung: Wie schön wäre es doch, jetzt ein paar Wollsocken zu haben!

Wenn es Zeit ist, beten wir. Dabei richten wir uns nach dem Stand der Sonne. Also einmal am Morgen, wenn es hell wird, aber noch bevor die Sonne aufgeht. Am Mittag, wenn die Sonne im Zenit steht. Am Nachmittag, wenn der Schatten doppelt so groß ist wie man selbst. Am Abend, wenn die Sonne untergegangen, es aber noch nicht dunkel ist, und zur Nacht. Wir beten jeder für sich, leise oder ganz still, und wir bleiben dabei sitzen.

Als wir an einem frühen Morgen das erste Mal gemeinsam beten und dazu aufstehen, drohen sie, uns zu erschießen. Aber wir beten einfach weiter. Wenn sie schießen wollen, dann sollen sie schießen. Sie tun es nicht. Sie schreien nur und drohen. Dann kommt ein Kommandant oder ranghoher Offizier und redet mit uns. Er sagt, wir dürfen zu den Gebetszeiten beten. Nicht, weil er nett zu uns sein möchte, sondern weil er einsieht, dass wir lieber sterben würden, als vom Gebet zu lassen. Und wir sollen wohl nicht sterben, weil sie uns noch verhören wollen. Jetzt beginnt das Gebet im Stehen, dann knien wir und neigen uns nach Osten. Wir können uns zu den Gebeten nicht waschen, aber unser

Glaube erlaubt uns auch, Sand zu benutzen, wenn kein Wasser da ist.

Regnet es, stechen die Tropfen wie Nadeln ins Gesicht. Alles wird Matsch. Der Boden ist nur noch Schlamm, und man hat das Gefühl, mit dem Schlamm und dem Wasser weggespült zu werden. Oft rücken wir ganz dicht zusammen, um uns gegenseitig zu wärmen. Dann hört der Regen auf, der Wind kehrt zurück, und die Kälte kriecht in meine Gedanken. Der Boden gefriert und wird hart. Der Overall bleibt nass und klamm. Man kann die Kälte sogar sehen: Ich sehe sie an den Soldaten, die dicke Handschuhe, Jacken und Mäntel tragen, sie haben Mützen auf dem Kopf, wie man sie unter dem Motorradhelm trägt. Sie bedecken ihr ganzes Gesicht, und nur für die Augen gibt es Schlitze.

Wir dürfen nicht aufstehen und uns bewegen, außer zu den Gebetszeiten, auch wenn wir noch so frieren. Aber wir könnten uns ohnehin kaum bewegen, so ausgehungert sind wir. Da sitzen auch alte Männer im Verschlag. Und Männer, deren Füße, Beine oder Arme gebrochen oder von Eiter gelb angelaufen sind; Gefangene mit gebrochenem Kiefer, mit gebrochenen Fingern und Nasen und mit geschwollenen Gesichtern, wie meines.

Am Abend werden wir in den Hangar getrieben und bekommen jeder ein Emarie. Am Morgen erhalten wir afghanisches Brot. Es ist weißes Brot, wir müssen uns jeweils zu fünft einen Laib teilen. Sie werfen die Laibe einfach über den Zaun, manchmal landen sie im Dreck. Wasser bekommen wir in Plastikflaschen – eine Halbliterflasche für jeden, einmal am Tag. Manchmal geben sie uns überhaupt kein Wasser und auch kein Brot. Eines Morgens hat jeder von uns eine Decke erhalten. Wir durften sie aber nur ein paar Stunden benutzen. Dann mussten wir sie wieder abgeben oder neben uns liegen lassen.

Selbst in der Nacht dürfen wir die Decken nicht benutzen. Aber an Schlaf ist ohnehin nicht zu denken, denn dann lassen

uns die Soldaten mit vorgehaltener Waffe mehrere Stunden stehen. Jeder von uns Gefangenen wird mindestens einmal am Tag zum Verhör abgeholt. Auch nachts finden Verhöre statt. Aufstehen, setzen. Verhöre, Schläge. Setzen, aufstehen. Wenn wir die Decken benutzen dürfen, ziehe ich sie mir über den Kopf. Nach einer Weile wärmt mich mein Atem darunter, aber dann wird die Decke klamm, und die Feuchtigkeit gefriert.

Es vergeht kaum eine ruhige Minute. Wenn ich Glück habe, kann ich eine halbe Stunde liegen. Mein Atem gefriert jetzt auch an meiner Kleidung. Manchmal frage ich mich, was besser ist: das Verhör und die Schläge im Zelt oder das Kauern draußen im Stacheldrahtverschlag? In den Zelten ist es wenigstens warm. Doch dann herrscht wieder Ungewissheit: Manche kehren von den Verhören nicht mehr zurück. Werden sie woandershin gebracht? Aber wohin?

Das Escort-Team kommt. Die Soldaten tragen eine lange Kiste, die aussieht wie ein Sarg. Aber es sind Löcher darin. Sie rufen eine Nummer auf, wir anderen stellen uns an den Zaun. Ich senke den Kopf und spähe über meine Schulter. Der Gefangene liegt auf dem Bauch. Sie fesseln ihn, heben ihn auf und legen ihn in diese Kiste. Ich höre, wie sie untereinander sprechen. Ich verstehe nur wenige Worte: «*dangerous*», «*caution*». Gefährlich. Vorsicht. Sie sagen, der Mann sei gefährlich. Es sind Gurte in der Kiste, mit denen sie den Mann wie ein Paket verschnüren. Sie packen den Deckel auf die Kiste und tragen sie weg.

So ging das, Tag für Tag.

Trotzdem hoffte ich immer noch, dass ich bald auf einen Vernehmer stoßen würde, den ich von meiner Unschuld überzeugen konnte. Sie würden herausfinden, dass ich kurz vor meiner Reise geheiratet hatte, dass mein Visum in Ordnung und ich nie in Afghanistan gewesen war. Das konnten sie doch mit ein paar

Anrufen nach Deutschland innerhalb von vierundzwanzig Stunden feststellen. Dann würden sie mich nach Hause schicken.

Aber jedes Mal, wenn ich zum Verhör gebracht wurde, hörten sie mir nicht zu. Vieles von dem, was sie sagten, verstand ich nicht. Sie taten oft so, als spräche ich perfekt Englisch, manchmal sagten sie das auch. Manchmal kannte ich den Offizier schon, der mich befragte, dann gab es neue Gesichter. Doch sie waren alle gleich: Sie nannten wieder Namen und Nummern meiner Freunde, und sie wollten, dass ich zugab, sie seien Taliban. Sie schlugen mich und wollten, dass ich endlich gestand: Ja, ich gehöre zu Al Qaida und weiß, wo Osama ist! Etwas anderes wollten sie nicht hören. Es war aussichtslos. Meine einzige Hoffnung blieb, dass jemand von den deutschen Behörden oder vom deutschen Militär selbst hier auftauchen würde.

Wir wurden fast jeden Tag neu verlegt. Von einem Drahtverschlag in den nächsten und schließlich in jene Verschläge, welche die Soldaten unter den Zeltdächern auf Stelen errichtet hatten. Etwa zwei Wochen nachdem ich angekommen war, lernte ich dort zwei Türken kennen. Endlich konnte ich mich unterhalten, und ich wurde verstanden. Das war wie eine Erlösung. Sie sprachen nicht nur meine Sprache, sondern konnten auch etwas Arabisch, und so erfuhren sie von den Arabern praktisch alles: wo genau wir waren, was mit uns passieren sollte, was die Amerikaner über uns dachten.

Sie sagten, wir seien in Kandahar. Aber woher wussten sie das? Es konnte doch auch ein Lager ganz woanders sein, wir sahen ja nur Berge. Sie antworteten, die Afghanen wüssten es ganz genau. Und ich hatte keine Zweifel mehr.

Ich wusste, dass die beiden Türken in Pakistan festgenommen worden waren, so wie ich. Sie hatten es mir erzählt. Aber ich fragte sie nicht, wo und wie das geschehen war oder was sie dort gemacht hatten. So etwas fragt man nicht in einem Gefan-

genenlager. Jeden Tag wollten die Amerikaner von uns wissen, wo und wie wir verhaftet worden waren und was wir dort zu suchen hatten. Wenn man dann zurückkommt zu den anderen Gefangenen und die gleichen Dinge fragt, ist man schnell untendurch. Ich habe das all die Jahre so gehalten: Wenn mir jemand etwas erzählen wollte, hörte ich gerne zu, aber ich habe nie komische Fragen gestellt.

Die beiden Türken sind inzwischen frei. Ich möchte sie, um ihnen keine Probleme zu machen, Erhan und Serkan nennen. Sie sollten mir noch öfter begegnen.

Eines Tages kamen Leute vom Internationalen Roten Kreuz ins Lager, auch direkt zu unserem Verschlag. Einige Gefangene gingen auf sie zu und redeten mit ihnen. Es war auch ein Deutscher dabei. Er sprach mich auf Englisch an, und als ich ihm erklärte, ich käme aus Deutschland, sprachen wir Deutsch. Er fragte mich, ob ich einen Brief an meine Familie schreiben wolle, damit sie wüssten, wo ich sei. Natürlich wollte ich das. Der Deutsche hatte lange Haare, trug einen Schnurrbart und eine Brille, er war vielleicht Mitte vierzig.

Er sagte, ich dürfe den Brief nicht selbst schreiben – das sei gegen die Regeln. Ich musste sehr laut mit dem Mann vom Roten Kreuz sprechen. Wegen der Kampfjets, die landeten und aufstiegen. Er stand vor dem Stacheldraht, hielt Papier und Block bereit, und ich diktierte ihm folgende Zeilen, so wie sie mir heute noch im Gedächtnis geblieben sind:

Meine liebe Familie,
ich bin mir sicher, dass ihr euch viele Sorgen gemacht habt. Es tut mir leid. Ich kann selbst nicht schreiben – wie ihr seht, ist das nicht meine Handschrift. Ich bin jetzt auf einem amerikanischen Militärstützpunkt in Kandahar

in Afghanistan gefangen. Sie versuchen, mich als Terroristen hinzustellen. Ich weiß nicht, wie es weitergeht. Wir werden täglich geschlagen, aber ich werde es schon schaffen. Ich hoffe, dass wir uns bald wiedersehen. Vergebt mir für all den Kummer und die Sorgen, die ich verursacht habe.

Euer Sohn Murat

Ich gab dem Mann meine Adresse und die Telefonnummer meiner Eltern in Bremen. Ich sagte ihm, die deutschen Behörden müssten eigentlich schon wissen, dass ich hier sei. Sollte der Brief wirklich ankommen, würde auch meine Familie erfahren, wo ich sei – falls die Behörden ihr dies nicht gesagt hätten. Dann könnte sie von Deutschland aus etwas unternehmen. Und falls es dann schon zu spät wäre, hätte meine Mutter wenigstens Gewissheit, wie ich gestorben sei.

Noch am selben Abend kam das Escort-Team und brachte mich zum Verhör. Der Offizier hielt den Brief in der Hand und zeigte ihn mir. Dann schlugen sie mich. Der Offizier sagte:

«That kind of stupid letter will never get to your home ...»

Das verstand ich gut.

«Wir sind doch nicht dumm», erklärte der Offizier. «Wenn du einen Brief nach Hause schreiben willst, dann musst du ihn ganz anders halten: ‹Mir geht es gut! Ich fühle mich wohl, macht euch keine Sorgen.› So etwas, verstehst du?»

Natürlich waren sie nicht dumm. Ich hätte nichts von der Folter oder dergleichen schreiben dürfen. Aber ich hatte die Hoffnung, der Mann vom Roten Kreuz würde aus Menschlichkeit bei meinen Eltern anrufen.

Der Offizier wollte mit dem Verhör beginnen. Ich schwieg. Ich sagte an diesem Abend überhaupt nichts mehr, sooft sie mich auch schlugen.

Heute weiß ich, dass der Mann vom Roten Kreuz meine Eltern nicht angerufen hat. Ich weiß allerdings auch, dass er Papiere unterschreiben musste, die ihm untersagten, Informationen nach außen zu tragen, und dass er sich den Bedingungen der Amerikaner, den Regeln des Camps, zu beugen hatte. Es ging nur raus, was sie freigaben, und auch mündlich durfte man nichts weiterleiten, so erklärten es mir andere Vertreter des Internationalen Roten Kreuzes später in Guantanamo. Auch den Deutschen, der meine Mutter nicht angerufen hat, habe ich dort wiedergesehen. Vielleicht nahm er seinen Beruf sehr ernst. Vielleicht wollte er seinen Job nicht verlieren. Aber ist ein Mensch in einer solchen Situation nicht verpflichtet zu helfen?

Wieder werden wir verlegt und neu zusammengewürfelt, wieder komme ich zum Verhör. Das Escort-Team bringt mich zu einem der Zelte. Dort sagen sie mir, ich solle mich auf den Boden setzen und die Beine ausstrecken. Ich verstehe das nicht sofort, ich will mich hinknien, wie sonst. Aber sie sagen: *Sit! Sit down*, und dann drücken sie meine Beine auf den Boden, ich soll sie ausstrecken. Zwei Soldaten halten mich an den Füßen fest. Andere Soldaten halten meine Hände und drücken meine Schultern herab, sodass ich mich nicht mehr bewegen kann.

«So, du bist kein Terrorist?», sagt einer der Vernehmer. «Du bist also nicht von Al Qaida?»

Seinem Tonfall entnehme ich, dass sie etwas Neues vorhaben.

«Heute werden wir das herausfinden», sagt ein anderer.

Haben sie jetzt einen Lügendetektor? Der Mann hält etwas in den Händen, das er kurz aneinanderreibt, wie zwei Bügel. Sie sehen aus wie Geräte zur Herzmassage. Noch ehe ich begreife, was geschieht, spüre ich den ersten Schlag.

Es ist Strom. Elektroschocks.

Sie halten mir die Elektroden an die Fußsohlen. Ich kann nicht sitzen bleiben, es ist, als fahre mein Körper von alleine vom Boden auf. Ich spüre den Strom im ganzen Körper. Es knallt, es tut sehr weh, ich fühle Wärme, Schläge, Krämpfe, meine Muskeln verkrampfen sich, sie zucken, es schmerzt.

«Did you change your mind ...?»

«What?»

Ich weiß nicht, wie lange sie mir die Elektroden an die Füße halten, vielleicht zehn, vielleicht zwanzig Sekunden, vielleicht länger, eine Ewigkeit.

«So how is that?»

Der Mann reibt die Elektroden aneinander und hält sie mir erneut an die Füße. Ich spüre wieder die Krämpfe, die Zuckungen, den heißen Schmerz.

«Funny, huh?»

Ich nehme den Strom wie ein lautes Knattern wahr, ein schnelles Knallen von Zündplättchen, wie kleine Blitze in meinem Ohr. Wenn ich jetzt in mein Ohr hineinblicken könnte, dann wäre da Strom, dann würde man den Strom sehen. Gleichzeitig höre ich Schreie.

Es sind meine Schreie. Aber es ist, als kämen sie gar nicht von mir. Sie kommen wie von selbst. Ich zucke am ganzen Körper.

«Did you change your mind?»

«No, no ...»

«Okay, try this!»

Ich höre mich schreien.

«Do you remember now who you are?»

«No, yes, no ...»

«Okay, how about that ...»

Ich höre mein Herz. Es schlägt laut und ganz merkwürdig. Schnell und dann wieder langsam.

«Do you know Osama?»

«You ... Taliban ...?»

«... Atta ...»

Ich höre ihn kaum noch. Ich weiß nur: Entweder werde ich in Ohnmacht fallen oder sterben. Aber immer wieder zieht er die Elektroden von meinen Füßen weg. Das ist das Schlimmste: So kehrt der Schmerz wieder, bis man glaubt, es nicht mehr aushalten zu können.

Ich glaube, ich fiel in Ohnmacht. Dann hörten sie wohl auf.

Es war in der Nacht. Ich hatte etwas schlafen können und wurde plötzlich von Schreien geweckt. Sie kamen aus einiger Entfernung, aus dem zweiten, offenen Hangar, der nur ein Metallgerüst war. Ich sah, wie zwei Soldaten auf einen Mann einschlugen, der in einem Natodrahtverschlag auf dem Boden lag. Ich konnte erkennen, dass um den Kopf des Gefangenen eine Decke gewickelt war. Sie schlugen mit den Gewehrkolben auf seinen Kopf ein und traten ihn mit ihren Stiefeln in den Leib. Andere Wärter und Soldaten kamen hinzu. Auch sie traten und schlugen ihn. Es waren jetzt sieben Soldaten.

Zwischen unserem Verschlag und dem offenen Hangar lagen etwa dreißig Meter. Ich sah, dass der Mann sich bald nicht mehr bewegte. Die Soldaten traten ihn immer weiter. Dann ließen sie ihn dort liegen und gingen fort. Warum hatten sie ihn nicht gefesselt und in seinen Verschlag zurückgebracht?

Am Morgen lag der Gefangene noch genauso da. Jetzt konnte ich erkennen, dass die Decke komplett um seinen Kopf gewickelt war. Wie sollte er da atmen? Er lag in einer Blutlache.

Am Nachmittag sah ich, wie vier Offiziere kamen und ihn betrachteten. Sie machten sich Notizen. Kurz darauf erschien ein Escort-Team. Sie wickelten die Decke von seinem Kopf, hoben ihn auf und legten ihn auf eine Bahre. Ohne ihn zu fesseln. Seine Arme und ein Bein hingen leblos herunter.

Er war tot.

Wir alle wussten, dass er tot war.

Ich fragte mich, ob er wohl Kinder hatte. Ob seine Mutter und sein Vater jemals erfahren würden, wie sie ihn erschlagen hatten? Es war mir in diesem Moment gleichgültig, ob sie ihn oder mich zu Tode prügelten. Mein Leben war nicht wertvoller als seines. Ich hatte längst verstanden, worum es in diesem Gefangenenlager ging: Sie konnten mit uns machen, was sie wollten. Ich konnte der Nächste sein.

Was würden sie heute mit mir anstellen? Während meiner letzten Verhöre hatte ich keine Elektroschocks mehr bekommen. Ich war geschlagen worden, wie immer, aber sie hatten es dabei belassen, und ich konnte wenigstens etwas Wärme tanken.

Ich kam in das Zelt. Auf einem Tisch stand eine blaue, mit Wasser gefüllte Plastikwanne von etwa fünfzig Zentimeter Durchmesser. Ich kannte den Vernehmer noch nicht. Drei Offiziere würden mich befragen, und zwei Soldaten standen als Wachen und Gehilfen bereit.

«So, you still don't want to tell the truth?», sagte einer der Offiziere.

«We will make you talk.»

Ich wusste, was jetzt kommen würde.

In die Wanne passte mein Kopf hinein.

Das ist wie Apfelessen, dachte ich. Es war ein Kinderspiel in der Grundschule in Hemelingen, das die Lehrer zu Schulfesten organisiert hatten. Ein Apfel schwamm in einem Eimer mit Wasser. Man sollte die Hände auf den Rücken nehmen und versuchen, mit dem Mund in den Apfel zu beißen. Wem das zuerst gelang, der hatte gewonnen. Doch da war kein Apfel in der Wanne.

Ich hatte keine Angst, aber ich war sehr aufgeregt. Ich wuss-

te nicht, ob ich das überleben würde. Mir fiel etwas ein, das ich bei den Tablighis in den Moscheen in Pakistan gelernt hatte. Ich dachte daran, was der Prophet Abraham sagte, als er ins Feuer geworfen werden sollte. *«Hasbe Allahu we ne emel wekil.»*

Gott ist mein Beschützer, und er ist ein guter Beschützer.

Jemand fasste in meine Haare. Die Soldaten packten mich an den Armen, und dann drückten sie meinen Kopf ins Wasser.

Es gibt im Islam eine Vorstellung: Wenn man einen solchen Tod erleiden muss, wenn man im Wasser ertrinkt, dann erhält man im Jenseits eine große Belohnung. Weil es ein schwieriger Tod ist. Daran musste ich denken, als sie mich unter Wasser drückten. Ertrinken ist ein grässlicher Tod.

Sie rissen mich wieder nach oben.

«Do you like it?»

«You want more?»

«You'll get more, no problem.»

Als ich wieder unter Wasser war, spürte ich einen Schlag in den Bauch. Ich musste ausatmen und husten, ich wollte sofort wieder einatmen, ich unterdrückte es, und ich unterdrückte den Husten. Aber ich schluckte Wasser und konnte die Luft kaum noch anhalten.

«Where is Osama?»

«Who are you?»

Ich versuchte, etwas zu sagen, aber es ging nicht.

«More!»

Wieder spürte ich Schläge in den Magen und in den Rücken. Ich schluckte Wasser. Es war ein komisches Gefühl, ich weiß nicht, ob ich Wasser in die Lunge gekriegt habe. Ich bekam immer weniger Luft, je mehr sie mich in den Bauch schlugen und je öfter sie mich untertauchten, und ich spürte, wie mein Herz raste. Sie hörten nicht auf. Ich versuchte zu antworten, wenn ich die Luft dazu hatte, aber ich brachte nicht mehr hervor als *«yes»*

oder «*no*». Ich würgte und dachte, ich müsste brechen, und dann hustete ich und spuckte. Mir war schwindelig und übel.

Als sie mich wieder untertauchten und in den Bauch schlugen, glaubte ich unter Wasser zu schreien.

Hasbe Allahu we ne emel wekil!

Ich hätte ihnen alles gesagt. – Aber *was* sollte ich ihnen sagen?

«*I ... don't know ...*»

Der Prophet Abraham hat die Flammen nicht gespürt.

Als ich zurück im Verschlag war, sprach ich mit einem Gefangenen, den sie auch mit dem Kopf in die Wanne gedrückt hatten. Er habe eine Menge Wasser geschluckt, sagte er. Er machte eine Handbewegung, als schaufle er sich etwas in den Mund, dann tätschelte er seinen eingefallenen Bauch und zeigte mir, wie dick er gewesen war.

Wir mussten lachen.

Am nächsten Morgen kommt das Escort-Team.

«*053, get ready!*»

Ich muss zum Verhör.

Sie führen mich in den Hangar, in dem wir die Emaries kriegen. Was soll ich hier? Sie führen mich den langen Gang hinunter, öffnen eine Wellblechtür und stoßen mich hindurch. Dahinter ist kein Raum, sondern nur ein Verschlag aus Blechwänden und Natodraht. An einem Balken ist ein Haken angebracht, wie in einer Fleischerei. Daran hängt eine Kette.

Die Soldaten nehmen die Kette und führen sie unter meinen Handschellen hindurch. Die Kette läuft über den Haken, wie bei einem Flaschenzug. Am Haken ist eine Rolle befestigt. Ich werde daran hochgezogen, bis meine Füße den Boden nicht mehr berühren. Sie arretieren die Kette an dem Balken. Dann gehen sie und schließen den Wellblechverschlag, ohne ein Wort zu sagen.

Die Handschellen schnüren das Blut in meinen Händen ab. Ich versuche mich zu bewegen. Ich kann meine Schultern anziehen, meinen Kopf im Nacken rollen und die Beine schwingen. Ich mache einen Klimmzug, dann noch einen. Ich ziehe meine Beine hoch, gestreckt, und halte sie eine Weile. Dann lasse ich sie wieder herunter und warte ab. Ich lasse locker. Man kann nicht lange dagegen ankämpfen. Diese Kraft hat niemand.

Ich weiß, sie werden mich jetzt hier hängen lassen, bis ich es nicht mehr aushalte. Nach einer Weile scheinen die Handschellen direkt in die Knochen zu schneiden. Die Schultern fühlen sich an, als reiße jemand unablässig an meinen Armen. Ich versuche, gleichmäßig zu atmen, um möglichst wenig Energie zu verbrauchen. Irgendwann fange ich an, langsam zu schaukeln, vielleicht fließt das Blut dann besser. Aber jede Bewegung schmerzt, und sei sie noch so klein. Vor allem in den Handgelenken und an den Ellenbogen. Am besten ist es, wenn ich mich gar nicht bewege und mich dem Schmerz einfach ergebe. Ich muss loslassen. Aber locker zu lassen ist in dieser Spannung nicht möglich. Ich weiß jetzt: Man kann sehr schnell sterben dabei. Der Körper hält das nicht aus.

Irgendwann, nach Stunden, kommt jemand und lässt mich herunter. Ein Arzt sieht mich an und misst meinen Puls. Er trägt eine Uniform wie die anderen Soldaten, aber er hat andere Abzeichen auf seinen Schultern. Auf seiner Brust steht: «*Doctor*».

«*Okay*», sagt er.

Die Soldaten ziehen mich wieder hoch.

Dreimal am Tag kommen die Soldaten mit dem Arzt und lassen mich herunter. Morgens, mittags und abends. Ich rede mir jedenfalls ein, dass es morgens, mittags und abends ist.

Ich frage mich, was schlimmer ist: Apfelessen oder Aufhängen.

Irgendwann kommt jemand und stellt mir Fragen. Ich kann

ihn kaum verstehen, aber ich kenne die Fragen ja schon. Meine Antwort ist nein.

Meine Hände sind geschwollen. Nur am Anfang spüre ich den Schmerz in den Händen. Später fühle ich meine Arme und Hände gar nicht mehr. Ich habe immer noch Schmerzen, aber an anderen Körperstellen. In der Herzgegend zum Beispiel.

Wenn der Vernehmer kommt, lassen sie mich für einen Augenblick herunter. Er will wissen, ob ich etwas zu sagen habe, ob ich meine Meinung geändert habe und eine neue Geschichte erfinden möchte. Ich kann ohnehin nicht mehr sprechen.

Als sie mich wieder herunterlassen, kann ich nicht mehr stehen. Meine Beine knicken ein, als wären sie Streichhölzer, und ich falle zu Boden. Der Arzt untersucht meine Fingernägel. Meine Finger sind blau, und sie stechen jetzt. Ein Stethoskop hängt um seinem Hals, er packt eine Manschette um meinen Arm und misst meinen Blutdruck. Ich fühle nichts mehr in meinen Händen, das Stechen hat aufgehört. Er zieht eine Taschenlampe aus seiner Hemdtasche und leuchtet in meine Augen.

Ich bin nicht in der Lage, mit ihm zu sprechen. Selbst wenn er mich etwas fragt. Ich verstehe ihn nicht. Ich weiß nicht, ob der Arzt überhaupt etwas zu mir sagt. Wenn er weggeht, ziehen sie mich wieder hoch. Er will nur wissen, wie lange ich das aushalten kann. Ich nehme nicht jeden Besuch des Arztes wahr. Ich erinnere mich nur deshalb daran, weil ich wieder hochgezogen werde. Das spüre ich, und dann mache ich meine Augen auf. Wie lange ich dazwischen auf dem Boden liege, weiß ich nicht.

Manchmal denke ich, ich schlafe ein.

Als sie mich dann von hinten aufhängen, fühlt es sich an, als würden meine Schultern brechen. Sie binden meine Hände hinter meinen Rücken und ziehen mich herauf. Ich erinnere mich

an einen Film, in dem ich so etwas schon einmal gesehen habe. Dort werden Amerikaner von Vietnamesen auf dieselbe Art aufgehängt. Mit den Händen im Rücken, bis sie gestorben sind. Und dann denke ich: Ich bin doch Sportler. Vielleicht schaffe ich es, meine Beine durchzuhocken, sodass ich wieder von vorne aufgehängt wäre. Aber ich bin zu schwach.

Sie ziehen mich wieder hoch, ich wache davon auf. Ich sehe mich um. Ich glaube, es ist ein neuer Tag. An diesem Tag ziehen sie mich etwas höher als sonst. Dann lassen sie mich hängen und gehen weg. Zuvor hing ich mit den Füßen vielleicht dreißig Zentimeter über dem Boden, jetzt bestimmt einen Meter. Bisher konnte ich immer nur hören, dass hinter der Blechwand ein anderer Gefangener aufgehängt war. Und ich sah die Ketten am Balken hinter der Wand. Nun kann ich über die Wellblechwand hinwegsehen.

Ich kenne den Mann nicht. Er hängt wie ich mit den Händen nach oben von der Decke herab. Ich kann nicht sagen, ob er tot ist. Sein Körper ist angeschwollen und blau. Nur an manchen Stellen ist er fahl und weiß. Ich sehe, dass viel Blut in seinem Gesicht klebt, es ist geronnen und ganz schwarz. Sein Kopf hängt zur Seite. Ich kann seine Augen nicht erkennen.

Ich bewege mich kaum, aber manchmal schaukle ich doch ein wenig, auch wenn es wehtut. Einfach so. Mich holen sie ja mehrmals am Tag herunter und sehen mich an, bevor sie mich wieder hochziehen. Aber den hier holt niemand mehr herunter. Den haben sie vergessen. Er hängt nur so da, in der immer gleichen Haltung. Ich denke an den Gefangenen mit der Decke um den Kopf. Es scheint ihnen einfach egal zu sein, ob wir dabei krepieren. Ich glaube, der Mann ist tot. Er sieht aus wie einer, der im Schnee erfroren ist.

Ich beobachte eine Weile seinen Brustkorb. Da bewegt sich nichts. Man hält das nicht aus, ohne heruntergenommen zu

werden. Ich rechne mit dem Schlimmsten. Das habe ich in den ganzen Jahren noch oft lernen müssen: Man soll immer vom Schlimmstmöglichen ausgehen. So wird es sein.

Und so war es auch.

Fünf Tage war ich aufgehängt. Nach meiner eigenen Rechnung waren es mindestens vier und höchstens fünf Tage. Andere Gefangene im Verschlag sagten mir, es seien fünf Tage gewesen. Ich hätte nicht gedacht, dass ich es schaffen würde. Ich dachte, mehr würde ich nicht aushalten können. Jeder hat seine Grenzen, und ich glaubte, ich hätte meine erreicht.

Heute weiß ich, dass viele so gestorben sind. Auch andere Gefangene haben mitangesehen, wie Leute beim Aufhängen starben. In Guantanamo sprach es sich herum, dass in Bagram, einem zweiten Militärstützpunkt der Amerikaner in Afghanistan, nicht wenige auf diese Weise zu Tode kamen. Fast alle Gefangenen in Guantanamo waren vorher in Bagram oder Kandahar gewesen. Und auch in den Verschlägen in Kandahar gab es immer Leute, die von einem Verhör nicht zurückkehrten.

Später haben mir die Anwälte gesagt, dass einige Gefangene wohl freikamen, von anderen aber habe man nie mehr etwas gehört. Manchmal jedoch traf man auch jemanden wieder, den man längst totgeglaubt hatte. Wie Yassir, einen amerikanischen Araber, den ich in Kandahar kennenlernte. Ich wusste gar nicht, dass er in Guantanamo war, obwohl ich dort eine Weile im selben Block wie er in der Isolationszelle verbrachte. Am Ende meiner Haft habe ich von meinem amerikanischen Anwalt erfahren, dass er irgendwann freigelassen wurde. Es wurden auch nicht alle derart gefoltert. Sie suchten sich die Gefangenen genau aus, die sie härter anfassten.

Zum Beispiel Dilawar. Er war ein Taxifahrer aus Afghanistan. Es wurde erzählt, er habe einen Generator in seinem Wagen

transportiert, da hielten sie ihn an und sagten: Du hast Raketen damit abgeschossen. Sie hängten ihn auf und schlugen ihn, bis er starb. Wahrscheinlich ist er verdurstet. Es hieß immer, einer sei an der Kette verdurstet – ich glaube, das war Dilawar.

Wenn ich heute über die Zeit in Kandahar nachdenke, dann kann ich nicht weinen. Wenn ich mit jemandem rede, der auch dort oder in Guantanamo war, dann lachen wir. Wir lachen sogar sehr viel. Zum Beispiel darüber, wie wir geschlagen wurden, wie wir uns gegenseitig hörten, als wir schrien. Was sollen wir machen? Sollen wir uns hinsetzen und weinen? Es ist passiert, es ist vorbei. Ich bleibe ernst, wenn ich darüber spreche, oder ich muss lachen. Dann lache ich eben. Aber ich verdränge nichts.

Es ist merkwürdig: Ich sitze jetzt hier in meinem Zimmer, und alles ist noch so, wie ich es mit dreizehn Jahren eingerichtet habe. Es stehen die CDs im Regal, die ich damals hörte. 2pac-shakur, SnoopDoggyDog. Die Vorhänge, das Segelschiff auf der Fensterbank, meine Hanteln. Es ist, als wäre ich seither gar nicht älter geworden. Als ich zurückkam in dieses Zimmer, nach fast fünf Jahren, habe ich zum ersten Mal wieder Mandarinen gegessen. Mandarinen sind gut. Und jetzt sitze ich hier und denke über Kandahar nach, über die Folter, und ich fühle mich wohl, ich fühle mich satt, ich bin in einem warmen Haus, esse, trinke, es ist alles da.

Ich habe gelernt, dass Schmerzen ein Teil des Lebens sind. So ist das Leben.

Nachdem sie mich vom Haken genommen hatten, lag ich zwei Tage dort auf dem Boden. Ich habe die erste Zeit nur geschlafen, soweit das möglich war. Ich hatte ja auch nichts gegessen und kaum etwas getrunken. Manchmal boten sie mir eine Flasche Wasser an. Sie kippten mir das Wasser aber nur über den Kopf

und amüsierten sich darüber. Einmal stopften sie mir einen Apfel in den Mund und sagten, ich solle essen. Aber ich konnte nicht essen, und die Soldaten lachten.

Dann kam das Escort-Team und brachte mich zurück in den Verschlag. Es regnete. Ich legte mich in den Matsch, ich konnte mich immer noch kaum bewegen, und ich schlief ein. Irgendwann stand ich auf, weil ich auf Toilette musste. Also auf den Eimer.

Wieder kam eine Frau dazu. Das passierte oft: Wenn jemand auf die Toilette musste, erschienen weibliche Soldaten und sahen zu. Wir mussten ja den Overall fast ganz ausziehen, um in den Eimer machen zu können. Es war erniedrigend. Die Frauen gaben dumme Sprüche von sich über unsere Genitalien.

Pro Schicht patrouillierten etwa fünfzehn Soldaten um die Gefangenen herum, ein Drittel davon waren Frauen. Die Männer sagten nichts, wenn wir auf Toilette gingen, nur die Frauen. Ich versuchte, nur auf Toilette zu gehen, wenn gerade kein Soldat in der Nähe war, und die anderen Gefangenen hatten den Anstand, nicht hinzusehen.

Später kamen wieder Soldaten und riefen meine Nummer. Sie eskortierten mich aus dem Verschlag und befahlen mir, stehen zu bleiben und mich nackt auszuziehen. Es war Winter, sie hatten einen Eimer mit kaltem Wasser dabei und gossen es mir über den Kopf. Das machte ihnen Spaß. Die Frauen standen mit ihren Waffen im Kreis um mich herum und lachten.

Ich schämte mich, aber ich war ja nicht freiwillig nackt. Ich möchte nicht wiedergeben, was sie gesagt haben, obwohl ich vieles davon nicht vergessen habe. Auch einige andere behandelten sie so, mich aber ständig, vor allem Frauen. Vielleicht, weil ich damals so gut durchtrainiert war, obwohl ich schon stark abgenommen hatte. Sie nannten das «*shower*», Dusche.

«*053, get ready for your shower!*»

Hahaha.

Es war, als spürte ich etwas Heißes auf meiner Haut, obwohl es ja eiskalt war. Sogar das Wasser in den Plastikflaschen, die sie uns über den Zaun warfen, war manchmal gefroren. Wir konnten es erst trinken, nachdem wir es unter unserer Kleidung aufgetaut hatten.

Haha.

Bevor der Prophet Abraham ins Feuer geworfen wurde, hatten sie ihn nackt ausgezogen. Im Paradies wird er daher der Erste sein, der etwas anzuziehen bekommt, heißt es. «Ich brauche deine Hilfe nicht. Gott ist mein Beschützer, ich erwarte Hilfe nur von ihm», sagte Abraham, als der Erzengel Gabriel erschienen war und seine Hilfe anerbot. Sie warfen Abraham ins Feuer. Aber er spürte nicht die Flammen, und er brannte nicht. Allah hatte dem Feuer befohlen, ihn nicht zu verbrennen, und Abraham fühlte sich wohl in den Flammen.

Ich saß auf meinem Platz und überlegte, wie es weitergehen würde. Neben mir saßen mal Erhan und Serkan, mal Araber oder Afghanen. Wir wurden immer wieder verlegt, alle paar Tage entstand irgendwo ein anderer Drahtverschlag, neue Gefangene kamen hinzu. Ich lernte einige Özbeks aus Afghanistan kennen – Usbeken, deren Sprache dem Alttürkischen ähnelt. In Afghanistan leben etwa acht Millionen Menschen türkischer Abstammung. Sie kommen, wie ich erfuhr, aus den Nachbarstaaten Usbekistan und Turkmenistan, die beide an den Norden des Landes grenzen. In Kandahar begann ich, diese Sprache zu lernen. Gleichzeitig beherrschten die Özbeks Farsi, und das war sehr nützlich, denn mit ihrer Hilfe konnte ich auch mit den Afghanen sprechen.

«053, get ready!»

Ich sah mich um. Es war dunkel.

Ich ging zum Zaun. Nicht weit davon entfernt standen, neben den Amerikanern, zwei Soldaten in der Dunkelheit, die an-

dere Uniformen trugen. Das fiel mir sofort auf. Ich hatte solche Uniformen im Lager noch nie gesehen. Ich sah mir diese beiden Soldaten an und erkannte die deutschen Farben, die sie seitlich an den Armen trugen. Deutsche Soldaten? Waren das die Deutschen, auf die ich gehofft hatte? Doch irgendwie hatte ich nicht das Gefühl, dass diese beiden Soldaten mich hier rausholen und nach Hause bringen würden. Aber vielleicht gab es ja eine Möglichkeit, eine Nachricht nach Deutschland zu übermitteln.

«*That's him. That's the German guy*», sagte einer der Amerikaner.

The German guy. Waren sie meinetwegen hierhergekommen?

Jetzt konnte ich die beiden Soldaten mit der deutschen Flagge auf den Schulterstücken erkennen. Einer hatte dunkle Haare, der andere war blond und etwas kräftiger.

Ich konnte ihre Gesichter sehen. Sie nickten mit dem Kopf und sahen mich an.

«Falsche Seite ausgesucht. Guck auf den Boden!», sagte der Dunkelhaarige.

Sonst sagten sie nichts. Sie fragten nichts, sie wollten nichts weiter von mir. Ich setzte mich wieder auf meinen Platz.

Nach einer halben Stunde wurde meine Nummer erneut aufgerufen. Ich legte mich auf den Bauch, Hände auf den Rücken, die Ketten wurden angelegt. Das Escort-Team führte mich jetzt zu einem Militärlastwagen. Hinter diesem Lastwagen standen die beiden deutschen Soldaten.

Warteten sie auf mich? Was wollten sie? Wollten sie mir vielleicht doch helfen?

Das Escort-Team warf mich vor ihnen auf den Boden. Ich hörte, wie die Amerikaner zurücktraten. Der Dunkelhaarige kam auf mich zu. Er beugte sich zu mir herab und zog mich an den Haaren. Er hob meinen Kopf hoch und drehte ihn, sodass wir uns in die Augen sahen.

«Weißt du, wer wir sind?», schrie er mich an.

Soldaten aus Deutschland, dachte ich.

«Wir sind die deutsche Kraft, das KSK!», brüllte er.

Ich sagte nichts. Das war kein guter Moment für ein Gespräch. Ich lag, die Hände auf dem Rücken, vor ihm im gefrorenen Dreck, und er hielt meinen Kopf in seiner Hand.

Dann schlug er ihn, die Nase voran, auf den Boden.

Der Deutsche richtete sich auf. Ich spürte einen Tritt. Einer der beiden hatte mich in die Seite getreten, ich hatte nicht sehen können, wer es war.

Sie waren nicht gekommen, um mir zu helfen.

Die deutschen Soldaten lachten. Ich hörte, wie auch das Escort-Team in einiger Entfernung zu lachen begann.

Dann entfernten sich die Deutschen. Sie ließen mich so liegen. Das Escort-Team kam, hob mich auf und führte mich in den Verschlag zurück. Ich saß wieder auf meinem Platz, mein Kopf brummte, mir war schlecht, und meine Nase war blutig. Ich fragte mich, warum sie mich so behandelt hatten. Die Amerikaner folterten mich, weil ich gestehen sollte, ein Terrorist zu sein. Aber die Deutschen? Warum taten sie das? Hassten sie mich, weil ich Türke war?

Aber vielleicht hatte alles sein Gutes. Vermutlich würden sie den Vorfall melden. Nicht, dass sie mich geschlagen hatten, aber dass sie mich im Lager getroffen hatten. Sie mussten den deutschen Behörden von mir erzählen. Dann wüsste nicht nur meine Familie, dass ich in einem Militärlager der Amerikaner in Kandahar gefangen war.

Am selben Abend sah ich sie noch einmal. Die KSK-Leute patrouillierten mit den amerikanischen Soldaten im Lager. Als sie sich unserem Verschlag näherten, erkannte ich, wie der blonde KSK-Soldat den Amerikanern seine Maschinenpistole zeigte. Es war ein ganz anderes Gewehr als das M16, das die Amerikaner

trugen. Der Deutsche führte ihnen die Waffe vor. Er legte das Gewehr an und zielte auf uns. Jetzt konnte ich erkennen, dass es ein Lasergerät hatte, wie eine Zielvorrichtung. Ich sah, wie ein roter Punkt durch die Dunkelheit wanderte und auf den Köpfen der Gefangenen stehen blieb. Der KSK-Soldat war nur wenige Meter von uns entfernt und zielte auf unsere Köpfe.

Die Amerikaner schienen fasziniert. Der Laserpunkt wanderte von Stirn zu Stirn.

Andere Soldaten kamen hinzu und waren begeistert.

Eines Tages wurden die ersten Gefangenen in Gruppen weggeführt. Es hieß, sie würden verlegt. Doch wir bekamen schnell heraus, dass sie aus dem Lager gebracht wurden. Aber wohin? Das wussten wir nicht. Bis jemand sagte, sie brächten uns alle mit dem Flugzeug weg.

Es waren jeweils zehn bis zwanzig Leute, die sie zusammen abholten. Von jeder Gruppe, jedem Verschlag riefen sie ein paar Gefangene auf und führten sie ab. Das ging einige Wochen lang so. Die Prozedur, die sich etwa einmal pro Woche abspielte, war immer die gleiche: Alle mussten an den Zaun treten, und diejenigen, deren Nummern aufgerufen wurden, machten sich fertig für das Escort-Team. Danach sahen wir sie nicht wieder.

Im Lager kursierten die unterschiedlichsten Gerüchte. Einige glaubten, sie würden uns in ein Gefängnis nach Amerika bringen. Andere meinten, wir würden freigelassen. Sie hatten doch nichts in der Hand gegen uns! Und dann gab es jene, die überzeugt waren, es gehe zum elektrischen Stuhl. Das wurde tagelang heftig diskutiert.

«Nein, in den USA verwenden sie heute die Giftspritze. Man bekommt ein Schlafmittel verabreicht, und dann, wenn man schon bewusstlos ist, folgt das Gift», sagte einer der Özbeks.

«Woher weißt du das?», wollte jemand wissen.

«Ich habe es in einem amerikanischen Film gesehen. Er hieß: ‹*Dead Man Walking*›. Er ist dann aber weggetragen worden.»

Wir mussten lachen.

«Ach was. Es geht ab zum Grillen», sagte ein Pakistaner, der schon mal in Amerika gewesen war und behauptete, das Land zu kennen. «Dann werden wir schon eher aufgehängt. Es gibt dort noch immer die Todesstrafe durch Aufhängen!», sagte der Özbek.

«Das Aufhängen haben wir doch schon hinter uns», sagte ich und hob die Hände.

Wir spekulierten darüber, wie sie uns umbringen würden.

«Aber warum sollten sie uns zu Tode foltern, wenn wir doch unschuldig sind», sagte Serkan. Ich war mit den beiden Türken wieder im selben Verschlag. Mit ihnen konnte ich mich jetzt ausführlich unterhalten. Wir redeten darüber, was nun geschehen würde. Ob uns die Türken abholen und ins Gefängnis sperren würden?

Ich kannte Erhan und Serkan schon einige Zeit, aber erst an diesem letzten Abend, bevor wir an der Reihe waren, erfuhr ich, woher Serkan stammte. Er erzählte, er habe in seiner Heimatstadt eine eigene kleine Tischlerei betrieben. Ich fragte ihn, welche Stadt das sei. Sakarya am Schwarzen Meer, antwortete er.

Das war die Stadt, aus der meine Mutter kam.

Viele meiner Verwandten lebten dort, erklärte ich ihm. Wir fuhren jedes Jahr nach Sakarya und verbrachten den Sommer in einem Dorf nahe der Stadt.

Er erzählte von einem bestimmten Platz am Meer, an dem auch ich oft schwimmen gegangen war. An der Straßenkreuzung, an der ein alter Eukalyptusbaum steht, befinde sich seine Tischlerei. Ich konnte mich an diese Straße und den Baum er-

innern – vielleicht waren wir uns dort am Meer schon einmal begegnet.

In dieser Nacht machte ich kein Auge zu. Ich dachte zum ersten Mal wieder an die Türkei, an Sakarya, an die Stadt, in der ich noch vor wenigen Monaten Fatima geheiratet hatte. Ich dachte an das Dorf meines Großvaters. Kusca. Großvater züchtete Haselnussbäume, und er lebte von ihnen, so wie das halbe Dorf seit Generationen von den Haselnussplantagen lebte.

Ich sah den Hain vor seinem Haus.

IV. KUSCA, TÜRKEI

Das Dorf Kusca in der Region Sakarya ist umgeben von Bergen, aber die Berge sind voller Bäume und von sattem Grün. Die Luft ist warm und weich, sie riecht nach Salz und Hustenbonbons. Nicht weit von Großvaters Haus entfernt brandet das Meer, man kann es in seinem Garten leise hören. Hinter dem Haselnusshain liegt der Fluss.

Als Kind spielte ich jeden Sommer unter den Bäumen. Wenn ich Hunger hatte, pflückte ich Nüsse und knackte sie. Die Schalen waren so weich, dass ich sie mit den Zähnen öffnen konnte. Ich kletterte auf die Äste und sprang herunter. Ich jagte Mäuse mit den Ruten, die ich aus den biegsamen Zweigen schnitzte. Unser größter Spaß aber war die Rutsche. Ibrahim und ich stahlen oft die Bleche aus *Ananes* Ofen oder aus dem Herd seiner Mutter, meiner Tante, sie waren unsere Nachbarn. *Anane* heißt auf Türkisch Großmutter. Opa nannte ich *Dédé*. Unser Nussfeld fiel zum Fluss hin steil ab, wir nahmen die Bleche, die nach Baklava und Brot rochen, setzten uns darauf und rutschten den Hügel herunter. Die Backbleche waren so groß, dass wir sogar auf den Bäuchen darauf liegen und ziemlich Fahrt gewinnen konnten. Manchmal überschlugen wir uns oder landeten im Wasser. Wir aßen Nüsse, bis wir platzten, bis wir Bauchweh hatten. In *Dédés* Garten gab es aber auch Obstbäume, Kirschen und Äpfel.

Es lebten noch eine Schwester und zwei Brüder meiner Mutter in diesem Dorf, wir waren eine große Familie. Ich ging mit meinem Onkel oft zum Schwarzen Meer, und wir schwam-

men dort. Oder ich sprang auf seinen Traktor, und Onkel ließ mich lenken. Es war ein schönes Leben. Wir gingen fischen am Fluss. Wir benutzten keine Angeln, sondern Netze, aber nur zum Spaß, denn *Anane* kaufte den Fisch im Dorf, er war sehr billig.

Alles war frei in Sakarya, dachte ich in dieser Nacht im Gefangenenlager. Wenn wir angeln wollten, angelten wir. Wenn wir schwimmen wollten, gingen wir schwimmen, und sogar die Kühe gingen schwimmen, dachte ich, die Bauern brachten sie zum See und trieben sie hinein, und wenn wir reiten wollten, dann ritten wir – wir hatten ein Pferd.

Es gab wilde Tiere in den Nussfeldern, vor allem Schlangen, darunter auch giftige. Wenn ich der Schlange keine Angst machte, biss sie mich nicht. Sie kroch über mein Bein, es fühlte sich rau und kalt an, und dann verschwand sie wieder. Aber es war mir manchmal nicht geheuer, wenn wir durchs Gebüsch liefen und ich meine eigenen Füße nicht mehr sah. Ich habe schon Schlangen getötet, aus Neugier. Normalerweise tat ich ihnen aber nichts.

Als Ibrahim und ich schon älter waren, sah ich einmal eine sehr lange, gelbe Schlange. Wir waren wie früher durchs Gebüsch am Rande des Nussfelds gelaufen, und plötzlich war sie direkt vor mir aufgetaucht. Sie leuchtete gelb, und ihr Bauch war schneeweiß. Sie war sehr schön, aber sie sah richtig gefährlich aus. Ich nahm einen dicken Knüppel und schlug ihr auf den Kopf. Sie schnellte hoch. Blitzartig wich ich zur Seite. Ich schlug sie mehrmals mit dem Knüppel, aber sie war wie Gummi. Ibrahim stand da und guckte zu. Er lachte.

«Was tust du da?»

«Ich versuche, die Schlange zu töten, sie ist gefährlich. Hilf mir doch!»

Ibrahim lachte. Er brach einen Gertenzweig von einem der

Haselnussbäume und zog seine grüne Rinde schnell und geschickt wie eine Pelle vom festen Innern, das weiß und ganz feucht war.

«Was soll das? Was willst du mit diesem Stöckchen?»

Ibrahim lächelte. Er blieb vor der Schlange stehen und berührte sie leicht mit der Gerte. Ein paarmal rieb er sie an ihrem Kopf, an ihrem Bauch, die Schlange wurde ruhig. Bis sie sich gar nicht mehr bewegte. Sie war tot.

«Wie hast du das gemacht?»

Er sagte: «Das wirkt bei Schlangen wie Gift.» Hätte ich es nicht selbst gesehen, ich hätte es nicht geglaubt.

Das war für mich eine neue Erfahrung. Es kommt nicht immer auf Kraft und Gewalt an. Ich hatte mit diesen Zweigen schon als kleines Kind gespielt und sogar darauf herumgekaut, aber der Saft konnte mir nichts anhaben. Für die Schlange war er tödlich.

Auch den letzten Sommer verbrachte ich in Kusca. Das war vor fünf oder sechs Monaten, dachte ich. Es erschien mir schon so lange her.

Ich erklärte meinen Eltern, dass ich heiraten und eine Familie gründen wolle. Ich sei alt genug und suche jetzt eine anständige Frau. Eine Multesima – also eine Muslima, die sich an die Regeln des Islam hält. Ich lernte sie am Telefon kennen.

Ich hatte genug von den Mädchen in Deutschland. Ich hatte genug von den Discos und den Türken, die Drogen nahmen und dealten und ins Gefängnis kamen. Und von meinem Job als Türsteher.

Ich wollte etwas Vernünftiges tun. Ich hatte türkische, aber auch deutsche Freundinnen gehabt. Es dauerte immer nur einige Wochen, und manchmal hatte ich sogar zwei zur gleichen Zeit. Das war eher Spaß, ich war siebzehn oder achtzehn Jahre

alt, und ich tat, was meine Freunde auch taten. All dies wollte ich hinter mir lassen.

Eine Multesima würde nicht in Discos herumhängen. Sie würde nicht fremdgehen, mich nicht enttäuschen, und mit ihr könnte ich Kinder haben. Aber eine Multesima musste man heiraten, und um sie heiraten zu können, musste ich mein Leben ändern. Ich musste gottesfürchtig werden und nach den Gesetzen Allahs leben. Das tat ich auch. Ich hatte damals manchmal noch Alkohol getrunken. Damit war nun Schluss, und ich kündigte alle meine Jobs als Türsteher.

Eines Tages rief meine Tante an und erklärte, sie kenne ein Mädchen in Kusca, das mir gefallen könnte. Ihre Eltern seien gläubige Menschen. Sie erzählte mir von ihr und schickte ein Foto.

In den Dörfern der Türkei ist es so: Wenn ein Mädchen in ein bestimmtes Alter kommt, geht die Familie des Jungen in das Haus ihrer Eltern und versucht, sich mit der Familie des Mädchens zu verständigen. Wenn das Mädchen und der Junge einwilligen, kann es sehr schnell gehen. In diesem Dorf gab es zwei Großfamilien: die meiner Mutter und Fatimas Familie. Meine Tante kannte Fatima schon als Kind, sie half ihr damals im Haushalt.

Ich rief Fatima an. Wir vereinbarten ein Treffen im Sommer, wir wussten ja noch nicht, ob wir uns mögen würden. Dann fuhr die ganze Familie mit dem Auto in die Türkei. Ich hatte nur zwei Wochen Urlaub bekommen, denn ich absolvierte noch meine Lehre als Schiffsbauer. Wir fuhren in Vaters Mercedes im Korso, wie jedes Jahr. Es trafen sich immer mehrere Familien aus Bremen und Umgebung, die in unsere Region oder in dieselbe Richtung fuhren. Unterwegs hielten wir oft an, machten Rast und aßen zusammen, und dann schlossen sich spontan andere deutsch-türkische Familien an. Zeitweise bestand der Konvoi

aus über zehn Wagen. Wir reisen nicht gern allein. Es war der Jahresurlaub meines Vaters. Ali und Alper hatten Schulferien. Meine Tante und meine Onkel erwarteten uns. Es sollte meine schönste Zeit werden.

Meine Tante arrangierte das Treffen mit Fatima. Nach unseren Regeln darf sich ein Mann mit einer unverheirateten Frau nur dann zusammen in einem Raum befinden, wenn eine dritte Person anwesend ist. Das müssen aber nicht die Eltern sein. Es kommt nur darauf an, dass man schicklich bleibt. Wir trafen uns bei meiner Tante.

Als ich Fatima zum ersten Mal sah, mochte ich sie gleich. Ich erzählte ihr von Bremen, wie ich aufgewachsen war, ich erzählte ihr von meiner Lehre, von den Discos, der Kung-Fu-Schule und davon, dass ich jetzt ein religiöser Mensch geworden war. Sie hörte aufmerksam zu. Ich erklärte ihr, dass ich mit meiner zukünftigen Frau in Bremen leben wolle. Es stand ja im Raum, dass wir heiraten sollten. Dann sprach sie von sich. Am Ende sagte ich, ich würde es mir überlegen und sie solle dasselbe tun. Dann würden wir uns gegenseitig unsere Entscheidungen mitteilen.

Ich war mir bereits nach dem ersten Treffen sicher, dass Fatima die Richtige war, ich brauchte sie kein zweites Mal zu treffen. So bat ich meine Eltern, die notwendigen Schritte einzuleiten. Wir machen keinen Heiratsantrag wie in Deutschland, wo man vor der Braut auf die Knie fällt. Das regeln die Eltern untereinander, wenn sich das Paar entschieden hat. Meine Eltern überbrachten die Botschaft. Nach unserer Tradition mussten sie nun erst mal einkaufen gehen. Es gibt überall in der Türkei Geschäfte, in denen man alles Nötige bekommen kann: vom Anzug über das Hochzeitskleid bis zu den Geschenken für die Familie der Braut. Etwa ganz bestimmte Süßigkeiten, handgefertigte Schokolade, die man eigentlich nicht isst, sondern

aufbewahrt. So fuhren meine Eltern nach Sakarya und kauften in einem solchen Laden eine Uhr für den Vater, einen Anzug für Fatimas Bruder, eine Bluse für ihre Mutter, ein Kopftuch und solche Dinge. Das alles wurde schön verpackt. Dann besuchten meine Eltern und meine Großmutter Fatimas Familie und brachten die Geschenke mit.

Salam alaikum – Alaikum salam. Es gab Tee. Die Tradition verlangte, dass ich bei diesem Treffen nicht anwesend sein durfte. Es ist Sitte, dass die Eltern meinen Heiratswunsch mit dem ausdrücklichen «Befehl und dem Willen Gottes» verkünden. Die Blumen und Geschenke wurden übergeben, die Schokolade auf einem silbernen Teller gereicht. Die Eltern des Mädchens sagten dann zunächst, ebenso dem Brauch entsprechend: «Wir denken darüber nach.» Fatimas Vater kannte mich. Wir waren uns einmal in der Moschee begegnet. Er hatte mich wohl in guter Erinnerung behalten – und natürlich wollte er wissen, was ich für einen Beruf habe und wie meine finanzielle Zukunft aussah. Die Hochzeit seiner Tochter war für ihn auch ein trauriger Anlass, denn er würde sie nicht mehr oft sehen, wenn sie in Bremen lebte.

Schließlich sagte Fatimas Vater: «Wenn unsere Kinder es so wollen, soll es ihnen Glück bringen.» Nun fragte er Fatima, und sie stimmte zu. Alle reichten sich die Hände. Dann besprachen sie die Einzelheiten der Hochzeit. Wäre die Heirat nicht zustande gekommen, hätten Fatimas Eltern alle Geschenke zurückgegeben.

Eine Hochzeit, so glaubt man in der Türkei, ist immer mit Glück behaftet. Deshalb machen wir uns wegen der Kosten keine großen Gedanken, es ist eine Frage der Ehre. Jedes Detail der Zeremonie ist festgelegt und folgt der Tradition. Eine Woche vor der Hochzeit wurde in Kusca und in den Nachbardörfern über Lautsprecher verkündet, dass Murat Kurnaz die Tochter der

Familie Soundso aus Kusca heiraten wird. Alle Dorfbewohner wurden zu der Feier eingeladen.

Am Henna-Abend vor der Hochzeit feierten die Frauen und Männer unserer Familien getrennt. Man sang traurige Lieder über Fatimas Abschied vom Elternhaus. Dazu legte sie sich ein rotes Tuch auf den Kopf, zum Zeichen der Trauer. Meine Mutter überreichte ihr Goldschmuck.

Die Hochzeit fand im Garten meiner Tante statt. Hunderte von Menschen kamen. Wir saßen an einem blumengeschmückten Tisch, wurden fürstlich bedient und üppig beschenkt. Man überreichte uns einen Koran, er steht für den Glauben, eine Kerze, sie bedeutet Licht, einen Spiegel, das Sinnbild der Erleuchtung, und Reis und Zucker – die Zeichen der Fruchtbarkeit und der Süße des Lebens.

Wir gaben einander die Ringe, sie waren mit einem roten Band verbunden. Wir waren glücklich. Meine Mutter war glücklich. Auch Vater, obwohl er alles bezahlen musste. Aber er dachte nicht an das Geld. So ist der Brauch, und viele Türken sparen lange dafür, um endlich Hochzeit zu feiern.

Mein Urlaub ging zu Ende. Fatima und ich hatten abgesprochen, dass sie im Haus ihrer Eltern bleiben würde, bis ich in Bremen die Formalitäten erledigt hatte, damit sie nach Deutschland kommen konnte. Das sollte etwa zu Weihnachten sein. Meine Familie blieb noch in Kusca, ich fuhr allein mit dem Bus nach Istanbul und flog nach Deutschland zurück.

Im Flugzeug kamen mir Bedenken. Ich war jetzt verheiratet, das hatte ich mir sehnlich gewünscht, und Fatima war eine gläubige Multesima, so wie ich es mir vorgestellt hatte. Aber was wusste ich eigentlich über unseren Glauben? Ich war in einigen Moscheen gewesen und hatte dort gebetet, aber in den Moscheen wird eben nur wenig gelehrt. Ich wusste kaum etwas über den

Koran, wie er entstanden war und wie man ihn las, kaum etwas über den Propheten und die Gesetze und Gebote. Wie hatte sich ein gottesfürchtiger Ehemann überhaupt zu verhalten? Was waren meine Aufgaben?

Ich hatte noch nicht einmal richtig zu beten gelernt. Für eine Multesima war das alles nicht ausreichend. Meine deutschen Freunde in Hemelingen hatten vom Christentum im Religionsunterricht, während der Kommunion oder der Konfirmation erfahren. In meiner Schule gab es keinen Religionsunterricht, und die Islam-Stunden in der Moschee hatte ich als Kind fast immer geschwänzt. Um alles nachzuholen, konnte ich mich doch jetzt nicht mehr mit sechsjährigen Kindern auf die Bank setzen. In Deutschland würde es Jahre dauern, bis ich all das gelernt hätte. Es gab zwar auch in Deutschland Islamschulen, aber die konnte man nur am Wochenende besuchen.

So dachte ich daran, was mir meine Bremer Freunde über die Jama'at al-Tablighi gesagt hatten, was sie mir in der Kuba-Moschee in Hemelingen und in der Abu-Bakr-Moschee am Bremer Hauptbahnhof vom Mansura-Center in Lahore erzählt hatten. Dort, so malte ich mir auf dem Flug nach Deutschland aus, würde ich in weniger als zwei Monaten alles lernen können, was ich wissen müsste, um ein guter Ehemann und Moslem zu sein.

Eine Stewardess kam und fragte mich, ob ich etwas trinken wolle. Ich sah sie nicht an. So viel wusste ich schon: Ich darf eine andere Frau nicht mehr ansehen. Das tun wir aber nicht aus Mangel an Respekt gegenüber Frauen, sondern gerade weil wir sie hoch achten. Ich sah auf den Boden und bestellte eine Coca-Cola.

Also Pakistan. Ich hatte schon länger darüber nachgedacht, das Mansura-Center zu besuchen und dort zu lernen. Jetzt war ich mir sicher. Ich konnte das schaffen und bis Weihnachten

längst zurück sein, dachte ich. Das war meine letzte Möglichkeit, mein letztes Abenteuer, bevor Fatima nach Deutschland kommen würde.

V. GUANTANAMO BAY, CAMP X-RAY

«053: Get ready for the Escort-Team!»

Es war noch dunkel. Auch Erhan und Serkan und die zwei Özbeks wurden aufgerufen. Jetzt waren wir dran.

Wir wurden auf einem Platz vor dem durchlöcherten Hangar versammelt, einzeln abgeholt und in eines der Zelte gebracht. Dort rasierte man unsere Bärte ab und scherte unsere Köpfe kahl. So konnten sie mich wenigstens nicht mehr an den Haaren ziehen, dachte ich.

Wir bekamen neue Overalls, orangefarben, und man legte uns wieder Ketten an.

«We're gonna put you now into the same cave with Osama Bin Laden, and then we're gonna shoot you», sagte der Soldat, der mich geschoren hatte.

Diesmal stülpten sie mir keinen Kartoffelsack über. Diesmal wurde mein Kopf fachgerechter verpackt: mit Ohrenschützern, Gesichtsmaske, Scheuklappen und einer mit schwarzem Plastik abgedichteten Taucherbrille, die sie *«Goggles»* nannten. Der Soldat drückte meine Handschellen so fest zu, dass es sofort schmerzte. Es war kaum auszuhalten.

«Too strong», murmelte ich unter der Maske. Ich wollte ihm sagen: zu fest, du ziehst mir die Handschellen zu fest. Ich kannte das Wort *«too tight»* noch nicht.

«Let me see», hörte ich einen anderen Soldaten, der neben ihm gestanden haben musste. Ich hielt meine Handschellen in seine Richtung, und er drückte sie zusammen, bis sie noch enger um meine Gelenke einrasteten. Das Schwein, dachte ich. Über meine

Hände streifte er jetzt so etwas wie Handschuhe, Fäustlinge, die dick und steif waren. Dann schlug er mir auf den Kopf und trat mir in die Hoden, dass ich umfiel. Sie schleppten mich aus dem Zelt und warfen mich auf den Boden. Dort sollte ich auf der Seite liegen bleiben.

«*You guys are going to get shot*», sagte der Soldat.

Das hatte ich ja schon verstanden. Und jetzt, während ich dort lag, wahrscheinlich vor dem Hangar, vier oder fünf oder sechs Stunden lang, verstand ich auch den Sinn der ganzen Verkleidung. Die Handschuhe sollten nicht meine Hände wärmen, die Ohrenschützer nicht meine Ohren und die Maske nicht mein Gesicht schützen: Das alles diente einzig ihrer Sicherheit. Wir konnten nicht beißen, nicht spucken und nicht kratzen. Wir konnten ihnen keine Bazillen ins Gesicht husten, keine Keime versprühen oder sie mit einer Krankheit anstecken. Ob wir unter der Maske ersticken würden oder nicht, war ihnen egal.

Ich wusste, was uns nun bevorstand: ein Erster-Klasse-Flug. Sie ketteten uns aneinander und trieben uns ins Flugzeug. Wieder wurden wir so festgeschnallt, dass wir uns keinen Millimeter bewegen konnten, wieder dachte ich, sie würden uns in die Türkei fliegen und dort auf einen amerikanischen Stützpunkt bringen. Was sollte ich sonst denken?

Schlaf wäre der einzige Trost in dieser Lage gewesen. Aber das ließen die Soldaten mit ihren Schlägen nicht zu. Ich dachte an amerikanische Filme, die ich in Bremen im Kino gesehen hatte. Actionfilme, Kriegsfilme. Ich hatte die Amerikaner damals bewundert. Jetzt lernte ich sie wirklich kennen.

Ich sage das ohne Bosheit, aber es ist die Wahrheit, weil ich es gesehen und erlebt habe. Ich möchte niemanden beleidigen, und ich rede nicht von allen Amerikanern. Aber von denen, die ich kennengelernt habe: Sie haben panische Angst vor Schmer-

zen, sie fürchten sich vor jedem Kratzer, vor Bakterien und vor Krankheiten. Sie sind wie kleine Mädchen, würde ich sagen. Wenn man die Amerikaner genau beobachtet, weiß man das. Egal, wie groß sie sind oder wie kräftig. In den Filmen aber sind sie immer die Helden.

Siebenundzwanzig Stunden dauerte der Flug. Irgendwo machten wir einen Zwischenstopp. Wir konnten uns während des Aufenthalts nicht bewegen, sie machten uns nicht los, nicht einmal für kurze Zeit. Wir wussten nicht, wo wir gelandet waren oder wohin sie uns brachten. Ob wir überhaupt lebend irgendwo ankommen würden.

Die Hitze spüre ich sofort. Hunde. Ich höre ihr Bellen, trotz der Ohrenschützer. Ich sehe das grelle Licht, die Sonne, trotz der «*Goggles*». Auf der Rollbahn brechen die Ersten zusammen. Sie nehmen uns die Masken ab. Die Sonne blendet. Wir sollen uns auf den Boden legen. Ich halte die Augen geschlossen. Ich höre Kameras klicken. Wir werden fotografiert.

«Nicht bewegen.»

Ich öffne die Augen vorsichtig, aber ich sehe nur Stiefel auf hellem Zementboden. Sie streifen uns die Masken wieder über, und meine verrutscht etwas. Sie treiben uns in einen Bus, er ist weiß. Im Innern ist es dunkel. Der Bus hat keine Sitze, nur Haken am Boden, an denen sie uns anketten, sodass wir weder richtig sitzen noch stehen können. Sie schlagen uns ständig, und die Hunde, die auch im Bus sind, beißen uns.

«Sitz nicht so!»

Schon kommt der Schlag.

«Sitz anders!»

Wieder ein Schlag.

«Sitz gerade!»

Es ist unglaublich heiß im Bus, dies muss ein Land sein, in

dem es auch im Winter wirklich warm ist. Der Süden der Türkei? Wir haben Februar oder März. Adana vielleicht. In Adana kann es jetzt so heiß sein. Über dreißig Grad bestimmt.

Ich spüre, wie wir über eine Brücke oder Auffahrt fahren. Dann halten wir. Der Bus beginnt zu schwanken. Wir sind wohl auf einem Schiff. Sie treten uns unablässig, das Schiff neigt sich leicht auf die Seite. Gibt es eine amerikanische Militärbasis auf einer Insel vor Adana? Bringen sie uns nach Zypern? Dann rollen wir die Rampe wieder herunter und verlassen das Schiff. Irgendwann hält der Bus. Wir sind nicht sehr lang gefahren, vielleicht eine halbe Stunde. *«Get out! Out!»*

Wir müssen knien und den Kopf auf die Brust senken. Es knirscht. Unter der Maske erkenne ich Kieselsteine. Ich weiß nicht, wie lange wir knien. Mehrere Stunden. Die Hitze ist unerträglich. In Afghanistan und im Flugzeug war es noch eiskalt gewesen. Die Soldaten schreien und schlagen uns immer wieder. Endlich darf ich aufstehen. Die Soldaten stoßen mich, ich laufe barfuß über die Kieselsteine, es ist ein langer Weg, wir biegen oft nach rechts und nach links. Sie schreien mich an: *«Terrorist!»* – *«We kill you!»* – *«Motherf...»*

Dann brüllt ein Soldat: *«Stop!»* Jemand reißt mir die Maske vom Kopf, ich stehe in einem Zelt. Ich sehe ein Namensschild. Zum ersten Mal sehe ich den Namen auf der Brust eines Soldaten. Ich werde ihn nie vergessen. Zwei andere Soldaten halten mich an den Armen fest. Sie nehmen mir die Handschuhe ab.

«Ich spreche Deutsch», sagt der Mann mit dem Namensschild. «Wir werden eine sehr schöne Zeit zusammen haben.»

Um mich herum sind eine Menge Soldaten mit mir beschäftigt. Sie zupfen mir Haare von den Armen, stecken mir einen Tupfer in den Mund, nehmen Fingerabdrücke. Ständig fummelt jemand an mir herum, das dauert eine ganze Weile. Ich sehe im-

mer nur auf diese Brust, auf diesen Namen. Ich werde gewogen, ich werde gemessen.

Name?

Murat Kurnaz.

Buchstabieren!

K-U-R-N-A-Z.

Ich frage mich, wie ich überhaupt noch sprechen kann. Ich habe Wochen nicht richtig geschlafen. Wegen der Flugzeuge, der Bomben in Kandahar, wegen der Generatoren und der Verhöre. Auf jeden Fall stehe ich jetzt auf meinen Beinen, ich stehe wahnsinnig gern, weil ich immer nur gesessen habe auf diesem Flug. Ich weiß gar nicht, warum ich stehen kann. Als könnte ich mich an dem Namen auf dem Brustschild des Soldaten festhalten: *Gail Holford*.

Ich bekomme ein Armband angelegt. Darauf steht eine neue Nummer: 061. Es ist grün und aus Plastik.

«*This is a nice place. Lots of trees*», sagt einer der Ärzte oder Soldaten, die meine Speichel- und Haarproben genommen haben.

Bäume? Machen die sich lustig über mich?

«*Lots of greenery*», sagt er. Ich sehe zu ihm auf.

Er deutet hinaus.

Das Zelt ist offen. Ich kann keine Bäume erkennen. Ich sehe Berge. Sand und Berge und Kakteen. Große Kakteen. Wo Kakteen wachsen, gibt es keine Bäume.

«Weißt du, warum du hier bist?», höre ich den Mann mit dem Namen Gail Holford.

«Weißt du, was die Deutschen mit den Juden gemacht haben?», sagt Gail Holford. «Genau das machen wir jetzt mit euch.»

Jemand packt mich am Hemd und stößt mich aus dem Zelt hinaus. Draußen sehe ich viele Maschendrahtzäune, in engem Abstand. Wie in einem Labyrinth. Ich sehe, wie ein anderer Ge-

fangener in seinem orangefarbenen Overall darin herumgeführt wird. Sofort werfen mich die Soldaten zu Boden. Ich lande auf den Kieselsteinen. «Bleib liegen!» Der Mann mit dem Namen Gail Holford drückt sein Knie in meinen Nacken und mein Gesicht auf die Steine, bis der Gefangene und das Escort-Team nicht mehr zu sehen sind. Erst dann laufen wir weiter.

Wo ist das Gefängnis, in das sie mich bringen werden?

Wir passieren einige Türen aus Maschendraht und kommen zu einem Verschlag, der ebenfalls aus Maschendraht errichtet ist. Es sind Käfige. Darin sitzen Gefangene in orangefarbenen Overalls auf dem Boden, jeder in einem eigenen kleinen Käfig. Einer neben dem anderen, wie Raubtierkäfige. Ich sehe nach rechts und nach links, dort sind weitere solche Verschläge. Ich suche das Gefängnis. Es muss doch recht groß sein, wenn wir alle hineinpassen sollen? Diese komischen Käfige sind nur eine Zwischenstation. Aber rundherum sehe ich nichts als Berge und Kakteen. Liegt das Gefängnis hinter einer der Anhöhen? Die Soldaten sperren einen Käfig auf und stecken mich hinein. Ich soll knien.

«Du bist Charly-Charly-3.» – «Sag es!»

«Charly-Charly-3», sage ich. Ich gebe mir Mühe, das zu begreifen: Mein Käfig soll «Charly-Charly-3» heißen?

Dann nehmen mir die Soldaten die Ketten ab und sperren die Drahttür zu.

«Sitz!», befehlen sie.

Ich setze mich.

«Beweg dich nicht!», brüllen sie.

Ich bewege mich nicht. Sie rufen noch etwas, das ich nicht verstehe. Dass und wie sie mich töten werden, vermute ich. Aber hätten sie das nicht schon früher und viel einfacher haben können? Sie gehen weg.

Ich dachte, sie würden in ein paar Minuten wiederkommen und mich mitnehmen. Ich setzte mich etwas bequemer in den Schneidersitz und atmete tief durch. Rieb meine Füße und Handgelenke, die geschwollen und blutig waren. Endlich war ich die Fesseln los. Das tat gut, und ich wurde etwas ruhiger, auch wenn alles noch stach wie von tausend Nadeln. Ich musste mich ablenken, mich umsehen.

Es gab in diesem Käfig zwei Eimer aus Plastik, eierschalenfarben und leicht durchsichtig. Einer enthielt Wasser, das stank. Vielleicht zum Waschen, dachte ich. Der andere schien die Toilette zu sein. Auf dem Boden lag eine dünne Schaumstoffmatratze, ein oder zwei Zentimeter dick. Darauf eine Decke. Daneben ein Stück Seife, ein Handtuch und ein paar Flipflops. Die neuen Sachen auf der Matratze sollten wir mitnehmen, dachte ich. Wir sollten warten, sie bereiteten unsere Zellen vor.

Die anderen Gefangenen in den Käfigen grüßten mich.

Salam alaikum.

Alaikum salam.

Einer der Gefangenen in meiner Nähe sah aus wie ein Afghane, wie ein Özbek. Auch er grüßte mich. Ich versuchte ihn auf Türkisch zu fragen, wie lange er schon hier sei. Der Özbek verstand mich nicht. Ich versuchte es mit den Händen: Du? Hier? Ich zählte meine Finger ab: Eins, zwei, drei, vier ...?

Der Özbek-Afghane antwortete auf Usbekisch und zeigte zweimal alle Finger: «Zwanzig.» Er meinte wahrscheinlich zwanzig Minuten. Er war ungefähr zwanzig Minuten länger in seinem Käfig als ich.

Ich wartete. Bald würde jemand kommen und uns abholen. Ich maß den Käfig im Sitzen mit meiner Hand. Sie misst 22 Zentimeter vom Daumen bis zum kleinen Finger, wenn ich sie spreize. Das wusste ich aus meiner Lehrzeit als Schiffsbauer. So konnte ich immer sehr genau eine Fläche berechnen, auch ohne

Zollstock. Ich maß gut acht Hand mal neun Hand. Der Käfig war also 1,80 Meter breit und knapp zwei Meter lang. Und er war wohl etwa zwei Meter hoch. Insgesamt weniger als vier Quadratmeter. In Deutschland gab es ein Gesetz: Wenn man einen Hund in einem Zwinger hielt, musste der Zwinger mindestens sechs Quadratmeter groß sein. Das wusste ich, weil ich selbst Hunde hatte.

Ich wartete und sah mich um. Nicht weit von mir entfernt wurde ein Gefangener durch einen der Maschendrahtgänge geführt. Er trug noch seine Maske und die Ohrenschützer, und ich hörte, wie ihn die Soldaten anschrien. Sie gingen mit ihm immer wieder dieselben Gänge auf und ab. Jetzt begriff ich, wie wir hierhergekommen waren. Ich hatte geglaubt, wir seien sehr weit gelaufen, aber der Ort, an dem wir viele Stunden knien mussten, bevor sie mir im Zelt die Maske abnahmen, war nur ein paar Meter von meinem Käfig entfernt. Wir hatten im Abstand von wenigen Metern nebeneinander gekniet, aber das wussten wir nicht. Sie führten uns im Kreis herum, bis wir glaubten, wir seien in einem großen Lager oder Gefängnis. Dabei waren wir die ganze Zeit an diesem Ort innerhalb der Maschendrahtverschläge geblieben.

Ich dachte: Wenn es März ist, dann habe ich bald Geburtstag. Was für eine schöne Überraschung.

Plötzlich hörte ich ein Geräusch, wie ein ganz leises Planschen. In dem Wassereimer schwamm ein Frosch. Ein kleiner, grüner Frosch. Ich hatte noch nie einen gesehen, außer im Fernsehen. An der Weser gab es keine Frösche. Er musste in dieser Öde nach Wasser gesucht haben. Wo er wohl herkam? Ich fischte ihn aus dem stinkenden Wasser heraus. Er blieb auf meiner Hand sitzen und beobachtete mich. Er atmete ganz schnell. Ich wollte ihn vorsichtig streicheln, aber da sprang er auf den Boden und schlüpfte durch den Draht.

Ich wartete Stunde um Stunde. Niemand kam, niemand

wurde abgeholt und verlegt. Schließlich erschienen Wärter und brachten Essen. Auf Papptellern, das sah ich schon von weitem, aber immerhin. Wir hatten bislang nur die Emaries bekommen. Ich freute mich, dass es etwas Richtiges zu essen gab. Vielleicht würde nun doch alles besser? Schlimmer als in Kandahar konnte es ja nicht sein.

Das war ein Irrtum, in jeder Hinsicht.

Als die Wärter zu meinem Käfig kamen, sah ich auf dem Teller nur drei Löffel Reis, eine Scheibe trockenes Toastbrot, einen Plastiklöffel. Das war's. Sie reichten den Pappteller durch eine kleine, rechteckige Öffnung in der Käfigtür, die sich auf Kniehöhe befand. Ich glaubte, das sei ein Versehen. Vielleicht war ihnen etwas vom Teller heruntergefallen? Dann sah ich die Ration des Özbeks. Dasselbe armselige Häuflein Reis oder eher noch weniger. Da hätte ich lieber ein Emarie gehabt. Darin waren wenigstens Cracker.

Ich aß den Reis und sah dabei auf mein Armband. Der Reis war kalt und nicht richtig gekocht, die Körner hart wie Kiesel. Aber was sollte ich sonst essen? Auf meinem Armband stand: *«Kunn, Murat, male, Turkish, 5-foot-4, 165 pounds.»*

Sie hatten meinen Namen falsch geschrieben. Obwohl ich schon so lange in Haft war und sie doch alle meine Papiere hatten. Ich trank von dem Wasser aus dem Eimer. Ich war völlig fertig. Der Klimaunterschied zu Kandahar war gewaltig.

Später verdunkelte sich der Himmel binnen weniger Minuten, die Sonne war weg, und grelles Licht ging an. Es kam von Neonröhren unter dem Wellblechdach und aus vielen Scheinwerfern, die auf den Türmen und Zäunen montiert waren, wie Flutlicht im Weserstadion. Gleichzeitig knacksten Lautsprecher, die irgendwo hängen mussten, und ein Gebetsruf erscholl. Es war ja längst Zeit zum Beten, dachte ich, aber plötzlich wurde der Gebetsruf von lauter Musik übertönt, es war die

amerikanische Hymne. Ich hörte, wie sich die anderen Gefangenen beschwerten, aber nichts passierte. Irgendwann kniete ich, vollführte den Ritus und sprach die Gebete, soweit ich sie schon konnte, auf Arabisch: «Gepriesen sei Allah. Allah erhört jeden, der ihn lobt.» Ich verneigte mich dreiunddreißigmal. Jetzt dröhnte Rockmusik aus den Lautsprechern, es war kaum auszuhalten. So laut war es in keiner Bremer Disco gewesen, nicht mal im «Aladin».

Mir kam ein Verdacht: Der Özbek hatte nicht signalisiert, dass er zwanzig Minuten länger in diesem Käfig sei als ich – er hatte zwanzig Stunden gemeint. Heute würden sie uns also nicht mehr ins Gefängnis bringen. Das war auch gut so. Ich wollte nur noch schlafen. Lärm und Licht hin oder her.

Ich konnte nicht schlafen. Alle paar Minuten kamen Wärter, die mit Knüppeln auf die Maschendrähte droschen. Alle paar Minuten schlug jemand in seiner Zelle etwas tot und warf es heraus, Schlangen, Ratten, Spinnen, mal neben mir, mal vor mir. Die Schritte der Wärter auf den Kieseln knirschten. Und dann diese 1000-Watt-Scheinwerfer.

Wieder kamen die Wärter. Wir mussten alle aufstehen und uns «ausweisen». Das hieß, wir mussten die Hände aus der Essensluke herausstrecken, damit sie auf das Plastikband gucken konnten. Später schlugen sie gegen meine Tür, weil ich die Hände unter der Decke hatte.

«Take your hands out!»

Noch später schlugen sie an meine Tür, weil ich auf der Seite lag.

«Lie on your back!»

Irgendwann bin ich aus Erschöpfung eingeschlafen.

Camp X-Ray war eigens für uns gebaut worden. «X-Ray» ist das englische Wort für Röntgenstrahlen. Ein Gefangenenlager, das

komplett durchsichtig war. Etwas völlig Neues. Keine Zellen, in denen man für sich sein konnte, keine Privatsphäre, keine Sekunde Schutz vor den Augen der Wärter oder den Kameras. Die Käfige waren so eng, dass man darin verzweifeln mochte. Gleichzeitig war die Natur, die Freiheit so nah, zum Greifen nah, dass man verrückt werden konnte. Ein Raubtier hat in seinem Käfig mehr Platz, und es bekommt auch mehr zu fressen. Ich kann kaum mit Worten ausdrücken, was das wirklich bedeutete.

Die Blocks waren mit Wellblech überdacht, doch die Käfige standen alle zu einem Teil im Freien. So brannte die Sonne oft, wir konnten uns dann nicht in den Schatten setzen, es sei denn, sie stand senkrecht auf dem Wellblech, das sich etwa dreißig Zentimeter über der Maschendrahtdecke des Käfigs befand. Aber dann heizte sich das Wellblech schnell auf. Dem Regen waren wir ebenso schutzlos ausgesetzt wie der Sonne, denn er kam immer von der Seite. Egal, in welche Ecke des Käfigs man sich verkroch.

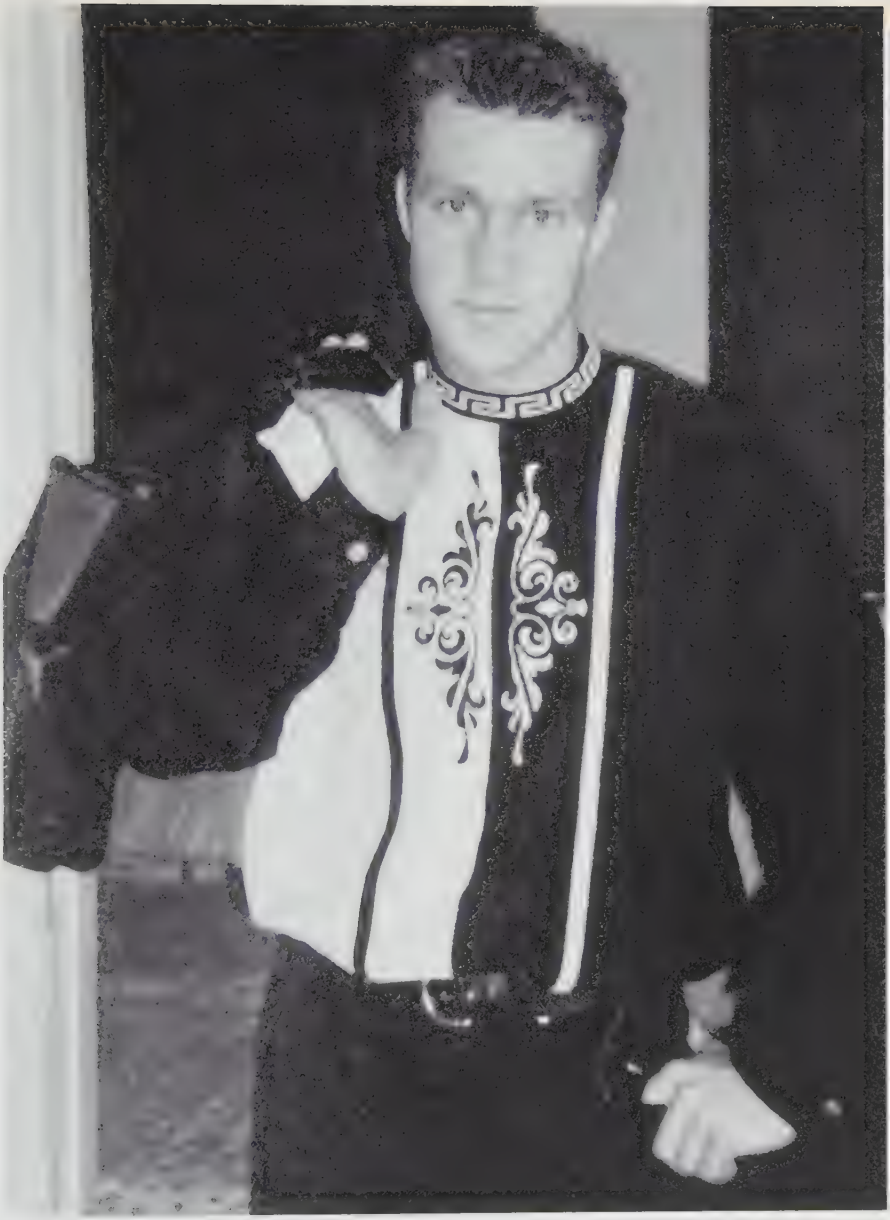
Das Camp bestand aus sechs Blocks, A bis F. Sie hießen Alpha, Bravo, Charly, Delta, Echo und Foxtrott – nach dem internationalen Fliegeralphabet. Diese Blocks waren durch schmale Gänge aus Maschendraht voneinander getrennt. In jedem Block gab es sechs Trakte, wiederum von Alpha bis Foxtrott. Ein Trakt schließlich bestand aus zehn Käfigen, die in einem langen Rechteck angeordnet waren. So hatte jeder Käfig seine Bezeichnung: Alpha-Bravo-1, Bravo-Charly-5, Delta-Alpha-9. Ich war in Charly-Charly-3. Rund um die sechs Blocks waren hohe Drahtzäune gezogen, unterbrochen von Wachtürmen, auf denen Scharfschützen standen.

Es war nicht leicht, diese erste Zeit in Camp X-Ray. Ich wusste noch nicht, dass wir auf Kuba waren. Ich wusste nicht, welche Regeln hier herrschten. Dass diese Regeln ständig verändert wurden und man auch dann bestraft wurde, wenn man sie be-

folgte. In der ersten Nacht musste ich lernen, dass ich die Decke lediglich über meine Beine schlagen durfte. Dass ich nicht auf der Seite liegen durfte, sondern nur auf dem Rücken. In den Tagen danach musste ich lernen, dass ich im Käfig nicht aufstehen und herumlaufen durfte, sondern tagsüber zu sitzen und in der Nacht zu liegen hatte, und wenn man sich tagsüber hinlegen wollte, wurde man auch bestraft. Wir durften den Maschendraht nicht berühren und uns im Sitzen nicht daran anlehnen. Wir durften nicht sprechen. Wir durften die Wärter nicht ansprechen und sie nicht ansehen. Wir durften nicht mit dem Finger im Staub malen, nicht pfeifen, summen, singen oder lächeln. Jedes Mal, wenn ich aus Unwissenheit, oder weil sie gerade eine neue Regel erfunden hatten, etwas tat, das ich nicht tun durfte, kam das «IRF-Team» und verprügelte mich.

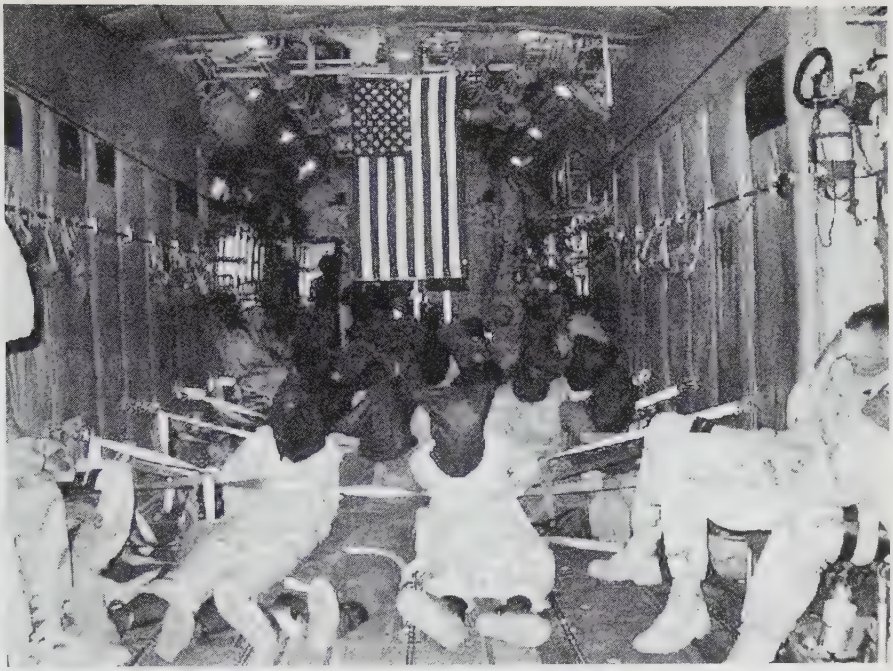
So nannten es die Amerikaner: «IRF» war die «*Immediate Reaction Force*», Einheiten, die aus fünf bis acht Soldaten bestanden. Sie trugen Plastikschilde, Brustpanzer, Knie-, Ellenbogen- und Schulterschützer aus Hartplastik, Helme mit Plastikvisier, mit Hartplastik besetzte Handschuhe, schwere Stiefel und Knüppel. Ich würde sagen: Es waren Schläger. Schläger, kugelsicher und stichfest geschützt bis unter das Kinn. Sie trugen keine Waffen außer den Knüppeln, wohl aus Angst davor, wir würden sie ihnen wegnehmen.

Ich habe das später noch oft gesehen, in ihren Augen: wie sehr sie Angst hatten, wenn sie vor den Käfigen auf ihren Einsatz warteten, obwohl wir nicht einmal Schuhe trugen und bereits wehrlos auf dem Boden kauerten. Sie kamen mit Pfefferspray, einer Art Kanone, einem großen Druckbehälter, dessen Strahl sie über zwei bis drei Meter Entfernung punktgenau auf den Gefangenen richten konnten. Darin war der Wirkstoff Oleoresin capsicum enthalten, hergestellt aus Chili-Pfefferschoten. Sie sprühten den gesamten Käfig aus und warteten, bis der Ge-



Murat Kurnaz, geboren 1982, wuchs im Bremer Stadtteil Hemelingen auf. Die Aufnahme zeigt ihn als Sechzehnjährigen.

Der US-Stützpunkt bei Kandahar in Afghanistan (Aufnahme Anfang 2002). Dort wurden die Gefangenen zunächst in Natodraht-Verschlägen unter freiem Himmel gehalten. In den Hangars, die in der Bildmitte zu erkennen sind, fanden die schweren Misshandlungen statt, von denen Murat Kurnaz berichtet. Die Gefangenen wurden mit Elektroschocks gefoltert und tagelang an Ketten aufgehängt. Das Foto wurde von KSK-Soldaten aufgenommen und dem Magazin «Stern» übergeben.



Während des insgesamt rund siebenundzwanzigstündigen Fluges von Afghanistan nach Guantanamo waren die Gefangenen an Händen und Füßen gefesselt und angekettet sowie mit Gurten an den Flugzeugwänden vertäut. Sie konnten sich nicht bewegen und wurden unablässig geschlagen, berichtet Murat Kurnaz. Das Foto wurde der französischen Nachrichtenagentur AFP am 8. November 2002 anonym zugespielt.

Guantanamo, Camp X-Ray. Ein Häftling in orangefarbenem Overall wird von Angehörigen der Militärpolizei in seinen Käfig geführt. Die Aufnahme entstand am 11. Januar 2002 und wurde neun Tage später vom Pentagon veröffentlicht.

Dieses Foto zeigt die Ankunft mehrerer Häftlinge in Camp X-Ray am selben Tag. Sie tragen noch die Sichtbrillen, genannt «Goggles», Atemschutzmasken und Ohrenschützer. Stundenlang ließen die Soldaten die Häftlinge nach dem Flug aus Afghanistan in der Hitze knien, bevor sie in die Käfige (rechts) gebracht wurden.

In Camp 4, dem angeblich «besten» Gefängnisblock in Guantanamo, leben die Häftlinge in kleinen Gruppen in Containerzellen zusammen. Die Guckklappe ist das einzige Fenster.

Rückansicht des US-Gefangenenlagers Camp Delta: Noch heute, 2007, werden dort zwischen 600 und 700 Gefangene ohne offizielle Anklage und ohne Aussicht auf ein rechtsstaatliches Verfahren festgehalten.

Lange Zeit wusste niemand, was sich hinter den Zäunen des amerikanischen Stützpunktes in der Guantanamo Bay auf Kuba abspielte. Nur Vögel, Schlangen und Leguane fanden Schlupflöcher in der Anlage und besuchten die Gefangenen.

Ein Verhörraum in Camp Delta: Bei teilweise tagelangen Verhören wurden die Gefangenen an einen Ring im Boden gekettet.

Nach 1663 Tagen in Guantanamo und 62 Tagen Gefangenschaft in Pakistan und Afghanistan kehrt Murat Kurnaz am 24. August 2006 nach Deutschland zurück. Er wird von deutschen Beamten am US-Militärstützpunkt im pfälzischen Ramstein abgeholt und in das Rote-Kreuz-Zentrum in Kaiserslautern gebracht. Dort erwartet ihn seine Familie. Auf dem Bild umarmt Murat Kurnaz seine Mutter, im Hintergrund ist sein Anwalt Bernhard Docke zu sehen.

Murat Kurnaz vor dem Bundeskanzleramt in Berlin, Ende November 2006.

fangene restlos kampfunfähig war. Dann erst stürmten sie den Käfig.

«Get up!»

«Hurry!»

«Get up!»

Ich hörte laute Rockmusik, ich hörte ihre Kommandos. Das Reizgas brannte in meiner Nase, im Hals, in den Augen. Ich musste husten, es brannte teuflisch.

«Get up!», schrien sie.

«Get to the wall!»

«Hands to the wall!»

«Move! Move!»

Ich konnte nichts sehen, ich konnte nicht atmen, ich wusste nicht, was mit mir geschah. Ich hörte, wie im dröhnenden Lärm Knüppel gegen den Maschendraht schlugen. Wie die Käfigtür aufsprang, ich hörte sie brüllen. Ich spürte einen Knüppelschlag auf den Kopf. Ich krümmte mich, dann schlugen sie auf mich ein. Sie zerrten mich hoch und warfen mich wieder zu Boden. Sie traten und prügelten mich, ich rollte mich zusammen. Dann packte mich die Wut, und ich versuchte mich zu wehren. Ich sprang auf, blind, schlug um mich, irgendeinen Helm hatte ich in der Hand, aber sie kriegten mich wieder runter und griffen mir in die Hoden. Sie drückten meine Beine auf den Boden und meine Arme, bis ich auf dem Rücken lag wie zur Vierteilung. Einer presste mir seinen Schild auf die Brust, ein anderer schlug mir ins Gesicht. Bis ich die Musik nicht mehr hörte, bis ich gar nichts mehr hörte.

Ich schlief wenig in dieser Nacht, in der mich das IRF-Team das erste Mal besuchte. Ich lag auf dem Rücken, geschüttelt von pochendem Schmerz und dem Hämmern der Bässe, und versuchte, mich nicht zu bewegen. Ich hatte gelernt: Ich musste auf

dem Rücken liegen und durfte die Decke nur über die Beine tun. Hände auf dem Bauch, damit man sie sehen konnte. Ich hörte das IRF-Team noch öfter in dieser Nacht. Ich betete zu Allah, dass sie nicht nochmal zu mir kommen würden.

Am frühen Morgen tat mir alles weh. Ich setzte mich auf und sah mich um. Es war noch dunkel hinter den Zäunen, aber es gab schon Frühstück. Ein Ei, hartgekocht und ohne Schale. Eine Scheibe trockenes Toastbrot, ein paar Erbsen. Ich hörte einige Gefangene immer dasselbe Wort sagen, sie riefen es den Wärtern zu:

«Tipi!»

Kurz darauf kamen die Wärter und brachten ihnen ein kleines Stück Toilettenpapier, das sie durch die Essensluke steckten. Ich lernte: *«TP»* stand für *toilet paper*.

«TP!», rief ich.

«TP?»

Ich bekam kein Toilettenpapier. Ich lernte: Es hing ganz vom Wärter ab. Hatte er Lust dazu, bekam man welches, hatte er keine Lust, musste man sich eben anders behelfen.

Kurz darauf erschien ein Escort-Team. Sie fesselten mich, und wir liefen durch die Maschendrahtgänge. Sie drückten mir den Kopf herunter, damit ich mich nicht umsehen konnte. Wir passierten fünf Türen aus Maschendraht. An jeder Tür standen Wärter, die aufsperrten, mein Armband lasen und mich nach Waffen durchsuchten. Wir verließen Block Charly, gingen durch den Korridor zwischen Charly und Bravo, außen an Block Bravo vorbei, und gelangten in den Korridor zwischen Bravo und Alpha. Ich sah nur Kieselsteine und Käfige mit Gefangenen. Da rief mich plötzlich jemand auf Türkisch.

«Murat! Murat! Ich bin's!»

Es war die Stimme von Nuri.

Nuri war ein Türke, den ich in Kandahar kennengelernt hatte. Er hatte mit mir vor dem Hangar gesessen, als wir darauf warteten, ins Flugzeug gebracht zu werden. Er hatte furchtbar ausgesehen. Seine Augen waren geschwollen, seine Lippen aufgeplatzt, seine Handgelenke und Knöchel bluteten von den Ketten, und mehrere Zähne waren ihm ausgeschlagen worden. Ich hatte ihn nach seinem Namen gefragt und wollte wissen, woher er stammte. Er hatte erwidert, er komme aus Izmir. Das war die Geburtsstadt meines Vaters.

Nuri war Elektriker, er war verheiratet und Vater von zwei Kindern. Wir hatten immer wieder die Schreie der Gefolterten aus dem Hangar gehört. Dann hatte Nuri gesagt:

«Jetzt geht es dorthin, wo wir einmal herkamen.» Allah habe uns aus der Erde erschaffen, und dorthin würden wir zurückkehren. «Denkst du, die lassen uns einfach laufen, nach all dem, was sie uns angetan haben?»

«Auf jeden Fall wird es besser, als es hier ist», hatte ich ihm geantwortet. «Ob sie uns nun töten oder nicht.»

Da hatte Nuri gelacht. «Das stimmt. Aber ich mache mir Sorgen um meine Kinder.»

Nuri war also hier. Ich hörte ihn jetzt, aber ich konnte den Kopf nicht drehen, um ihn anzusehen. Ich konnte ihm auch nicht antworten.

«Versuche, zu mir in den Block zu kommen, Block Alpha!», sagte er.

Aber wie?

«Frag die Wärter, sie sollen dich hierhin verlegen», sagte Nuri.

Ich hörte noch, wie er die Wärter rief. Sie blieben stehen und ließen meinen Kopf los. Nuri sah einen von ihnen grimmig an. Er bedeutete ihm, zu ihm zu kommen. Dann zeigte er auf seinen

Oberarm, auf dem ein Insekt kroch. Er zeigte wieder auf den Wärter, als wollte er ihm sagen: Du bist das Insekt, dieses Insekt! Schließlich zerquetschte er das Insekt mit seiner Hand.

Wir kamen hinaus auf einen freien Platz. Dort stand ein Elektroauto, wie man es von Golfplätzen kennt. Damit fuhren wir zu einer Reihe langgestreckter Gebäude aus Holz. Es waren jeweils vier Quader aus Pressholzplatten, zu einer Art Block angeordnet, und sie standen etwa einen Meter hoch auf Stelzen.

Vor dem Gebäude, an dem wir anhielten, warteten Soldaten und eine farbige Frau in Uniform. Die Soldaten tasteten mich ab. Danach fragte mich die Frau:

«Do you have any weapons?»

Das war doch lächerlich. Woher sollte ich denn Waffen haben?

Ich sagte: Ja – *«Yes, I have.»*

«Where?», fragte die Frau und wich sofort zurück.

Ich zeigte meine Zähne.

Die Soldatin rannte weg und rief, ich wolle sie beißen. Dann kamen andere Soldaten und warfen mich zu Boden. Ein Offizier wurde hinzugerufen. Er fragte mich: *«You want to bite the guards?»* Er redete laut und schnell, ich verstand kaum etwas davon.

«No, no», sagte ich. *«No problem. I don't bite women.»*

Sie drückten mich auf den Boden und schrien mich an. Sie waren aufgeregt. Damit hatte ich nicht gerechnet. Ich hörte, wie ein IRF-Team anrückte.

«He wants to bite», sagte der Offizier.

Das IRF-Team verpasste mir ein paar Schläge. Sie zogen mich hoch und brachten mich in eines der Holzgebäude. Die beiden Räume darin waren offenbar Verhörräume, jeweils etwa fünf oder sechs Quadratmeter groß. Die Quader hatten von außen viel größer ausgesehen. In der Mitte eines Raumes stand ein Stuhl, darauf sollte ich mich setzen. Davor war ein massiver Ring in den

Holzboden eingelassen. An diesem Ring fixierten sie die kurze Kette zwischen meinen Füßen mit einem Vorhängeschloss. Die Fußkette war mit einer engen Kette um meinen Bauch verbunden, an der meine Handschellen fixiert worden waren.

So konnte ich nicht aufstehen, mich nicht bewegen und nicht die Hände heben. Vor mir standen ein Tisch und ein zweiter Stuhl. Sonst nichts. Zwei Türen, kein Fenster. Rundum Pressholzplatten. Auch der Tisch war aus Pressholz gefertigt. Ich guckte mich in diesem kahlen Raum um. Ich sah keine Kamera und auch keinen Spiegel. Aus der zweiten Tür würde der Vernehmer kommen, dachte ich. Dahinter musste ein zweiter Raum, der Kameraraum, liegen. Wo aber waren die Kameras? Eine Wache stand neben mir.

Der Vernehmer kam tatsächlich aus der zweiten Tür. Er war etwa Mitte vierzig.

«Gute Gelegenheit. Ich freue mich, dass ich mit dir Deutsch sprechen kann. So vergesse ich es nicht», sagte er.

Er sprach nicht akzentfrei Deutsch, aber flüssig. Ich war überrascht. Endlich hatte ich die Gelegenheit, mich auf Deutsch zu erklären, meine Unschuld zu beweisen. Aber noch bevor ich etwas sagen konnte, erzählte er mir, dass er einige Jahre in Deutschland studiert habe. Ich glaube, er hat Frankfurt gesagt. Ich wartete ab.

Er steckte sich eine Zigarette an.

Er stellte mir keine Fragen, sondern redete ohne Pause: Er habe mit anderen amerikanischen Studenten in einer Wohngemeinschaft gelebt, und sie hätten damals Haschisch geraucht, und eine Frau von der Behörde sei regelmäßig mit Hunden in das Haus gekommen, um nach Drogen zu suchen. Doch weil sie wussten, wann sie kam, hätten sie das Haschisch zerkleinert und mit einem Schrubber auf dem ganzen Teppich verteilt. Dann habe der Hund verrückt gespielt, weil er überall den

Haschischgeruch witterte, die Frau habe sich gefreut, dass sie fündig geworden sei, konnte dann aber nichts entdecken und sei jedes Mal enttäuscht wieder abgezogen.

Warum erzählte er mir diese dumme Geschichte?

Er war aufgekratzt. Manchmal lachte er. Auf seinem Tisch lagen eine Mappe mit Unterlagen und ein Kugelschreiber. Dann erzählte er noch mehr Geschichten, die mich langweilten. Er redete, als wäre ich Luft. Ich glaube, er wollte sich selbst nur Deutsch sprechen hören. Oder wollte er so meine Sympathie gewinnen?

Wie auch immer, dachte ich. In der Zeit wurde ich wenigstens nicht geschlagen und konnte in Ruhe auf einem Stuhl sitzen.

Plötzlich sagte er: «Weißt du, was wir mit euch vorhaben?»

«Ja», sagte ich.

Ich lächelte, so, dass er es sehen musste.

Sein Gesichtsausdruck veränderte sich. Vielleicht hatte er eine andere Reaktion erwartet. Er rauchte.

Ich hatte zunächst noch gehofft, mich endlich erklären zu können. Aber bald stand fest: Dieser Mann hatte kein Interesse an meiner Unschuld.

«Erzähl deinen Lebenslauf», befahl er.

Ich begann bei meiner Lehre als Schiffsbauer.

«Nein, fang an bei deiner Kindheit. Erzähl mir von deiner Kindheit», sagte er.

«Ich bin in Bremen geboren ...»

Ich erzählte von meiner Schulzeit in Hemelingen, aber er unterbrach mich immer wieder. Er wollte Namen wissen. Die Namen meiner Freunde, die ich erwähnte, er wollte wissen, ob ich Freundinnen hatte, auch deren Namen interessierten ihn. Er wollte wissen, wann und wo ich mich aufgehalten hatte, in welchen Diskotheken ich gearbeitet hatte, Namen, Namen, Namen.

Er sagte, es sei klar, dass ich mich als Terrorist in den Diskotheken nur verstecken wollte, dass ich sie als Tarnung benutzt hätte. «Ich kenne euch Terroristen», sagte er.

Ich sollte mich in Diskotheken versteckt haben?

«Damals hast du noch keinen Bart getragen, aus Tarnung. Deine Freundinnen hast du nur ausgenutzt.»

Immer wieder hakte er ein. Hielt er mich für den Superterroristen?

«Diese Geschichten kenne ich schon alle. Du kannst gleich mit der Wahrheit beginnen.»

Er rauchte.

Ich erzählte ihm von meinem Sport.

«Typisch Terroristen. Ihr seid alle in Kampfsport ausgebildet. Klar, dass du trainiert hast. Aber du bist vielleicht der Einzige, der das zugibt.»

Er wollte wissen, in welchen Sportstudios und Karateschulen ich trainiert hatte. Er sagte, er selbst gehe ins Fitness-Studio.

«Mohammed Atta hatte in Deutschland einen Fitness-Club, aber hinter den Kulissen haben sie Anschläge geplant. So wie du!»

«Ich habe in meinem Studio in Bremen nur trainiert, sonst nichts. Ich weiß nicht, was Mohammed Atta getan hat. Ich kenne ihn nur aus dem Fernsehen.»

Das schrieb er sich alles auf. Ich bemerkte, dass er dafür einen anderen Kugelschreiber benutzte als jenen, den er zu Beginn des Verhörs auf den Tisch gelegt und mit dem er so merkwürdig herumgespielt hatte. Jetzt fiel es mir auf: Es musste eine Kamera in diesem Kugelschreiber versteckt sein. Er hatte den Stift so auf dem Schreibtisch platziert, dass die Kappe direkt auf mich zeigte und die Kamera mich von vorn aufnehmen konnte. Er benutzte den Stift niemals zum Schreiben, und er ging so übertrieben vorsichtig damit um, dass mir klar war: Es musste eine

Punktkamera darin stecken. So weit kannte ich mich mit Elektronik aus.

Das Verhör erstreckte sich über viele Stunden. Ich erzählte ihm alles, bis zum Tag meiner Festnahme in Peschawar. Zwischendurch war er aufgestanden und rausgegangen und danach wiedergekommen. Vielleicht hatte er etwas gegessen oder getrunken.

Er packte seine Unterlagen zusammen und steckte sich den Kamera-Kugelschreiber vorsichtig in die Brusttasche.

«Für heute reicht es. Ich weiß, dass du gelogen hast. Von Anfang bis Ende. Das macht deine Lage nur noch schlimmer. Pech gehabt, Junge. Du solltest nicht lügen.»

«Ich habe nicht gelogen. Warum sollte ich lügen?»

«Wir wissen genau, wer du bist. Wir wollten es auch von dir hören. Diese Chance hast du verpasst!»

Dann ging er. Das Escort-Team brachte mich in den Käfig zurück. Sie durchsuchten mich nach Waffen und ließen mich allein.

Inzwischen war auch aus meinem Verdacht Gewissheit geworden: Der Özbek, den ich gefragt hatte, wie lange er schon hier sei, hatte nicht zwanzig Minuten, nicht zwanzig Stunden, sondern zwanzig Tage gemeint. Diese Käfige waren kein Übergangslager. Die Käfige *waren* das Gefängnis, wo immer es sich befand. Es würde kein anderes geben. Die Käfige waren meine Zukunft. Das verstand ich jetzt. Aber für wie lange? *Chayr Insha Allah.* Mit Allahs Wille soll Gutes geschehen.

Aber was sollte hier Gutes geschehen?

Dann kamen Wärter und sagten: «*Get ready for a shower!*»

Dieses Wort hatte ich noch aus Kandahar im Ohr.

Ich zog mich aus bis auf die Shorts, nahm das Handtuch, die Seife und die Flipflops unter den Arm, setzte mich und wartete.

Dann kamen sie zurück mit einem IRF-Team und einem Schäferhund. Was hatte ich denn jetzt verbrochen? Ich fand das erst später heraus: Manche, die zum Duschen oder zum Verhör abgeholt wurden, wurden stets von einem IRF-Team begleitet. Das waren diejenigen, die besonders kräftig waren oder von denen sie wussten, dass sie Kampfsport betrieben hatten. Andere wurden von ganz normalen Wärtern abgeholt.

«Turn around and get on your knees! Hands on your head!»

Ich drehte mich um, kniete mich nieder und legte meine Hände auf den Kopf. Sie kamen in den Käfig und legten mir Handschellen und Fußfesseln an. Dann liefen wir durch Maschendrahtgänge, bis wir schließlich zu den Duschen kamen: Es waren Käfige wie unsere, nur in zwei Hälften geteilt, und es hing jeweils ein Schlauch von der Drahtwand herab. Die Wasserzufuhr wurde von einem Wärter außerhalb des Duschkäfigs geregelt. Sie steckten mich in den Duschkäfig und lösten die Handschellen. Aus dem Schlauch kam nur ein dünner Strahl. Ich stellte mich darunter, und als ich die Seife nahm und mich damit einrieb, begann ein schneller Countdown: *Three-two-one-over.* Der Wasserstrahl versiegte. Ich hatte noch Seife am ganzen Körper, aber der Soldat, der den Regler bediente, sagte:

«Your time is up.»

Das also nannten sie Duschen.

Auf dem Rückweg fragte mich einer der Wärter, ob ich trainiere und was ich denn trainiert hätte: *«Hey, you got big arms! What you're doing?»*, fragte er.

Ich schwieg.

Als ich in den Käfig zurückkam, traute ich meinen Augen nicht: Da war ein neuer Gefangener in Charly-Charly-1, einem Käfig, der bislang leer gestanden hatte. Er war noch jung, vielleicht so alt wie ich, neunzehn oder zwanzig Jahre. Er lag auf dem Boden und gab leise Geräusche von sich. Er weinte nicht,

aber ich glaubte, so etwas wie eine Melodie, ein trauriges arabisches Lied zu hören. Er hatte keine Beine mehr. Seine Wunden waren noch ganz frisch.

Ich saß in meinem Käfig und konnte kaum hinsehen. Nur verstohlen blickte ich immer wieder in seine Richtung. Seine Stümpfe waren ganz eitrig. Der Verband, der darumgewickelt war, hatte sich rot und gelb verfärbt. Alles blutete und nässte. An den Händen hatte er Frostbeulen. Seine Finger schien er kaum noch bewegen zu können. Ich sah, wie er sich aufrichtete. Er kroch zu dem Eimer in seinem Käfig und versuchte, daraufzuklettern. Er musste wohl auf die Toilette. Er versuchte, sich mit den Händen am Maschendraht heraufzuziehen, um den Eimer zu erreichen. Aber er schaffte es nicht. Er konnte mit diesen geschwollenen Händen ja kaum greifen. Trotzdem versuchte er es verzweifelt. Da kam ein Wärter und schlug ihm von draußen mit dem Knüppel auf die Hände. Der Junge fiel zu Boden.

Jedes Mal, wenn er versuchte, sich auf den Eimer zu hieven, kamen die Wärter und schlugen ihm auf die Hände. Das war Gesetz: Wir durften den Draht nicht berühren. Aber ein Junge ohne Beine? Sie sagten, er dürfe nicht aufstehen. Wie hätte er das können, ohne Beine!? Er dürfe sich nicht an das Gitter anlehnen. Er dürfe auch nicht liegen. Sie ließen ihn nicht einmal auf den Eimer kriechen.

Im Laufe der nächsten Tage kam ich mit ihm ein wenig ins Gespräch. Ich verstand ihn kaum. Er hieß Abdul Rahman und stammte aus Saudi-Arabien. Ich glaubte zu verstehen, dass er in Bagram gewesen war. Dort hatte man ihn, ebenso wie uns in Kandahar, großer Kälte ausgesetzt. So hatte er wohl die Frostbeulen an den Händen und Erfrierungen an den Füßen bekommen. Daraufhin haben ihm die amerikanischen Ärzte im Militärlazarett die Beine amputiert.

Abdul tat mir wahnsinnig leid. Er muss unglaubliche

Schmerzen gehabt haben, und er war völlig abgemagert. Trotzdem warfen sie ihn einfach in diesen Käfig und ließen ihn dort liegen, ohne seine Wunden zu versorgen. Wie sollte er das überleben? Was waren das für Ärzte? Und was waren das für Wärter, die ihm auf die Hände schlugen? Was waren das für Menschen?

Der Verband, den man Abdul um die Stümpfe gewickelt hatte, wurde nie gewechselt. Schließlich machte er sich die Binden ab, sie waren ja voller Blut und Eiter. Er zeigte den Wärtern den Verband und deutete auf seine offenen Wunden. Die Wärter ignorierten es. Später sah ich, wie Abdul versuchte, die Binden in seinem Eimer mit Trinkwasser zu waschen. Aber er konnte seine Hände kaum bewegen, und so schaffte er es nicht. Wo hätte er sie auch zum Trocknen aufhängen sollen? Er durfte ja die Maschen nicht berühren. Er legte sich die verdreckten Binden wieder an.

Wenn die Wärter kamen, um ihn zum Verhör zu bringen, befahlen sie ihm, mit dem Rücken zur Tür zu sitzen und dabei die Hände auf den Kopf zu legen. Als sie die Tür aufmachten, stürmten sie herein wie bei jedem anderen Gefangenen: Sie schlugen ihm auf den Rücken und drückten ihn zu Boden, dann hielten sie seine Hände fest und fesselten ihn, sodass er sich nicht mehr bewegen konnte. Abdul schrie vor Schmerzen.

Warum taten sie das? Er hatte keine Beine mehr, und er wog vielleicht noch vierzig Kilo. Was konnte er ihnen schon anhaben? Abdul wurde zum Verhör getragen. Zwei Wärter steckten von vorne jeweils einen Arm unter seinen Achseln hindurch, und dann drückten sie auf seine Schultern, in seinen Nacken und den Kopf nach unten. So hoben sie ihn auf und schleppten ihn durch den Gang, seine Stümpfe baumelten in der Luft, und Abdul schrie entsetzlich. Als er nach Stunden zurückkam, sah sein Gesicht aus, als ob er geschlagen worden wäre.

Wir verbrachten einige Wochen gemeinsam in Charly-Charly. Abdul war stets freundlich und gutmütig, er war ein wirklich lieber Kerl. Es dauerte etwas, bis wir uns verständigen konnten. Aber dann ging es. So begriff ich, dass er genauso wie ich frisch verheiratet war, seit wenigen Monaten. Ich fragte ihn, ob seine Frau wüsste, dass er seine Beine verloren habe. Natürlich wusste sie es nicht. Ich hätte es mir denken können. Niemand wusste etwas von uns. Wir sprachen oft über Sport. Er spiele gern Fußball, sagte Abdul.

Das Merkwürdige war: Obwohl er unsägliche Schmerzen erlitten hatte, war er sehr gefasst. Er war ein Mensch, der sich trotz seiner schlimmen Lage vor allem für andere interessierte. Wenn ihn das IRF-Team schlug, dann weinte er nie. Aber wenn er hörte oder sah, wie andere Gefangene in ihren Käfigen geschlagen wurden, dann weinte er. Er weinte mit lauter Stimme. Er hatte Mitgefühl, obwohl er selbst so unmenschlich behandelt worden war. Dann wurde er verlegt, und ich sah ihn nicht wieder.

Heute weiß ich, dass Abdul seine Verletzungen überlebt hat. Dass seine Wunden geheilt sind und er auch seine Hände wieder bewegen kann, dass er zugenommen hat und versucht, sich körperlich fit zu halten. Ich habe von einem anderen Gefangenen gehört, dass Abdul jetzt sogar Liegestütze trainiert. Abdul ließ mir einen lieben Gruß bestellen. Er wird noch immer in Guantanamo gefangen gehalten.

Abdul war nicht der Einzige, dem ein Körperteil entfernt worden war. Ich habe es in Guantanamo öfter erlebt. Ich weiß von einem Gefangenen, der über Zahnschmerzen klagte. Sie brachten ihn zum Zahnarzt, der ihm aber nicht nur den kranken Zahn, sondern auch acht gesunde Zähne zog. Ich kannte einen Mann, ei-

nen Marokkaner, der in seinem früheren Leben Kapitän gewesen war. Er konnte seinen kleinen Finger nicht mehr bewegen, weil er erfroren war. Alle anderen Finger waren noch in Ordnung. Sie erklärten, sie würden ihm den Finger abnehmen. Er war einverstanden. Dann brachten sie ihn in die Krankenstation, und als er zurückkehrte, hatte er nur noch zwei Finger. Sie hatten bis auf seine Daumen alle Finger abgeschnitten.

Viele Afghanen hatten Kampfverletzungen und Verstümmelungen, einigen fehlte ein Bein oder ein Arm. Ich habe ihre offenen Wunden gesehen, die nicht behandelt wurden. Viele hatten gebrochene Beine, Arme oder Füße, weil sie so oft mit Knüppeln geschlagen wurden. Auch die Knochenbrüche blieben unbehandelt. In Camp X-Ray sah ich, wie ein Mann zum Verhör gebracht wurde. Als er wiederkam, hing sein Arm schlaff herunter, er wurde nur noch von Haut und Fleisch zusammengehalten. Der Arm muss glatt durchgebrochen sein, aber der Mann wurde einfach in seinen Käfig geworfen. Wie sollte das wieder zusammenwachsen?

Ich habe nie gesehen, dass jemand einen Gips getragen hätte. Das heilt von selbst, sagten die Wärter. Noch kurz vor meiner Freilassung traf ich einen Gefangenen, dem das IRF-Team zwei Finger gebrochen hatte. Die Schwellung wurde von Tag zu Tag größer, über mehrere Wochen. Manche, die solche Verletzungen erlitten, habe ich irgendwann wiedergesehen. Andere nicht mehr. Oder ich habe sie nicht mehr erkannt, denn in der ersten Zeit in Camp X-Ray waren wir rasiert und kahlgeschoren, und später trugen die meisten lange Haare und Bärte, so wie ich. Es gab immer wieder Gefangene, deren Arme, Beine oder Finger falsch zusammengewachsen waren. Sie konnten die Finger oder ein Gelenk nicht mehr bewegen, oder sie hatten nur noch einen Arm.

Ich hatte oft Zahnschmerzen und viele andere gesundheit-

liche Probleme in all den Jahren. Aber ich wollte um keinen Preis auf die Krankenstation gebracht werden. Ich wollte meine Zähne, Finger und Beine behalten.

Ich sah auch einen blinden alten Mann. Er wurde genauso verhört, geschlagen und gefoltert wie wir alle. Die Amerikaner machten keinen Unterschied. Der Mann, hieß es, sei über neunzig Jahre alt. Er war Afghane. Seine Haare und sein Bart waren schneeweiß.

Ein Käfignachbar in X-Ray erzählte mir, sein Vater sei ebenfalls in Guantanamo. Er hatte die Wärter einige Male gebeten, ihn sehen zu dürfen. Sie verwehrten es ihm. Das war kein Einzelfall. Es gab einige Väter und Söhne in Guantanamo. Ich kannte einen achtzehnjährigen Jungen, dessen fünfzigjähriger Vater auch hier inhaftiert war. Es gab etliche Brüderpaare. Die Väter mussten mit ansehen, wie ihre Söhne geschlagen wurden, und umgekehrt. Wer kann schon dabei zusehen, wie sein eigener Vater verprügelt wird? In Camp Delta habe ich erlebt, wie im gegenüberliegenden Käfig das IRF-Team einen Gefangenen misshandelte. Sein Sohn saß im Käfig neben mir. Er musste alles mit anschauen.

Ich habe in Camp X-Ray einmal einen Wärter angespuckt, der den blinden Greis geschlagen hatte. Dann kamen sie und sagten: Du wirst bestraft! Ich antwortete: Was wollt ihr machen? Mich einsperren? Ich bin doch sowieso in einem Käfig! Natürlich schlugen sie mich zusammen. Ich bin darauf nicht stolz, aber manche Menschen kann man nur anspucken. Dieser Wärter war vielleicht zwanzig oder fünfundzwanzig Jahre alt. Und der Alte war blind. Ich hatte so etwas noch nie erlebt: Wie konnten Menschen so widerlich, so abstoßend sein?

Als ich Abdul das erste Mal gesehen hatte, dankte ich meinem Gott dafür, dass mir sein Schicksal erspart geblieben war. Ich dankte Allah, weil es mir sehr viel besser ging als Abdul, ob-

wohl ich gefoltert wurde und in einen Käfig gesperrt war. Wenn ich das IRF-Team in Charly-Charly hörte, betete ich manchmal, sie mögen mich schlagen anstatt Abdul.

Bei einem der nächsten Verhöre legte mir der Amerikaner, der Deutsch sprach, Zeitungsartikel vor. Es waren Computerausdrucke, auf denen jeweils das Logo oder der Schriftzug einer amerikanischen Zeitung zu sehen war. «New York Times», «Washington Post». Ein ganzer Stapel Artikel. Er übersetzte eine der Schlagzeilen:

«Deutscher Taliban von Spezialeinheit bei Kämpfen in Afghanistan gefangen.»

Hatten sie das selbst geschrieben? Aber es klang irgendwie echt. Er las mir einige Absätze auf Englisch vor, dann übersetzte er wieder: «Amerikanischen Spezialeinheiten ist es gelungen, während der Kämpfe in den Bergen Afghanistans einen deutschen Taliban gefangen zu nehmen. Der Mann, ausgebildet in allen Kampfsportarten, wehrte sich erbittert ...»

Welch eine Lüge – so etwas hatte eine amerikanische Zeitung über mich geschrieben?

«Sie wissen doch, dass ich in Pakistan festgenommen wurde!», sagte ich.

«Ja, wir wissen das. Aber die da draußen wissen das nicht. Damit haben wir nichts zu tun. Die Journalisten schreiben, was sie wollen.»

Der Amerikaner lachte.

Gegen Abend kamen immer Tiere. Vielleicht kamen sie von den Hügeln, die ich tagsüber sehen konnte. Unsere Käfige waren oft von Spinnen bevölkert, Kreuzspinnen und kleinen Taranteln. Sie waren schwarz und voller buschiger Haare. Wir wurden gute Freunde, die Taranteln und ich. Die Wärter hatten nichts

dagegen, dass wir Besuch von den Spinnen erhielten. Familienbesuch war nicht erlaubt, aber Tarantelbesuch. Mir machte das nichts aus. Eine Tarantel tötet nicht. Wenn sie beißt, kriegt man nur Kopfschmerzen. Die Wärter zerquetschten sie auf den Kieseln mit ihren Stiefeln.

Da gab es allerdings noch eine andere Spinne, vor der die Wärter Angst hatten. Sie nannten sie «Brown La Cruz» oder so ähnlich. Diese Spinne war rötlich-braun, sehr klein, und sie hatte kaum Haare. Nur auf dem Hinterteil. Sie war angeblich viel giftiger als die Taranteln, ihr Biss konnte tödlich sein, wenn er nicht behandelt wurde. Diese Spinnen konnten sogar springen. Ich fing sie immer auf und warf sie weit weg von mir. Aber ich tötete sie nicht. Sie hatten mir nichts getan. Man soll Tiere nicht töten, wenn man sie nicht isst. Auch Pflanzen nicht. Es kamen uns auch Schlangen besuchen, jeden Abend. Sie mochten die Wärme der Kiesel und des Betons.

Charly-Charly war einer der äußeren Verschläge, und wir waren der Natur am nächsten. Ich habe später nie mehr so viel Besuch bekommen. Einmal war eine Boa bei mir, sehr lang und schlank, ich dachte, sie wächst bestimmt noch. Es kamen ganz unterschiedliche Schlangen, braune, grüne, graue. Aber sie taten uns nichts. Ich dachte an die Schlangen in Großvaters Garten und im Haselnusshain in Kusca, und ich dachte an die gelbe, die ich mit dem Knüppel erledigen wollte,und wie Ibrahim sie dann mit der Haselnussgerte tötete. Jetzt tat es mir leid.

Eines Nachts schlief ich ein paar Augenblicke, trotz des Lärms, der aus den Lautsprechern kam, und ich spürte ein Kribbeln auf meiner Hand. Es fühlte sich an, als wollte mich jemand kitzeln. Ich dachte, ich sei zu Hause und meine Mutter weckte mich; sie hatte mich oft geweckt, indem sie mich kitzelte. Ich öffnete die Augen und sah auf meine Hand – da war ein Skorpion. Ein kleiner, schwarzer Skorpion. Ich warf ihn auf den Bo-

den und trat ihn tot. Ich wusste: Wenn ich schnell war, konnte er mich nicht in die Fußsohle stechen.

Oft schlüpften auch Frösche durch die Drahtmaschen. Sie sahen hübsch aus. Ich bemerkte gar nicht, wie sie hereinkamen, plötzlich saßen sie da. Sie suchten Wasser und sprangen in den Eimer. Manchmal sah ich sie erst, wenn ich trinken wollte. Dann saßen sie ganz unten auf dem Boden des Eimers. Ich freute mich jedes Mal.

Am liebsten hatte ich Iguanas. So heißen die Leguane dort. Ich behielt immer etwas von der Scheibe Toast übrig, um sie zu füttern. Ich rollte das Brot zu Krümeln und legte es vor ihnen auf den Boden. Es gab sie in unterschiedlichen Farben, grüne oder grüngelbe oder graue. Sie sahen aus wie kleine Drachen. Einige waren zu groß, um durch die Maschen zu schlüpfen. Aber sie kamen immer wieder. Ich schnippte ihnen die Brotkügelchen in den Sand, und sie gewöhnten sich daran.

Iguanas? Wo waren wir eigentlich?

Es kamen Kolibris zu meinem Käfig. Ich habe manches über Vögel gelesen: Gab es Kolibris nicht vor allem in der Karibik?

Einige Zeit später hörte ich von anderen Gefangenen, wir könnten vielleicht auf Kuba sein. Einer von ihnen hatte gesagt, die Amerikaner hätten einen Stützpunkt auf Kuba. Dann fragte ich einmal einen der Vernehmer: Wir sind doch auf Kuba?

Ja, sagte er, wir sind auf Kuba.

Neben mir stand ein Käfig leer. Im Käfig dahinter war ein relativ kleiner, aber sehr kräftiger Mann. Ich hatte noch nie erlebt, dass das IRF-Team bei ihm gewesen war. Vielleicht hatten sie Respekt vor ihm. Eines Abends sprach ich ihn an, auf Türkisch. Er erzählte viel, aber ich verstand nur wenig: dass er Tschetschene war, aber aus Dagestan stammte. Ich fragte mich, wie es dort wohl aussah. Er war Ringer, glaubte ich zu verstehen. Aber es

musste eine besondere Form des Ringens sein, weil er mir mit den Händen bedeutete, dass man die Beine dabei nicht berühren durfte. Ich hatte ihn gern.

Ich möchte nur wenig Persönliches über ihn sagen, denn ich weiß, dass er heute wieder im Gefängnis ist. Als er aus Guantanamo freikam und nach Hause geflogen wurde, nahmen ihn die Russen am Flughafen in Empfang. Sie warfen ihm irgendetwas vor und sperrten ihn ein. Vierzehn Jahre hat er bekommen, hieß es. Er trug den arabischen Namen eines Propheten, der sehr gebräuchlich ist. Ich möchte ihn Isa nennen. Das ist der arabische Name des Propheten Jesus, der auch oft verwendet wird. Im Christentum war Jesus der Messias. Im Islam ist er ein bedeutender Prophet, auf dessen Wiederkehr wir warten. Ich hoffe, dass auch der Tschetschene eines Tages wiederkehren und frei sein wird.

Isa war ein lustiger Mensch. Er lächelte dauernd und schnitt Grimassen, obwohl es verboten war. Er scherte sich nicht um die Wärter und um das IRF-Team. Er stand auf, wenn er Lust dazu hatte, und er turnte in seinem Käfig herum, wann es ihm Spaß machte. Er war unglaublich kräftig. Er konnte einen Salto rückwärts aus dem Stand machen. Einmal zeigte er mir, was er wirklich draufhatte.

«Psst», hörte ich ihn.

Isa saß im Schneidersitz auf dem Boden und tat, als wollte er mich zu sich heranwinken.

«Psst ...»

«Evet?», fragte ich auf Türkisch: Ja?

Isa grinste.

«Ha?»

Isa streckte die Arme in die Höhe und beugte seinen Oberkörper seitlich zur Tür hin. Dann griff er mit beiden Händen um eine senkrechte Eisenstange der Tür. Ich konnte kaum glau-

ben, was ich sah: Er stützte seinen Oberkörper zunächst auf den unteren Ellbogen. Dann wanderten seine Beine wie in Zeitlupe durch die Luft, als würden sie von einem unsichtbaren Band gehalten, bis er sie völlig gestreckt hatte. Schließlich drückte er beide Arme langsam durch, bis er waagerecht und kerzengerade von der Zellentür weg über dem Boden schwebte. Ich hätte das nicht für möglich gehalten: Eine solche Kraft und Körperbeherrschung hatte ich noch nie gesehen! Isa verharrte einige Sekunden in dieser Position, dann vollführte er dieselbe Zeitlupenbewegung rückwärts, bis er wieder im Schneidersitz vor mir saß.

Ich war begeistert.

«*Eh?*», sagte Isa und grinste vor Freude wie ein Kind. Er klopfte sich auf die Schenkel.

Ich applaudierte, als hätte ich ein Zauberstück gesehen.

Das IRF-Team kam und verprügelte ihn fürchterlich, und kurz darauf sprühten sie das Reizgas in meinen Käfig, die Tür sprang auf, und ich war an der Reihe. Ich rollte mich auf dem Boden zusammen, so gut ich konnte, und dachte: Das war es wenigstens wert gewesen.

Ein anderes Mal schickte Isa mir ein Geschenk. Es war Abend, und die Wärter drehten ihre Runden, niemand sprach auch nur ein Wort.

«Psst», hörte ich Isa wieder.

Ich sah zu ihm herüber, er schlief noch nicht.

«*Hediye!*», flüsterte er. Das war das türkische Wort für «Geschenk».

Ich sah, dass er ein zusammengeknülltes Papier in der Hand hielt. Ich wunderte mich: War darin etwas zu essen?

«Was ist drin?», fragte ich ihn.

«*Hediye*», sagte er.

Er wartete, bis die Wärter seinen Käfig passiert hatten. Dann

schnipste er das Papier durch den leeren Käfig zu mir herüber, es prallte am Draht ab und landete auf dem Boden. Es gelang mir, das Papier mit den Fingern aufzuklauben und durch die Maschen zu fummeln. Ich machte es auf und erschrak: Darin war ein riesiger, ekliger exotischer Wurm eingewickelt, neongrün und gelb und rot, mit Beinen wie ein Tausendfüßler und Scheren wie ein Skorpion. Der Wurm sah echt gefährlich aus. Er war wunderschön wie ein buntes Graffito, aber er bewegte sich ziemlich schnell aus dem Papier heraus auf meine Hand. Ich ließ ihn sofort fallen. Er wuselte flink über den Boden, ich griff nach einem Flipflop und versuchte, ihn damit zu erwischen. Isa lachte sich kaputt. Er lag auf dem Rücken und hielt sich den Bauch. Natürlich kam das IRF-Team.

Isa machte immer seine Späße. Wenn ihn die Wärter anschrien, wenn sie ihm drohten und versuchten, ihm Angst zu machen, kugelte er sich auf dem Boden und lachte sich halbtot dabei. Die Wärter hat das auf die Palme gebracht. Aber Isa zeigte mit dem Finger auf sie und lachte einfach. Er sagte: Guck dir diese roten Gesichter an, wenn sie schreien – und lachte.

Außer in den IRF-Teams gab es immer auch weibliche Wärter, wie in Afghanistan. Weiße Frauen, farbige Frauen oder Latinas. Die Wärter wechselten häufig, aber bald kannte ich die meisten. Gail Holford sah ich öfter, aber er sprach nicht mit mir. Ich hatte das Gefühl, manche Wärter hätten gern mit mir oder den anderen Gefangenen geredet. Aber sie sagten immer wieder: «*Sorry, I can't talk to you, they're watching me.*» Sie standen selbst unter Beobachtung. Die Wärter durften nicht mit uns sprechen, das war Gesetz. Und sie durften uns nicht als Menschen behandeln, auch das war Gesetz.

Ich konnte noch zwei weitere Namen von Wärtern in Erfahrung bringen. Einer hieß Philips. Seine Spezialität war es, gegen

die Türen zu treten, wenn wir beteten. Das tat er über Monate, er war berüchtigt dafür.

Ich rief Mr. Philips einmal bei seinem Namen, «*Mr. Philips, please TP!*». Darüber ärgerte er sich. Statt mir Klopapier zu geben, hetzte er mir das IRF-Team auf den Hals. Die Wärter patrouillierten rund um die Uhr, in Schichten zu jeweils zwölf Stunden. Ihre Stiefel knirschten stets irgendwo auf den Kieseln. Nur nachts hörte ich ihre Stiefel nicht, wegen der lauten Rockmusik. In Charly liefen immer zwei Wachen zwischen den Käfigen herum, während die anderen irgendwo Kaffee tranken. Von den Türmen herab beobachteten uns die Scharfschützen.

An den Maschendrahtzäunen waren Plakate angebracht, auf denen in arabischer, englischer und persischer Sprache zu lesen war: «Flucht ist zwecklos. Scharfschützenüberwachung rund um die Uhr.» Wie hätte man aus diesen Käfigen auch fliehen können? Es war ein starker Maschendraht, und die Maschen waren miteinander verschweißt. Eines Abends jedoch beobachtete ich eine Szene, die mir zu denken gab.

Es war schon dunkel, als der Wärter die Pappteller brachte und durch die Öffnungen warf: kalter Hirsebrei, eine Scheibe Toast. Er muss in Gedanken gewesen sein, denn er bugsierte einen Teller auch in den leeren Käfig, der zwischen mir und Isa lag. Er glaubte vielleicht, der Käfigbewohner sei gerade beim Verhör.

Isa aß seine Hirse auf. Dann wandte er sich zu mir. Ich sah, wie er mit bloßen Fingern den Draht an einer bestimmten Stelle aufriss. Er bog die Maschen um und löste Stück für Stück die Schweißnaht. Es klang wie eine Stoffnaht, die langsam platzte. Das Loch war vielleicht zwanzig oder dreißig Zentimeter breit, sodass er seinen Arm und die halbe Schulter durchstecken konnte. Isa schnappte sich den Teller Brei aus dem Nachbarkäfig. Dann stellte er seinen leeren Teller dorthin und knüpfte den

Draht wieder zu. Es fiel nicht auf: Überall war der Draht verbeult von den Knüppelschlägen und den Rangeleien mit den IRF-Teams.

Isa lachte und aß die zweite Portion.

Dann kamen die Wärter, um die Teller einzusammeln und in einen Müllbeutel zu werfen. Ich streckte meinen Teller durch die Öffnung. In der Nachbarzelle griff ein Wärter durch die Öffnung und zog den leeren Teller heraus. Dann ging er weiter zu Isa, der ebenfalls seinen Teller herausreichte. Plötzlich blieb der Wärter stehen. Er drehte sich um, sah in den leeren Käfig, sah auf seinen Müllsack, er sah Isa an, er blickte zu mir. Dann kratzte er sich am Kopf.

«Ich habe gesehen, wer den Teller aufgegessen hat», sagte ich.

Der Wärter kam auf mich zu.

«Wer denn?»

«Kennst du Chen?»

«Ja ...»

«Chen ist vorhin hier gewesen und hat den Teller aufgegessen und dortgelassen.»

«Ich weiß, dass Chen verrückt ist, aber so verrückt ist er nicht», sagte der Wärter.

«Sag du mir, wer das aufgegessen hat», erwiderte ich.

Er zuckte mit den Schultern. Dann drehte er sich um und sammelte die Teller der anderen Gefangenen ein.

Chen war der dritte Wärter, dessen Namen ich aufgeschnappt hatte. Chen war ein Filipino, und über ihn machten die anderen Wärter oft Witze. Chen behandelte uns genauso schlecht wie seine Kollegen, und deshalb trieben auch wir unsere Scherze mit ihm.

Isa grinste bis über beide Ohren.

Ich hatte bis dahin nie über eine mögliche Flucht nach-

gedacht. Aber als ich sah, wie Isa den Draht zerriss, dachte ich: Wenn er das Loch größer gemacht hätte, hätte er sogar hindurchschlüpfen können. Es gab also eine Chance, aus dem Käfig zu entkommen. Man musste sehr kräftig sein. Aber wenn es Isa schaffte, würde ich es nicht auch schaffen können?

Dann würde ich über den nächsten Zaun klettern müssen, er war vielleicht vier Meter hoch. Darauf war Natodraht. Vielleicht würde man ihn irgendwie überwinden können. Aber was war mit dem äußeren Zaun?

In der Nacht träumte ich von Faruk. Das war ein Freund aus Bremen. Ich sah, wie er sich in den Drogen verlor, die er nahm. Ich sah, wie er es allen beweisen wollte, wie er Leute brutal zusammenschlug. Und dann blickte er mir in die Augen, als ob er mir sagen wollte: Hilf mir, du bist doch mein Freund!

Als ich aufwachte, war es dunkel. Ich hörte die Geräusche der Tiere, und ich dachte an Faruk. Ich hatte als Freund versagt. Ich dachte an Bremen. Ich fragte mich, wie alles dazu gekommen war, dass ich jetzt in diesem Käfig saß. Eigentlich, dachte ich, begann alles mit einem Witz, den Selcuk über meinen Bart gemacht hatte.

VI. BREMEN, HEMELINGEN

Ich bin 1982 in der Kinderklinik an der Bismarckstraße geboren. Wir lebten in einer Mietwohnung unterm Dach im Arbeiterviertel Bremen-Hemelingen. Als ich zwölf Jahre alt war, kaufte Vater in einer kleinen Seitenstraße ein Reihenhaus. Es gab viel Arbeit in dieser Gegend. Da waren die große Fleisch- und Wurstfabrik Könecke, die riesige Cola-Fabrik, die Bremer Stadtwerke und Wilkens & Söhne, die Bestecke und Tafelsilber herstellten, eine ganze Stadt aus roten Backsteingebäuden mit Türmen und Giebeln. Unzählige Lagerhallen und Fabriken lagen an der Brache entlang der Weser, zwischen unserem Viertel und der Stadt. Mein Vater arbeitete bei Mercedes, wie die meisten türkischen Väter.

Er war Schichtarbeiter im Presswerk. Das war eine harte Arbeit. Seit Mitte der siebziger Jahre stand er schon am Fließband. Vater arbeitete die ganze Nacht, niemals hielt das Band an, er konnte sich nicht einmal am Kopf kratzen. Deshalb war es in unserem Haus tagsüber immer still: Wir flüsterten, damit wir Vater nicht aufweckten. Erst am Abend, wenn er um neun Uhr mit dem Mercedes in die Schicht fuhr, sprachen wir in normaler Lautstärke.

Auch ich arbeitete in manchen Ferien bei Mercedes. In der Tischlerei und in der Reinigungsabteilung. Mercedes war eine Welt für sich. Die Hallen waren so groß, dass alle mit dem Fahrrad oder mit dem Elektroauto unterwegs waren. Sie hatten eine eigene Tischlerei, eine eigene Reinigungsfirma, eine eigene Elektronikabteilung, sogar eine eigene Feuerwehr, und fast alle Arbeiter lebten in Hemelingen.

Gleich hinter dem Bahnhof Sebaldsbrück begann unser Viertel: türkische Gemüsehändler, Kebabläden und Teestuben. An dem Wald aus Satellitenschüsseln auf den Dächern und an den Fenstern konnte man schon von weitem erkennen, dass dort fast nur Türken wohnten. Der Himmel über der Weser war oft verhangen vom Dunst der Stadtwerke.

Sölen-Imbiss, Sultan-Reisen, der Ausländische Arbeitnehmerverein, die Brücke über die Bahngleise. Wenn ich als kleiner Junge mit meinem Vater über diese Brücke ging, hievte er mich über das Geländer und stellte mich auf den schmalen Betonstreifen über dem Abgrund: Er wollte mir ein bisschen Angst einjagen. «Gleich fällst du herunter», sagte er, aber er hatte mich immer fest im Griff. Dann der Tokcan-Market, die Bäckerei, in die mich Mutter nachmittags schickte, um Brot und Baklava zu besorgen. Die Diskothek «Aladin». Sie war berühmt für ihre Lasershow, eine der größten in Deutschland. Viele meiner Freunde arbeiteten später dort, und Onkel Ekram war einer der Türsteher.

Meine Grundschule war die Glockenschule, die so hieß, weil sie an der Glockenstraße lag. Gleich um die Ecke wohnte mein bester Freund Orhan. Damals hatte ich auch einen chinesischen Freund, dessen Eltern das China-Restaurant am Ende unserer Straße betrieben. Wir spielten zusammen, er sprach chinesisch, ich türkisch, aber wir Kinder brauchten gar keine Sprache, um uns zu verstehen. Manchmal luden mich seine Eltern zum Essen ein. Das war sehr fremd. Deutsch lernte ich erst in der Vorklasse der Glockenschule, fast alle dort waren türkische Kinder. Wie das Mädchen, das ich so gern hatte. Ich überredete sie oft dazu, mit mir «Eltern» zu spielen. Sie war die Mutter, ich der Vater. Nach der Vorklasse ging sie mit ihren Eltern in die Türkei zurück.

Jeden Nachmittag fuhr ich mit dem Fahrrad hinunter ins Industriegebiet. Mit Orhan oder allein, unter dem Autobahn-

zubringer hindurch, vorbei an der Brache, wo die Wohnwagen standen, ins Gewerbegebiet. Das war mein Lieblingsspielplatz. Ich kletterte auf riesige Kräne, auf Sandberge und Kieshaufen. Ich rutschte auf dem Bauch von Schotterhügeln herunter wie von *Dédés* Haselnusshain in Kusca. Alte Lastkähne lagen in den Seitenarmen der Weser, auf denen Sand und Kies und riesige Kisten verladen wurden. Am Brackwasser standen Angler. Wir Kinder turnten überall herum, und manchmal ließen sie uns sogar auf die Schiffe. An den Rändern der löchrigen und buckligen Wege standen ausrangierte Wohnwagen. Die Leute hatten sie einfach dort abgestellt und waren abgehauen. Wir machten sie sauber und alles wieder schön: Das waren unsere Häuser, darin spielten wir.

Überall fuhr ich mit dem Fahrrad herum. Ich kannte jeden Winkel, jedes Wrack und jede meterhohe Kabelrolle. Da war ein Schrottplatz mit Containern und kaputten Hochöfen, jeder so groß wie eine Höhle. Ich konnte zwischen den Bahngleisen herumtoben, und es roch nach Diesel oder Kaffee, je nachdem, woher der Wind kam, ob er über die Werften oder die Rösterei hinwegzog.

Gleich unterhalb von Jacobs-Kaffee war mein Badeplatz. Rund um das Spannungshäuschen vor der Hegemann-Werft war der Sand voller Kötel. Dort, am Hang zum Hegemannsee, gab es Brombeersträucher, die von Maschendraht umzäunt waren. Ich kletterte über den Draht, versteckte mich in den Büschen und aß Brombeeren. Am Abend kamen die Hasen heraus und tollten herum. Dann wurde der Ort richtig romantisch. Die Werke schlossen ihre Tore, aber es blieben noch gelbe Lichter an, die sich im Wasser spiegelten. Am Tag brummten die Maschinen, es lärmte hinter allen Zäunen, dicke Wolken qualmten aus hohen Schornsteinen, aber am Abend wurde es still und friedlich. Ich war allein mit den Hasen und gelben Lichtern.

Manchmal kam Onkel Ekram mit mir an die Weser. Er war der jüngere Bruder meiner Mutter, und ich liebte ihn sehr. Onkel Ekram war ein lustiger Mann und ein Abenteurer. Er hat mir, als ich noch ganz klein war, das Fahrradfahren beigebracht. Später gingen wir an die Weser zum Angeln. Onkel Ekram war früher einmal im Gefängnis gewesen, in Köln. Er war sehr kräftig. Er konnte mich noch mit einer Hand bis über den Kopf hochheben, als ich schon zwölf war.

Ich habe es nie als Nachteil empfunden, Ausländer zu sein. Als Kind war es ein Vorteil, zwei Sprachen zu sprechen. So konnte ich deutsche und türkische Freunde haben. Aber mit meinen türkischen Freunden konnte ich an der Weser spielen, bis es dunkel war. Die deutschen Kinder mussten früher nach Hause, und manche durften gar nicht ins Industriegebiet. Bei ihnen konnte man nur zu Hause sein oder in ihrem Garten. Das passte mir nicht. Bei den türkischen Familien spielte sich das Leben im Sommer viel stärker draußen ab.

Wir waren anders: Wir türkischen Jungen balgten uns, aus Spaß. Es war völlig normal, dem anderen auch mal eine reinzuhauen. Deutsche Kinder kannten das nicht. Die nahmen das sofort ernst, weinten und waren tödlich beleidigt. Unsere Familien und Traditionen waren auch ganz anders. Wir hatten jede Menge Onkel, Tanten, Geschwister und Cousins. Wir feierten kein Ostern und kein Weihnachten. Wir feierten *Id ul-Adha* und *Id ul-Fitr*, das Opferfest nach dem *Hadsch* und das Zuckerfest nach dem Fastenmonat Ramadan, an dem es endlos Süßigkeiten gab.

Am Opferfest ging ich mit Vater zum türkischen Schlachter, und wir suchten uns ein Tier aus, einen Hammel oder ein Schaf. Wir verbanden seine Augen. «*Bismillah*», sagte Vater, «im Namen Allahs.» Unsere Tiere mussten geschächtet sein. Beim Ausblu-

ten fällt das Tier in Ohnmacht, es spürt keinen Schmerz mehr, und der Prophet Mohammed schrieb vor, das Messer möglichst scharf zu wetzen. Ein Teil des Fleisches musste an bedürftige Menschen verteilt werden, aber die meisten Familien schickten einfach Geld in die Türkei.

Nach der Grundschule bin ich auf die Parsevalschule in Sebaldsbrück gegangen. Mit acht Jahren habe ich bereits begonnen, Judo zu trainieren. Aber das war mir bald nicht genug. Mich faszinierte der Kampfsport, Bruce Lee, Kung-Fu. Viele türkische Jungs traf man in den Karate- und Kickboxschulen, genauso wie in den Fitness-Studios. Das war ein wichtiger Teil unserer Kultur in Deutschland. Alle unsere Onkel und älteren Brüder trainierten dort. Onkel Ekram zeigte mir, wie man mit einem Arm Liegestütze machte: Wenn ich das auch schaffte, würde er mir zehn Mark geben. Ich übte so lange, bis ich es konnte.

Ein Freund von mir brachte es sogar zum Europameister im Kickboxen. Er war ein Jahr älter als ich, und wir waren stolz, dass er uns trainierte, mich und meine Kumpel. Dann ging ich eine Weile in einen Boxverein und machte einige Kämpfe. Ich war gut, aber mit meinen Gedanken immer woanders.

Denn gleich nach dem Sport hingen wir mit unseren Freundinnen im Jugendzentrum am Bahnhof Hemelingen ab. Ich dachte nur daran, in welcher Disco es wohl die hübschesten Mädchen gab. Bei den deutschen Mädchen war es auch kein Nachteil, Ausländer zu sein. Ich hatte auch türkische Freundinnen gehabt, aber da konnten schnell Probleme auftauchen. Denn sie durften vor der Ehe weder einen Freund geschweige denn Geschlechtsverkehr haben. Was im Koran stand, war eine Sache, und was ich richtig fand, eine andere.

Als ich sechzehn wurde, interessierte mich das Boxen schon nicht mehr. Ich entdeckte den Kraftsport. Zu Hause hatte ich schon Hanteln gehabt. Ich trainierte noch vor dem Frühstück, je-

den Nachmittag ging ich ins Studio. Mit siebzehn Jahren konnte ich 150 Kilo aus dem Nacken auf die gestreckten Arme drücken. Ich nahm sie an der Langhantel aus dem Ständer und drückte sie einfach hoch. Das war fast mein doppeltes Körpergewicht.

Hätte mir damals jemand gesagt: Junge, du bist gut, mach Wettkämpfe, ich hätte es weit gebracht. Aber das interessierte mich nicht. Ich wollte meinen Trizeps und meine Schultern trainieren. Ich wollte gut aussehen, große Muskeln haben und stark sein. Ich trug stets einen Dreitagebart und hatte ziemlich an Körpergewicht zugelegt. Für einen Jugendlichen war ich recht kräftig. Mit vierzehn Jahren hatte ich schon vor Gericht gestanden, weil ich jemanden verprügelt hatte, der über dreißig Jahre alt war. So etwas passierte.

Wir waren beim Gokart-Fahren gewesen. Die meisten meiner Kumpel waren schon sechzehn oder siebzehn. Einige von uns fuhren, die anderen guckten zu. Wir waren etwas wild auf der Bahn und rammten uns ein paarmal gegenseitig. Wir wollten Spaß haben, aber wir hatten nichts kaputt gemacht und keinen Schaden angerichtet. Neben der Bahn war eine Glaswand und dahinter ein Tresen, an dem die Karten verkauft wurden. Nachdem die Runde zu Ende war, wollte die andere Gruppe fahren und Karten dafür kaufen. Die Frau hinter dem Tresen sagte: Ihr bekommt keine Karten, der Chef hat euch gesehen, ihr wart nicht artig. Wir versprachen, dass wir brav sein würden. Die Kassiererin lächelte und reichte uns die Karten.

Aber da saß noch ein Mann an diesem Tresen, er war mindestens zwei Meter groß. Er nahm seine Brille ab, krempelte die Ärmel hoch und ging auf meine Freunde los. Er war sehr kräftig. Er nahm gleich zwei bei den Köpfen und knallte sie gegen die Glaswand. Sie wehrten sich, aber sie hatten keine Chance. Wir anderen kamen jetzt dazu, und alle versuchten, den Mann zu Boden zu kriegen, sogar mein Freund, der Europameister. Aber der

Mann hielt alle im Würgegriff oder schleuderte sie fort. Da nahm ich einen Barhocker und haute ihm das Ding in den Rücken. Er drehte sich um, und beim zweiten Mal erwischte ich ihn im Gesicht. Vor Gericht sagten sie, sein Kiefer sei gebrochen gewesen.

Das hat sich in Hemelingen herumgesprochen. Als ich zwei Jahre später ins Fitness-Studio kam, erinnerten sich die Onkel noch daran. Bald hatte ich mehrere Jobs. Ich arbeitete in Bremen und in den Dörfern als Bodyguard und Türsteher auf Konzerten, auf Partys und in Diskotheken. Ich verdiente gut, schon mit sechzehn Jahren. Aber es war riskant. Meine Aufgabe war es, Schlägereien zu verhindern. Dazu musste man in der Lage sein, kräftige Leute voneinander zu trennen und notfalls rauszuschleppen. Da ich auch in türkischen Diskotheken an der Tür stand, musste ich damit rechnen, dass jemand ein Messer zückte oder mit einer Waffe zurückkam. Sollte ich für ein paar hundert Mark mein Leben aufs Spiel setzen? Es ist immer gutgegangen. Ich hatte keine Probleme.

Ich trug jetzt Markenklamotten. Boss-Jacken und teure Schuhe, die ich aber in unserem Viertel günstig erhandelt hatte. Wir kauften und verkauften ständig etwas. Jacken, Playstations, Handys, wir wollten immer auf dem neuesten Stand sein. Ich konnte mir das leisten, weil ich für mein Alter viel Geld verdiente. Ich versuchte, gut auszusehen. Onkel Ekram war stolz auf mich.

In dieser Zeit lernte ich Selcuk kennen. Über Apollo, meinen Hund, einen Rottweiler. Selcuk wohnte in unserer Straße zusammen mit seiner deutschen Freundin. Ich ging mit dem Hund am Abend spazieren, und Selcuk sprach mich vom Balkon aus an. Er wollte wissen, was man beachten müsse, wenn man einen Hund hielt. Ich hatte viel darüber gelesen und mich damit beschäftigt. Dann fragte er mich, wo ich trainierte. Selcuk war acht Jahre älter als ich, und ich war stolz, als er mir sagte, er wolle mit

mir zusammen trainieren. Einige Tage später traf ich ihn mit einem Welpen unter dem Arm, einem türkischen Hirtenhund.

Das passte gut: Wir wohnten in derselben Straße, wir betrieben denselben Sport, wir gingen mit den Hunden an die Weser, wir besuchten dieselben Discos. Selcuk war damals genauso wenig religiös wie ich. Und doch gelangten wir sogar beinahe zur gleichen Zeit zu unserem Glauben. Ich war inzwischen volljährig und machte meine Lehre als Schiffsbauer.

Dann kam Ramadan, im Herbst. Ich hatte Selcuk zwei Wochen lang nicht gesehen. Ich fastete tagsüber wie alle, und ich hatte mich einige Tage nicht rasiert. Selcuk klingelte an der Haustür. Als er mich sah, lachte er.

«Was ist denn mit dir passiert? Willst du etwa zum *Hadsch* nach Mekka?»

Er lachte mich richtig aus. Ich wusste zuerst gar nicht, was er meinte.

«Du siehst aus wie ein Pilger!»

Dann lachten wir beide, und er ging.

Aber ich kam ins Grübeln. War es nicht ein Teil des Islam, unserer Herkunft, dass der Mann sich einen Bart wachsen ließ? Das Fasten war doch nicht das Einzige, das uns Moslems verband. Unser Prophet Mohammed trug auch einen Bart. Und sollte das wirklich lustig sein? Ich rasierte mich weiterhin nicht, während des gesamten Fastenmonats.

Plötzlich sprachen mich immer mehr Türken darauf an, warum ich mir einen Bart wachsen ließ. Sie verlangten, ich solle mich rasieren. Ich antwortete ihnen, ich sei Moslem, das sei ein Teil unseres Glaubens. Viel mehr wusste ich eigentlich nicht. Aber da ich die Sache mit dem Islam irgendwie angefangen hatte, wurde ich neugierig. Was war eigentlich unser Glaube? Worum ging es da?

Ich kaufte Bücher über den Islam, aber ich verstand sie kaum.

Ich ging in unsere Moschee in Hemelingen, die Kuba-Moschee, in der ich freitags manchmal mit Vater gewesen war. Doch ich begriff auch nicht mehr von den arabischen Gebeten und den Riten als sonst.

So kam es, dass ich begann, mich mit Religion zu beschäftigen. Am Anfang stand Selcuks Witz über meinen Bart. Aber gleichzeitig beobachtete ich, wie sich meine Freunde in Hemelingen langsam veränderten. Zum Beispiel Faruk und Ilias.

Ich kannte Faruk seit meiner Kindheit. Wir hatten oft miteinander an der Weser gespielt und uns manchmal geprügelt. Seine Eltern waren geschieden. Als seine Mutter einen neuen Mann hatte, der Faruk nicht haben wollte, schickte sie ihn in die Türkei zu seiner Großmutter. Nach zwei Jahren kehrte er zurück. Er war brutal geworden und wollte alles mit Gewalt lösen. Seine Mutter warf ihn aus der Wohnung. Er lebte erst in einem Jugendheim und dann in einer therapeutischen Einrichtung mit anderen Jungs. Als wir sechzehn waren, liebte er das Geld. Er klaute und wurde dafür öfter verurteilt. Er tat mir leid. Ich traf ihn oft in den Discos, aber niemand mochte ihn mehr. Er war kriminell geworden und auf Drogen. Manchmal, wenn ich ihn sah, hatte ich das Gefühl, er würde in diesen Drogen ertrinken, so abwesend war er.

Auch Ilias war abhängig geworden. Er wuchs bei seiner Mutter in der Türkei auf, während sein Vater in Bremen arbeitete und mit einer deutschen Frau verheiratet war. Erst mit zwölf Jahren kam er nach Bremen und lebte bei dieser Frau und ihren beiden deutschen Kindern. Aber er verstand sich mit dem Vater nicht. Wenn er sich mit seinen deutschen Geschwistern stritt, hielt der Vater zu ihnen. Auch Ilias landete im Jugendheim. Diese Heime hatten es in sich. Darin gingen viele kaputt, die ich gekannt habe. Als Ilias das Heim verließ, erzählte er mir, er kenne jetzt Leute, die mit Drogen sehr leicht sehr viel

Geld verdienten. Ich sagte ihm: Damit kommst du nicht weit. Und so war es. Als er wieder mal aus dem Knast kam, sah ich ihn am Bahnhof, er war bis oben hin voll mit Drogen. Er wurde erwischt, und dann schoben sie ihn in die Türkei ab. So habe ich einige Freunde verloren: Sie wurden kriminell, süchtig und irgendwann abgeschoben.

Es hatte nichts damit zu tun, dass wir Ausländer waren. Allah hat die Menschen so erschaffen, dass sie Liebe brauchen, ob man nun ganz hart ist oder nicht. Wenn man keine Liebe bekommt, dachte ich, kann man Hass entwickeln und gewalttätig werden. Weil man nichts mehr für andere Menschen empfindet. Wenn man einen Welpen zu früh von der Mutter trennt, wird der Hund schwierig. Natürlich gab es auch Fälle, in denen Ausländer in der Schule oder von der Polizei schlecht behandelt worden waren, und das konnte leicht zu viel werden. Ich spürte jetzt zum ersten Mal am eigenen Leib, dass ich Ausländer war. Als ich bei der Ausländerpolizei für etwas ganz Simples einen halben Tag lang gewartet hatte, draußen in der Kälte, schickten sie mich irgendwann ohne Begründung fort. «Komm morgen wieder.» Sie duzten mich einfach. Da dachte ich: Wäre ich Deutscher, hätte man mich nicht so behandelt.

Ich hatte es bislang nur deshalb nicht gespürt, weil ich weniger auffiel als andere türkische Jugendliche. Ich hatte als Kind blonde Haare und war hellhäutig. Und ich hatte eine liebe Mutter und einen guten Vater. Faruk und Ilias hatten keine Familie mehr. Aber hat uns Allah nicht so geschaffen, dass wir Familie und Liebe haben sollten?

Ich wandte mich von der Szene ab. Der Betrug nahm im Laufe der Zeit zu, selbst unter Freunden. Vor allem, als die Handys und Gameboys und Laptops herauskamen. Da wollten alle nur noch mehr Geld, um sich immer das Neueste kaufen zu können, und es war ihnen egal, woher sie es bekamen. Es wäre als Bodyguard

kein Problem für mich gewesen, Drogen zu verkaufen. Ich hatte Angebote. Aber ich konnte es nicht. Irgendjemand musste diese Drogen ja einnehmen, und dieser Mensch hatte eine Mutter und einen Vater, die sich um ihn sorgen würden. Der Islam, so viel wusste ich, verbot alles Schlechte in unserem Leben. Er verbot Alkohol und Drogen, Lügen, Diebstahl und Ehebruch.

In den Wintermonaten besuchte ich immer öfter die Kuba-Moschee. Zum Freitagsgebet ging ich in die Abu-Bakr-Moschee am Hauptbahnhof, benannt nach dem Schwiegervater des Propheten, weil sie auf meinem Nachhauseweg von der Berufsschule lag. In dieser Moschee beteten auch Araber und farbige Moslems. Die Gebete des Korans wurden immer auf Arabisch gesprochen, auch in Hemelingen, und ich verstand sie nicht. Dann tauchte eines Abends in der Kuba-Moschee eine Gruppe Moslems auf, die sich Jama'at al-Tablighi nannten. Sie sagten, das sei eine der größten Gruppierungen des Islam. Es waren fünf Leute, zwei Türken und drei deutsche Moslems. Nach dem Gebet kam ich mit ihnen ins Gespräch. Deutsche Moslems? Das faszinierte und beschämte mich zugleich: Die deutschen Moslems wussten sehr viel mehr über den Islam als ich, der ich ja nicht einmal die fünf Gebete konnte, die wir täglich aufsagen sollten.

In der Abu-Bakr-Moschee sah ich sie jetzt öfter. Ich traf sie immer wieder, über mehrere Monate. Einer der Tablighis hatte in Lahore das Mansura-Center besucht. Sie sprachen oft davon, und ich fragte sie über die Schule aus. Die Tablighis stammten aus Pakistan, erklärten sie mir. Wenn man zum *Hadsch* gehen, also eine Pilgerreise machen wolle, dann geht man nach Mekka. Wenn man etwas über den Islam lernen wolle, besucht man Lahore, sagten sie. Ich las über die Tablighis im Internet. Und eines Tages sagten sie: Komm mit!

Sie wollten mir zeigen, was sie machten. Sie gingen zu Süch-

tigen und Obdachlosen am Bahnhof oder irgendwo in der Stadt. Sie boten ihnen Hilfe an. Wir besuchten Leute, die früher kriminell und abhängig gewesen waren und dank der Tablighis jetzt einen Job und eine Familie hatten. Das waren nicht nur Türken, auch Deutsche. Die Tablighis brachten die Leute von der Straße weg und halfen ihnen, Arbeit zu finden. Es gefiel mir, wie sie den Islam praktizierten.

Ich setzte mir in den Kopf, dass ich dieses Center in Lahore besuchen wollte – noch bevor ich im Sommer heiraten würde. Ich hätte mir auch eine Islamschule in der Türkei oder in Saudi-Arabien aussuchen können. Aber die Türkei kannte ich schon, und Pakistan interessierte mich. Ich hatte nur Gutes von dieser Koranschule gehört, und ich würde in Pakistan mit wenig Geld auskommen können. Die Sprache, dachte ich, würde ich schon lernen.

Selcuk war unterdessen nach Sebaldsbrück gezogen. Er hatte sich von seiner deutschen Freundin getrennt und ein türkisches Mädchen geheiratet. Jetzt trug er selbst einen Bart. Wir trafen uns manchmal am Wochenende und beteten gemeinsam in der Kuba-Moschee. Das passte wieder gut: Auch Selcuk wollte mehr über den Islam wissen. Auch er hatte die Tablighis kennengelernt, er besuchte sogar viel öfter die Moscheen als ich, und ich erzählte ihm begeistert von der Schule in Pakistan. Er hörte nur zu.

Im Sommer erzählte ich ihm von meinen Heiratsplänen und dass ich möglicherweise eine Frau gefunden hätte. Als ich aus der Türkei wiederkam, sagte ich ihm, dass ich jetzt ganz bestimmt nach Pakistan fahren würde.

«Wenn es klappt, fahre ich mit», sagte er.

Er hatte es offenbar nicht so eilig.

«Wenn du mitkommen möchtest, dann gleich! Ich möchte das sofort durchziehen, ich habe eine Frau, die im Dezember nach Hemelingen kommt. Dann muss ich wieder zurück sein.»

Selcuk zögerte.

«Wenn, dann jetzt sofort. Oder ich fahre alleine.»

«Ja, das stimmt», sagte Selcuk.

Er willigte ein. Wir vereinbarten, niemandem davon zu erzählen. Der Einzige, mit dem wir über unser Vorhaben sprachen, war Ali. Ich hatte Ali in der Abu-Bakr-Moschee kennengelernt. Er war damals vielleicht fünfunddreißig Jahre alt und kannte auch Selcuk. Er war immer in der Moschee, wenn wir dort waren. Ich hatte ihm schon vor dem Sommer davon berichtet, dass ich eine Multesima suchen und heiraten wollte, und Ali hatte mir alles über die Zeremonie erzählt und was ich sonst noch wissen musste. Er war später sehr glücklich darüber, dass ich Fatima geheiratet habe. So sprach ich mit ihm auch über die Tablighis und unsere Reisepläne. Ali hatte zuerst geschwiegen. Aber ein paar Tage später nahm er mich beiseite:

«Wenn ich dir einen Rat geben soll, fahre nicht.»

Er sagte das mehrmals.

«Ich sage euch nicht, was ihr zu tun habt, aber ich rate euch ab.»

Als ich ihm erklärte, ich hätte keine Probleme zu reisen und sähe keine Gefahr, zuckte er mit den Schultern. «Ihr müsst wissen, was ihr tut.»

In der Zwischenzeit hatte es die Anschläge auf das World Trade Center in New York und das Pentagon in Washington gegeben. Ich war an diesem Tag in der Berufsschule. Unterwegs nach Hause traf ich einen Freund, der mir erklärte, in Amerika sei ein Flugzeug abgestürzt. Aber das ist doch nicht ungewöhnlich, erwiderte ich, warum sagst du mir das? Als ich nach Hause kam, rief mich meine Mutter ins Wohnzimmer und sagte: Komm schnell, in Amerika gibt es ein Erdbeben!

Dann sah ich, wie die Türme einstürzten. Als ich in den Wie-

derholungen sah, wie die Flugzeuge einschlugen, wusste ich, dass das kein Unfall war. Mir taten die Menschen leid, die sich in diesen Gebäuden aufgehalten hatten. Meine Mutter hatte sogar Vater geweckt, schon am Nachmittag. Ich saß lange wie gebannt vor dem Fernseher.

Ein paar Tage später hieß es dann, eine Gruppe sei für die Anschläge verantwortlich und ein Terrorist mit Namen Osama Bin Laden, der sich in den Bergen Afghanistans versteckt halte. Ich dachte nicht, dass es in Afghanistan zum Krieg kommen würde, auch Vater war dieser Meinung. Sie wollten ja nur Osama Bin Laden und seine Leute fassen. Dann hörte ich in den Nachrichten von Angriffsvorbereitungen der Amerikaner. Aber ich dachte, nur dort, wo der Terrorist saß, in einem bestimmten Berggebiet, würde ein Einsatz stattfinden. Oder die Afghanen würden ihn schon ausliefern. Irgendwie sollte sich das klären.

Ich konnte mir nicht vorstellen, dass es Krieg geben würde. Und selbst wenn? Es würde doch ein Krieg zwischen Afghanistan und Amerika sein. Ich wäre ja nur in Pakistan. Und was hatte Pakistan mit Afghanistan zu tun? Das war doch ein anderes Land. Ich sah nicht, warum ich meine Reisepläne aufgeben sollte.

Ich war in einer türkischen Moschee zum Freitagsgebet. Der Imam sprach über die Anschläge, er sagte, so etwas dürfe nie wieder geschehen. Bald darauf riefen Selcuk und ich beim pakistanischen Konsulat in Berlin an und erkundigten uns nach den Einreisebestimmungen. Wir erhielten einen Termin, um die Visa zu beantragen. Dann fuhren wir mit dem Auto nach Berlin. Auf dem Konsulat behielten sie unsere Pässe und schickten sie uns zwei Wochen später mit den Visa per Post zurück.

Meinen Eltern erzählte ich nichts von unserem Vorhaben. Sie hätten sich nur aufgeregt und versucht, mich aufzuhalten. Es entspricht unserer Tradition, dass wir unseren Eltern nicht

widersprechen dürfen. In unserem Glauben muss man ihnen gegenüber Respekt zeigen, darauf weist auch der Koran hin. Ich konnte es Mutter nicht sagen. Sie hätte mich nicht gehen lassen. Ich nahm mir vor, sie vom Flughafen aus anzurufen.

Ich hob Geld ab bei meiner Bank. Selcuk und ich fuhren los, um die Tickets zu besorgen. Das einzige Reisebüro, das wir kannten, lag im Hansa-Carré. Dieses Einkaufszentrum besuchten auch meine Eltern. Mutter traf sich dort manchmal mit ihren Freundinnen. Auch andere Verwandte gingen ins Hansa-Carré zum Kaffeetrinken und Einkaufen. Hätte mich jemand gesehen, wie ich in das Reisebüro hineinging oder herauskam, hätten sie mir sicher Fragen gestellt. Ich gab Selcuk das Geld für mein Ticket, es waren 1100 Mark, und wartete auf ihn in einem türkischen Teehaus einige Straßen weiter.

Ich telefonierte noch mit Ali. Er versuchte vergeblich, uns die Reise auszureden. Aber ich hatte das Hin- und Rückflugticket in der Tasche und dachte nicht daran, noch einmal umzuplanen. Einige Tage vor unserem Abflug verkaufte ich mein Handy. Das war völlig normal. Wir verkauften ständig unsere Handys, manchmal alle ein bis zwei Monate, um immer das neueste Modell zu haben. Es war ein Nokia-Handy, das ich bereits gebraucht gekauft hatte, mit einer deutschen CallYa-Karte, und die würde in Pakistan sowieso nicht funktionieren. Außerdem konnte ich das Geld gut gebrauchen. Nach meiner Rückkehr würde ich mir ein neues Handy kaufen.

Selcuk und ich verabredeten, nachts loszufahren. Je näher der Abschied rückte, desto aufgeregter war ich. Ich hatte ein schlechtes Gewissen meinen Eltern gegenüber. Ich hätte mich so gern von ihnen verabschiedet, aber das konnte ich ja nicht.

Dann fiel mir ein, wie ich Mutter wenigstens noch umarmen konnte, und ich schmiedete meinen Plan. Ich wusste, dass Mutter, Vater und mein Bruder Ali zu Besuch bei einer Familie in

Sebaldsbrück waren, aber bestimmt noch vor Mitternacht nach Hause kommen würden.

«*Ana*, ich habe Rückenschmerzen ...»
«Es ist spät. Ich mache das morgen», sagte Mutter.
«*Salam alaikum*», sagte ich.
«*Alaikum salam*», sagte sie.

Wir hatten unsere Koffer am Schalter bereits aufgegeben und eingecheckt. Wir gingen zur Passkontrolle, und ich legte meinen türkischen Pass mit dem Visum vor. Der Beamte scannte den Pass ein, und bald winkte er mich weiter. Selcuk aber ließ er nicht durch. Nachdem er seinen Pass in den Computer gegeben hatte, sagte er:

«Sie dürfen nicht ausreisen. Sie haben noch eine Strafe zu bezahlen.»

«Was für eine Strafe?»

«Eine Geldstrafe wegen Körperverletzung», sagte der Grenzbeamte. «Wenn Sie Deutschland verlassen möchten, müssen Sie diese Strafe jetzt bezahlen.»

Ich war schon in der Wartehalle und hörte, wie Selcuk versuchte, die Sache mit dem Grenzbeamten zu klären. Selcuk sagte, er wolle seinen Anwalt anrufen.

«In Ordnung», sagte der Beamte, «dann kommen Sie mal mit.»

Ein anderer Beamter fragte mich, ob ich nun mit der Maschine nach Pakistan fliegen wolle oder nicht. Der Bus, der die Passagiere zum Flugzeug bringen sollte, wartete nur noch auf uns, alle anderen Fluggäste waren schon eingestiegen. Unsere Namen wurden aufgerufen, wir sollten zum Check-in kommen. Selcuk würde es auf keinen Fall mehr schaffen.

Dann ging alles sehr schnell.

«Ich rufe meinen Bruder an. Der wird die Strafe für mich bezahlen, wenn es nicht anders geht», sagte Selcuk.

«Okay.»

«Ich nehme die nächste Maschine. Wir treffen uns dann in Karatschi am Flughafen. Warte dort auf mich», sagte Selcuk.

«Okay», sagte ich, «ich warte auf dich.»

Selcuk folgte den Beamten, und ich ging zum Bus.

Ich habe Selcuk nie wiedergesehen.

VII. GUANTANAMO BAY, CAMP X-RAY

«Ali Miri?»

«Ja! Ali Miri. Wer ist Ali Miri?»

«Ein Freund von mir aus Bremen ...»

«Was weißt du über ihn?»

«Nicht viel. Er ist nett. Er ist verheiratet, er hat Kinder ...»

«Wo hast du ihn kennengelernt?»

«In der Moschee ...»

«In welcher Moschee?»

«Am Hauptbahnhof. Da war ich freitags nach der Berufsschule ...»

«Die Abu-Bakr-Moschee?»

«Ja, so heißt sie!»

«Was arbeitet er?»

«Ich glaube, er lebt vom Sozialamt.»

Der Amerikaner, der Deutsch sprach, schien ungeduldig. Er rauchte viel und spielte mit seiner Kugelschreiberkamera. Während des Verhörs durfte ich jetzt nicht mehr auf dem Stuhl sitzen. Ich war mit Händen und Füßen am Ring im Boden angekettet. So konnte ich nur knien oder gebückt stehen. Kniete ich, konnte ich den Rücken zwar etwas gerader halten, aber dann schmerzten meine Knie. Stand ich gebückt, floss wieder Blut in die Beine, aber ich musste zu dem Amerikaner aufschauen und bekam Genickstarre. Aber was konnte ich machen? Sollte ich ihm sagen: ‹Ich will jetzt nach Hause›?

Das Verhör dauerte schon einige Stunden. Ich war ausgehungert und durstig, und ich schwitzte aus allen Poren, als wäre ich

Kilometer gerannt. Jede Faser meines Körpers schmerzte. Der Amerikaner stellte mir die immer gleichen Fragen. Er erzählte längst keine lustigen Geschichten mehr. Er kommandierte, brüllte und beschimpfte mich als Terroristen. Er hatte mich nach meinen Freunden und Mitschülern gefragt, Telefonnummern und Namen genannt. Sogar den meines Trainers im Fitness-Studio. Und plötzlich war er auf Ali gekommen. Ich war überrascht.

«Ali Miri war euer Imam!», sagte der Amerikaner. «Der stellvertretende Imam der Abu-Bakr-Moschee!»

«Der Imam? Nein, er war kein Imam. Ich weiß, dass er Kinder unterrichtete. Ich habe nur gesehen, dass er gebetet hat wie alle in der Moschee, der Vorbeter war ein anderer.»

«Er war euer geheimer Imam! Euer Anführer!»

«Er war kein Anführer.»

«Er hat euch angestiftet, Kämpfer zu werden!»

«Nein.»

«Er hat euch zu Taliban gemacht, gib es zu!»

«Nein, er war nur mein Freund.»

«Er hat dich vor deiner Abreise neunmal angerufen. Was hat er dir gesagt?»

«Neunmal? Davon weiß ich nichts.»

«Lüg nicht!»

«Kann sein, dass er mich angerufen hat. Er wollte mich davon abhalten, nach Pakistan zu fliegen ...»

Ali sollte mich neunmal angerufen haben? Wir hatten vor meiner Abreise noch ein- oder zweimal telefoniert, aber ich glaubte, ich hätte *ihn* angerufen. Hatte er vielleicht versucht, mich zu erreichen, als ich schon weg war?

«Du hast Ali Miri aus Pakistan angerufen!»

«Nein, ich habe niemanden aus Pakistan angerufen. Doch – ich habe Selcuks Frau angerufen, weil ich wissen wollte, ob er noch kommt. Aber sie hat aufgelegt. Zweimal.»

«Was für ein Auto fährt Ali Miri?»

«Was für ein Auto? Einen Kombi. So einen großen Kombi.»

«Marke?»

«Ich weiß nicht. Einen großen Kombi.»

«Farbe?»

«Hell. Hellgrau oder so ...»

«Hielt er Reden gegen Amerika? Hat er euch aufgehetzt?»

«Davon habe ich nie etwas gehört. Und über so etwas redete er nicht.»

Der Mann stand auf und kramte Fotos aus seiner Mappe. Er zeigte sie mir. Es waren Bilder von Ali Miri. Sie mussten irgendwo in Bremen auf der Straße aufgenommen worden sein. Woher hatte er diese Fotos? Und woher wollte er wissen, dass Ali versucht hatte, mich anzurufen?

«Ist das Ali Miri?»

«Ja, das ist er. Was soll er denn gemacht haben?»

«Das geht dich nichts an.»

Der Amerikaner zeigte mir Bilder von Ali, als er noch keinen Bart trug. Darauf konnte ich ihn nicht eindeutig erkennen. Aber ich sagte ihm, ja, das sei Ali, nur um ihm recht zu geben. Dann sagte er, mein Ticket sei von Terroristen bezahlt worden.

«Mein Flugticket? Das habe ich selbst bezahlt. Ich habe Geld von der Bank abgeholt und es damit bezahlt. Das wissen Sie doch schon.»

«Nein. Es wurde mit einer EC-Karte bezahlt. Die EC-Karte gehörte dem Vater eines Tunesiers, Sofyen Ben Amor. Der war auch dein Freund!»

«Kenne ich nicht. Wer?»

«Sofyen Ben Amor!»

«Ich kannte zwei Sufyen in Bremen. Ich weiß nicht, ob einer Tunesier war. Wenn Sie mir ein Foto zeigen, kann ich ihn vielleicht erkennen.»

«Sofyen Ben Amor hatte Kontakt zu Terroristen in Hamburg!»

«Davon weiß ich nichts ...»

«Lüg nicht! Er hat dein Ticket bezahlt! In einem Reisebüro, das Go-Reisen heißt!»

«Mein Ticket hat Selcuk bezahlt!»

Ich sagte dem Amerikaner, warum ich nicht mit in das Reisebüro gegangen war. Ich konnte mir nicht erklären, warum dieser Mann angeblich mein Ticket bezahlt haben sollte. Ich war mit Selcuk alleine zum Hansa-Carré gegangen und hatte in einem Teehaus in der Nähe auf ihn gewartet. Als Selcuk zurückkam, hatte er niemanden dabei. Er hat mir auch mein Geld nicht wiedergegeben. Warum sollte er es behalten haben? Von einem Tunesier war nie die Rede. Ich kannte nicht jeden Freund oder Bekannten von Selcuk. Er hat mir auch nicht erzählt, dass er im Hansa-Carré jemanden getroffen habe. Und wenn, warum sollte dieser Typ mein Ticket bezahlen? Das ergab für mich keinen Sinn. Erfand der Amerikaner alles? Aber warum kannte er dann so viele Einzelheiten aus meinem Leben?

Ich wusste nicht, was ich von alldem halten sollte. Doch ich merkte, dass er mir einen Strick drehen wollte. Und erst jetzt, Monate nachdem ich in Kandahar zum ersten Mal nach meinem Handy, nach meinem Konto und nach Selcuk gefragt worden war, wurde mir klar: Sie hatten von Anfang an *alles* über mich gewusst. Und es interessierte sie nicht, dass ich niemals in Afghanistan gewesen und unschuldig war. Ich hatte keine Chance. Das wusste ich jetzt.

Was macht man den ganzen Tag in einem Käfig? Ich saß. Mal im Schneidersitz, mal mit ausgestreckten Beinen. Ich wartete auf das Essen. Ich betete, wenn die Zeit kam. Ich wartete, ich saß. Beine angewinkelt, Beine gestreckt. Wenn ich glaubte, dass die

Wärter gerade nicht hinsahen, stand ich kurz auf und schüttelte die Beine. Oder ich versuchte, mit den anderen Gefangenen zu reden. Manchmal machte ich ein paar Liegestütze. Früher schaffte ich über hundert. Jetzt hatte ich schon Probleme, mich überhaupt auf den Armen zu halten. Mehr als fünf waren ohnehin nicht drin, dann merkten es die Wärter, und das IRF-Team kam.

Ich schätzte, dass ich zwanzig Kilo verloren hatte. Alle paar Wochen wurde die Wäsche gewechselt, und mir passten *Small* und *Medium*, wo ich früher *XXL* getragen hätte. Ein anderer Mann hatte abgenommen, bis er nur noch Haut und Knochen war. Er wog wohl unter vierzig Kilo. Ich sah ihn in einiger Entfernung und erinnerte mich daran, dass ich ihn in Kandahar schon einmal gesehen hatte. Da war er noch kräftiger gewesen. Sooft ich zu ihm hinüberblickte, saß er. Er stand nie auf. Vielleicht konnte er nicht mehr stehen, dachte ich. Manchmal kam man auf dumme Gedanken in so einem Käfig.

Ich begann, den Saum meiner Decke aufzutrennen, und hielt schließlich einen dünnen Faden von fünf Meter Länge in der Hand. Inzwischen hatten wir auch wieder einige Emaries bekommen, und ich hatte eine Crackerverpackung aufgehoben. Ich füllte sie mit Staub und Kieseln. Dann band ich alles an dieser Schnur fest und warf es einige Meter weit in den Gang. Der Faden war kaum zu sehen. Ich wartete, bis Chen kam.

«Chen, kannst du mir helfen?»

«Was denn?»

«Mein Nachbar hat mir Cracker zugeworfen, aber sie sind in den Gang geflogen.»

«Das ist gegen die Regeln! Das geht nicht! Wo sind sie denn?»

«Dort drüben, siehst du?»

Chen wollte die Packung aufheben, um sie wegzuwerfen.

Ich zog an der Schnur.

«Oh, mein Gott!», sagte Chen.

Er lief hinter der Tüte her, und ich zog wieder an der Schnur.

«Was ist denn das?»

Jetzt zog ich die Packung in meinen Käfig. Chen sah den Faden immer noch nicht. Er hatte wirklich Angst bekommen. Er rannte zu den anderen Wärtern und machte ein Mordsspektakel. Alle Häftlinge, die uns beobachtet hatten, lachten. Als die anderen Wärter kamen, zeigte ich ihnen die Schnur. Sie lachten auch und sagten, sie müssten mich bestrafen. Das IRF-Team kam, und dann nahmen sie mir die Decke und die Matratze weg. Nach zwei Tagen gaben sie mir alles wieder.

Warum tat ich das?

Chen behandelte uns schlecht. Er beschimpfte uns, er machte sich über uns lustig und schlug wie Philips gegen die Tür, wenn wir beteten. Er war einfach dumm. Aber er war nicht so schlimm wie Philips, der Abdul auf die Hände schlug, wenn er sich auf den Eimer hieven wollte. Philips war ein rotgesichtiger, kahlköpfiger Mann, dessen Augen funkelten, als stünde er unter Drogen. Er versuchte, den harten Mann zu markieren. Vor allem Isa stand auf seiner schwarzen Liste, da er immer grinste und sich über die Wärter mokierte. Das IRF-Team kam jetzt öfter zu ihm als zu jedem anderen Gefangenen. Und Isa wehrte sich jedes Mal. Es gelang ihm manchmal, einen der Soldaten zu Boden zu reißen oder mit der Faust am Visier zu treffen.

Es ist merkwürdig, aber irgendwann stumpft man ab, sogar gegen Schläge. Die Bestrafung in X-Ray bestand im Wesentlichen aus den Schlägen des IRF-Teams. Zu dieser Zeit gab es keine Isolationszellen – sie waren noch im Bau. Eine andere Strafe sah so aus, dass sie uns nach dem Prügeln Hand- und Fußfesseln anlegten, die durch eine Kette verbunden waren. Man konnte dann die Arme nicht bewegen, sie waren an den Körper gepresst. So

ließen sie uns sitzen und nahmen uns dazu noch die Decke und die dünne Matratze weg. Es dauerte dann meist einige Tage, bis sie die Ketten wieder lösten.

Ein System konnte ich in der Bestrafung nicht erkennen. Ich wusste, dass das IRF-Team mich schlagen würde, wenn ich mir diesen Jux mit Chen erlaubte. Das konnten sie nicht auf sich sitzenlassen. Mehrmals kam das IRF-Team, weil einer der Wärter beobachtet hatte, wie ich einen Iguana oder einen Vogel mit Brotkrumen gefüttert hatte. Auch das konnte ich nachvollziehen. Und natürlich kam das IRF-Team, wenn sie mich bei den Liegestützen erwischten.

Aber meist wusste ich gar nicht, warum ich bestraft wurde. Sie fanden einfach einen Vorwand: Ich hätte versucht, meine Decke zu verstecken, obwohl ich sie den ganzen Tag nicht angerührt hatte. Wozu hätte ich sie auch verstecken sollen? Und wo überhaupt? Unter der Matratze? Oder: Ich hätte mein Hemd schmutzig gemacht! Obwohl es doch sauber war. Manchmal kamen die Schläger auch ohne Vorwand. Mitten in der Nacht, am Nachmittag oder noch während des Frühstücks.

Ich begriff: Die Bestrafung *war* das System. Keiner konnte ihm entrinnen. Das System bestand in der dauernden Demütigung. Wie beim Duschen. Jedes Mal ließ sich der Soldat, der von außen den Hahn bediente, etwas Neues einfallen. Ich konnte mich mit dem Einseifen beeilen, wie ich wollte, der Strahl versiegte, als ich noch voll eingeseift war. Einmal kam ich zum Duschen, und der Soldat stellte schon das Wasser an, während der Wärter den Duschkäfig aufschloss. Als ich unter die Dusche springen wollte, drehte er den Hahn zu. «Deine Zeit ist um», sagte er. Ich hatte noch keinen einzigen Tropfen abbekommen. Das regte mich wahnsinnig auf. Ich hätte am liebsten um mich geschlagen.

Aber genau das war es doch, was er erreichen wollte, und ich unterdrückte meine Wut. Manchmal kam ich wochenlang

gar nicht erst zu den Duschen hin. Ein Recht darauf hatten wir nicht.

Ich bekam einen neuen Nachbarn in Charly-Charly-4, und das war endlich mal eine schöne Überraschung. Das Escort-Team schleifte ihn in den leeren Käfig, in dessen Mitte seit meiner Ankunft nur eine tote Kakerlake lag, die täglich ein bisschen mehr verrottete. Es war Salah, der Mann aus Oman, den ich in der Zelle in Pakistan kennengelernt hatte. Auch Kemal, der mit uns diese Zelle geteilt hatte, kam jetzt nach Charly, aber er saß in Charly-Alpha, und ich konnte nur Handzeichen mit ihm austauschen. Sie waren beide am selben Tag verlegt worden. Salah steckte die Finger durch den Maschendraht, und wir begrüßten uns.

Ich freute mich, denn Salah war für mich wie ein älterer Bruder. Er hatte fünf Kinder und war ein sehr ruhiger Mensch. Ich weiß nicht, was er in den USA studiert hatte. Salah sprach nicht gern über seine Familie und sein Leben vor Guantanamo. Im Gefängnis war es klüger, nicht zu viel über sich zu erzählen. Aber von ihm lernte ich jetzt Englisch.

Seit einiger Zeit sah ich ein Wappen, das sie am Zaun aufgehängt hatten, das Wappen von Guantanamo. Man konnte dieses Schild gar nicht übersehen. Darauf war ein fünfeckiges Gebäude zu sehen, darin ein schwarzer Stern, dahinter Ozean und Horizont. In der Mitte sah man die Umrisse von Guantanamo. Und über allem stand: «*Honor Bound to Defend Freedom*».

Ich fragte Salah.

In Ehre verpflichtet, die Freiheit zu verteidigen?

Salah konnte mir auch übersetzen, was die Araber untereinander sprachen. So erfuhr ich von ihm die ersten Nachrichten seit langem.

Jemand hatte mit dem Roten Kreuz gesprochen. Der Organisation zufolge hätten die Amerikaner gesagt, wir müssten für

immer in diesem Lager bleiben. Salah wurde genauer: Donald Rumsfeld habe behauptet, sie dürften uns ohne Gerichtsverfahren und ohne zeitliche Begrenzung in den Käfigen behalten. Das war die Nachricht. Daraufhin erklärte Salah, Donald Rumsfeld sei nur ein Mensch. Es sei an Allah, ob er uns wieder nach Hause schicke oder nicht. Allah sei mit den guten Menschen und nicht mit Donald Rumsfeld, und ich solle mir keine Sorgen machen.

Von Salah lernte ich meine ersten Suren in arabischer Sprache. Ein Imam rief jetzt zum Gebet. Es war ein fünfzehnjähriger farbiger Junge, der den ganzen Koran auswendig kannte. Er stand weit entfernt von mir, aber immer noch in Charly, und ich sah ihn manchmal, wenn ich zu den Duschkäfigen gebracht wurde. Er hatte eine klare, laute Stimme. Seine Gebete waren unterschiedlich lang, je nachdem, welche Suren er rezitierte.

Einige wenige Häftlinge hatten englischsprachige Koranausgaben in ihren Käfigen. Sie hängten sie an dünnen Fäden am Gitter auf, denn das Heilige Buch darf nicht im Schmutz oder auf dem Boden liegen. Arabische Ausgaben waren nicht erlaubt. Wir machten uns darüber lustig: «*Maximum security!*» Es konnte ja etwas Gefährliches darin stehen. Ich hätte auch gerne einen Koran gehabt, aber die Wärter verweigerten ihn mir. Einer sagte, es gebe keinen mehr. Ein anderer deutete auf einen Gefangenen, der einen Koran im Käfig hatte: Frag ihn doch! Ein dritter Wärter sagte: Bin ich Moslem? Ich habe keinen. Wenn der Junge zum Gebet rief, versuchte ich, die arabischen Worte im Kopf zu wiederholen, oder ich flüsterte.

Plötzlich ein gequälter, langgezogener Schrei. Ich drehe mich um. Noch ein Schrei und darauf ein dritter, aber sie klingen ganz anders als die Schreie von Geprügelten, gedehnt und schaurig wie eine Totenklage. Durch den Maschendraht erkenne ich ei-

nen Wärter im Käfig eines arabischen Häftlings. Ich weiß, was passiert ist.

Wir werden täglich durchsucht. Dabei filzen sie auch den Koran. Die Wärter greifen das Buch an den Deckeln und schütteln es aus. Dieser Wärter aber muss es zu Boden geworfen haben – sonst würde der Mann nicht so schreien. Ich sehe, wie der Wärter auf etwas herumtrampelt.

Einige springen auf. Ein entsetzliches Geheul hebt an. Nach und nach geraten alle Gefangenen außer sich. «*Allahu akbar!*», schreien sie. «*Don't do that!*», brülle ich. Der Wärter trampelt immer weiter auf dem Koran herum. Es ist, als ob in einem Zoo der Blitz eingeschlagen hätte: Einige versuchen, die Türen kaputt zu treten, andere rütteln an ihnen, reißen mit bloßen Händen an den Drähten oder beißen hinein. Der Wärter bekommt Angst. Er lässt den Koran auf dem Boden liegen und rennt weg. Auch alle anderen Wärter verlassen Charly fluchtartig. Sie rennen durch die Gänge und verschanzen sich hinter dem zweiten Maschendrahtzaun.

Die Gefangenen werden immer wilder: Sie schreien und jaulen und treten gegen die Käfigdrähte und hüpfen herum wie Derwische. Manche wälzen sich auf dem Boden. Der Aufruhr greift wie ein Feuer auf alle anderen Blocks über. Ich höre Rufe und Schreie aus Alpha und Foxtrott. Kurz darauf sehe ich Hummer-Jeeps und Laster. Soldaten umzingeln im Laufschritt das ganze Lager. Sie tragen kugelsichere Westen und Maschinenpistolen, sie bringen Großfeuerwaffen in Stellung. Sie knien oder liegen auf dem Bauch.

Dann legen sie an. Ich sehe zu den Türmen hinauf: Auch die Scharfschützen zielen auf uns. Die Situation ist bedrohlich. Jeden Moment kann ein Massaker geschehen – es muss nur jemandem gelingen, aus seinem Käfig herauszukommen, denke ich.

Isa! Was macht Isa? Er reißt nicht an seiner Käfigtür. Er steht da, mit geballter Faust, und grinst.

Die Flutlichtscheinwerfer erfassen uns. Ich höre, wie einer der Gefangenen etwas auf Arabisch ruft. Ich habe es nicht verstanden, aber das Geschrei ebbt ab. Die meisten beruhigen sich langsam und lassen die Käfigtüren los. Die Ersten setzen sich wieder. Auch ich setze mich hin, das ist in dieser Situation das Beste. Der arabische Gefangene, dessen Koran geschändet wurde, hebt das Heilige Buch vom Boden auf. Wieder ruft jemand etwas, das ich nicht verstehe. Lange Minuten vergehen, die Soldaten haben uns noch immer im Visier.

Dann kommen die IRF-Teams. Sie sprühen Reizgas aus den Kanonen in alle Blocks. Ich schließe die Augen und presse meine Hände vors Gesicht. Ich höre, wie sie auf den Kieseln rennen, «*Hurry, hurry!*», Käfigtüren, die aufgehen, «*Get up! Hurry!*», Ketten, Schläge, Schreie. Ich spreize die Finger und kann sehen, wie Kemal in Charly-Alpha seinen Wassereimer über die prügelnden Soldaten im angrenzenden Käfig ausschüttet. Daraufhin lassen sie von dem Gefangenen ab und stürmen Kemals Käfig. Als er auf dem Boden liegt, kippt Kemals Nachbar einen Eimer auf die Soldaten aus – seinen Toiletteneimer.

Jetzt sehe ich, dass auch andere Gefangene ihre Toiletteneimer über den IRF-Teams entleeren. Das Team, das bei Kemal ist, lässt ihn am Boden liegen. Dann verprügeln sie den Nachbarn. Als sie mit ihm fertig sind, kehren sie zurück zu Kemal, packen ihn an den Füßen und schleifen ihn fort. Viele Gefangene werden weggebracht. Dann kommen die Soldaten zurück und verprügeln die anderen.

Die IRF-Teams haben eine Menge zu tun in dieser Nacht. Erst am Morgen hören sie auf. Sie sehen ziemlich fertig aus. Ich habe Glück, zu mir sind sie diesmal nicht gekommen. Vielleicht sind sie zu müde.

Am nächsten Tag weigerten sich einige Gefangene, ihr Frühstück anzunehmen. Andere nahmen den Pappteller zwar entgegen, aßen aber nichts. Als die Wärter zu mir kamen, verweigerte auch ich das Essen. Auch Salah wollte nichts essen, selbst Abdul rührte seinen Teller nicht an. Wir hatten uns nicht abgesprochen, das geschah spontan. Zu Mittag aß niemand mehr in ganz Charly. Am Nachmittag erfuhren wir aus Bravo, dass sich alle Blocks am Hungerstreik beteiligten. Dabei blieb es. An jedem Morgen, Mittag und Abend kamen die Wärter mit Papptellern oder Emaries, und keiner nahm etwas an.

Kemal kam nicht wieder.

Am vierten Tag des Hungerstreiks erschien der General bei uns. Er redete mit einem der Englisch sprechenden Gefangenen. Der Gefangene weigerte sich, vor dem General aufzustehen. Da nahm der General seine Mütze ab und setzte sich im Gang vor dem Käfig auf den Boden. In diesem Moment dachte ich: Wir waren nicht völlig machtlos. Wir konnten sie in die Knie zwingen, wenn wir gemeinsam hungerten! Sie wollten nicht, dass wir alle starben. Aber ich begriff nicht, warum der General seine Mütze abgenommen hatte. Wollte er signalisieren, dass er nicht mehr im Dienst war, dass er als Mensch mit uns reden wollte?

Die beiden sprachen miteinander.

Um den General war ein Dutzend hochrangiger Militärs versammelt, aber sie waren stehen geblieben, und es schien ihnen nicht recht zu sein, dass der General auf dem Boden saß. Der General fragte, warum wir nicht mehr äßen. Der Gefangene erklärte ihm, wie wichtig der Koran für uns sei und was er uns bedeute. Der General erwiderte, er werde den Soldaten bestrafen. Als er dann aufstand und mit seinen Leuten Charly verlassen wollte, kam er an meinem Käfig vorbei. Er verlangsamte seinen Schritt und musterte mich. Vielleicht wegen meiner hellen Haut, dachte ich. Ich sprach ihn an.

«*Why happen?*», fragte ich.

Er sagte eine ganze Menge, aber ich verstand nicht viel. Als er weg war, erklärte Salah:

«Er wird sich persönlich darum kümmern, dass so etwas nicht mehr vorkommt.»

An diesem Tag redeten wir viel in den Blocks, und die Wärter ließen es zu. Einige von uns sagten, sie glaubten den Amerikanern nicht. Sie schlugen vor, dass die Amerikaner die Koranausgaben wieder einsammelten. Lieber wollten sie gar keinen Koran haben, als zu riskieren, dass so etwas nochmal vorkommen konnte. Andere sprachen sich dafür aus, abzuwarten. Alle waren schließlich der Meinung, wir sollten uns organisieren und einen Führer wählen. Daraufhin begannen die ersten Gefangenen am Abend wieder zu essen. Ich beschloss, nicht mitzumachen, obwohl ich wirklich großen Hunger hatte. Ein Wärter kam zu mir und fragte, warum ich immer noch nicht essen würde.

«Guck mal da drüben», sagte er und deutete auf einen Mann, der einen Becher in der Hand hielt.

«Ihr bekommt jetzt sogar warmen Tee, wenn ihr wieder esst.»

Machte er Scherze? Als er weg war, erfuhr ich, dass sie tatsächlich Tee verteilt hatten. So ein Dummkopf – glaubte er wirklich, uns mit einer Tasse Tee herumkriegen zu können? Ich hatte die amerikanischen Wärter als Menschen noch immer nicht begriffen.

Einige Tage später kam der General wieder und wollte erneut verhandeln. Er fragte nach unseren Bedingungen. Der Wortführer sagte, die Koranausgaben dürften nicht mehr angefasst und durchsucht werden. Zweitens müssten die Durchsuchungen im Intimbereich aufhören. Und drittens dürften die Leibesvisitationen nicht mehr von weiblichen Wärtern durch-

geführt werden. Dann würden wir essen. Der General war einverstanden.

Am Abend aß ich kalten Reis und Cracker. Es schmeckte herrlich.

Nach dem Koranvorfall wählten wir einen Führer. Jeder Gefangene schlug einen Kandidaten vor. Es war eine Geheimwahl, von der die Amerikaner nichts wussten. Sie dauerte mehrere Wochen, denn es geschah rein mündlich, von Käfig zu Käfig. Aus fünfhundert Gefangenen wurden zehn Männer ausgewählt, die Vorschläge sammelten und auswerteten. Diese zehn Männer wählten drei andere Männer. Und die drei wiederum bestimmten einen Mann, der unser Führer war. Ihn nannten wir Emir. Niemand außer den dreien, die ihn ausgewählt hatten, wusste, wer er war. Denn dieser Mann war nicht offiziell unser Führer. Er bestimmte einen weiteren Mann, der mit den Amerikanern sprechen sollte und nach außen als unser Emir auftrat. So konnte der echte Emir im Hintergrund bleiben.

Wir gaben den Amerikanern Futter: Wir taten so, als ob wir einen Emir wählten, und gaben seinen Namen bekannt. Es dauerte nicht lange, und er verschwand für Monate. So glaubten die Amerikaner, sie hätten uns gebrochen, und es würde keine Hungerstreiks mehr geben. Doch der Mann im Hintergrund traf die Entscheidungen. Er vertrat auch in Zukunft die Meinungen aller Gefangenenvertreter und bestimmte, was der falsche Emir den Amerikanern sagen sollte.

Es ging darum, dass die Schändungen des Korans aufhören sollten. Dass die Amerikaner unseren Glauben respektierten und nicht mehr während der Gebete die Nationalhymne spielten. Es galt, die Folter einzuschränken oder für einige Gefangene Medizin zu bekommen. Manchmal versprachen die Amerikaner dann etwas, zum Beispiel Medikamente, aber wir wussten natürlich

nicht, was sie den Kranken gaben. Wir wollten erreichen, dass kranke, alte und behinderte Gefangene respektvoller behandelt würden. Und dass wir anständiges Essen bekämen.

Später wurde für jeden Block ein eigener Emir gewählt. Auch ich wurde zum Emir eines Blocks gewählt, weil ich bald zu denjenigen gehörte, die nicht nur gut Englisch, sondern auch andere Sprachen der Gefangenen konnten. Ich hatte in Bremen zwar Englisch als Schulfach, aber damals interessierte die Sprache mich nicht, weil ich keinen Nutzen darin sah. In Kandahar und in Guantanamo wollte ich Englisch lernen, um die Amerikaner zu verstehen und mich in den Verhören verteidigen zu können. Ich wollte Arabisch lernen, um den Koran lesen und die Gefangenen verstehen zu können. Ich konnte die Sprachen durch Zuhören lernen. Ich lernte Englisch in den Verhören, Usbekisch von den Özbeks, Farsi von den Afghanen, Arabisch von Salah und den Saudis und Italienisch von den Algeriern, die in Italien gelebt hatten. Ich beherrschte diese Sprachen keineswegs, aber ich konnte mich verständlich machen. Und das hatte sehr wohl einen Nutzen in Guantanamo.

Als Emir war ich der Ansprechpartner für die Amerikaner. Ich war mehrmals der Emir, wenn ich nicht gerade verlegt wurde oder mich in Isolationshaft befand. Sie verlegten uns, um zu verhindern, dass wir uns organisierten, aber je öfter sie es taten, desto schneller verbreiteten sich die Nachrichten unter den Gefangenen.

Wenn Gefangene in meinem Block in Hungerstreik traten, war ich als Emir zuständig. Es gab einige große Hungerstreiks, aber auch viele kleine. Ich hatte mal gelesen, wenn man zwei Wochen nichts esse, könne man sterben, und wenn man mehr als vier oder fünf Tage nichts trinke, ebenso. Ich glaube, die Ärzte in Guantanamo wussten selbst nicht so genau, wann man sterben würde. Deshalb waren sie bei den ersten Streiks vorsich-

tig. Bis sie herausfanden, wie lange wir tatsächlich ohne Wasser und ohne Nahrung auskommen konnten. Einer der Gefangenen weigerte sich über hundert Tage zu essen. Er wurde irgendwann künstlich ernährt. Es gab immer wieder kleine Gruppen von Hungerstreikenden oder Einzelne, die das taten, und bald änderten die Amerikaner die Taktik. Niemand erschien, wenn man zwei Wochen nichts mehr aß. Erst nach zwanzig Tagen und mehr kamen sie.

Ich hörte mir an, was die Gefangenen verlangten, und sagte es den Amerikanern. Das Handeln begann. Sie machten Angebote für den Fall, dass der Hungerstreik aufhörte. Diese Verhandlungen waren zäh. Die Amerikaner boten zum Beispiel an, die Koranausgaben aus den Käfigen zu entfernen – das war eine unserer Forderungen. Aber dann hätten wir die T-Shirts abgeben müssen. Solche Strafen bauten sie ständig ein. Wir hatten die Wahl, ob wir unsere Hosen behalten wollten oder Medizin für einen Kranken erhielten. Ob wir unsere Seife und Flipflops behalten wollten oder stattdessen öfter zum Duschen kamen. Die Amerikaner nannten das «Vorschläge». Wenn die Gefangenen keine Mehrheit bilden konnten, musste ich selbst entscheiden.

Bald erkannte ich, dass wir keine wirkliche Macht hatten. Das war nur eine Illusion. Es lag einzig an diesem General, ob er mit uns verhandelte. Er war der erste und letzte Lagerkommandant, mit dem wir wenigstens Glaubensdinge verhandeln konnten und der seine Versprechen einhielt. Als dieser General abgelöst wurde, veränderte sich alles schlagartig.

Doch unser Führungssystem funktionierte. Die Männer, die offiziell unsere Emire waren, wurden immer wieder in Isolationshaft gesteckt. Der Mann aber, den wir bereits in Camp X-Ray zu unserem Führer gewählt hatten, blieb der Emir, ohne dass die Amerikaner davon eine Ahnung hatten. Es wussten auch nur sehr wenige Gefangene, wer der Emir war.

Ich weiß es. Ich nenne seinen Namen nicht. Denn er ist noch immer in Guantanamo, und er ist noch immer der Anführer aller Gefangenen.

VIII. GUANTANAMO BAY, CAMP DELTA

Camp X-Ray wurde Ende April 2002 aufgelöst.

Ich war drei Monate dort gewesen. Während dieser Zeit hatten die Amerikaner Camp 1, Camp 2 und den Isolationsblock India gebaut. Im April 2002 wurde Camp 1 eröffnet, und man verlegte uns dorthin. Aber das Gefängnis wurde ständig erweitert. Während wir in Camp 1 waren, bauten sie Camp 3, Camp 4 und die Isolationsblocks Romeo, Québec und Tango. Als wir nach Camp 3 gebracht wurden, bauten sie Camp 5 und dann im Jahr 2006 Camp 6. Wir konnten die Baustellen manchmal sehen, auf jeden Fall hörten wir sie rund um die Uhr: Sie hatten ungefähr zwanzig neue Dieselgeneratoren aufgestellt, die so lärmten, dass wir ständig davon aufwachten, wenn wir für ein paar Augenblicke eingeschlafen waren.

Das alles hieß «Camp Delta».

Eines Tages hielten Busse, die aussahen wie amerikanische Schulbusse, vor den Maschendrahtzäunen. Soldaten kontrollierten unsere Münder und Ohren, fesselten uns und setzten uns die «*Goggles*», Ohrenschützer und Gesichtsmasken auf. Wir wurden in die Schulbusse gebracht und dort am Boden angekettet, es gab keine Sitze. Dann schlugen sie uns. Nach zwei bis drei Stunden fuhren wir los. Die Fahrt dauerte nicht lange. In Camp Delta wurden uns die Brillen abgenommen.

Das war eine Überraschung.

Die Blocks sahen aus, als seien sie aus mehreren Metallwänden zu einem riesigen Container zusammengeschweißt worden.

Darin waren wieder Käfige, nur hatten die Käfige diesmal keine Maschendrähte, sondern Wände aus Metallgitter. Die Gefangenen konnten sich durch diese Maschen sehen. Und die Wärter konnten uns wieder jederzeit beobachten. Die Gitter waren messerscharf.

Ich kam in Camp 1, Block Alpha, Käfig Alpha-2. Mein Käfig sah auf den ersten Blick irgendwie moderner aus als jener in X-Ray: Jetzt lag die Matratze nicht mehr auf dem Boden, sondern auf einer festverschweißten Pritsche, die von Wand zu Wand ging. Das Schlimme war: Obwohl der Käfig nicht kleiner als in X-Ray ausfiel, schrumpfte die Bewegungsfläche wegen der Pritsche auf ein Minimum: auf 1 mal 1,10 Meter. Am Ende des Käfigs nahmen eine Toilette aus Aluminium und ein Wasserspender aus Zink erheblich Platz weg. Wie sollte ich das bloß aushalten?

Das waren keine Hundezwinger mehr, das waren Hochsicherheitskäfige. Selbst Isa hätte darin nichts kaputt machen können, nicht einmal ein Elefant hätte das geschafft. Jeder Block umfasste 48 dieser Käfige, in zwei Reihen zu jeweils 24, die aneinandergrenzten. Darum verliefen in geringem Abstand die Containerwände. Nur an der Querseite dieser Wände waren Fenster eingelassen, sodass vier Käfige etwas Tageslicht abbekamen: die ersten beiden und die letzten beiden. In Alpha-2 kriegte ich fast gar kein Tageslicht mehr.

Sie hatten die Käfige perfektioniert.

In X-Ray hatte ich den Maschendrahtzaun irgendwann vergessen. Ich konnte den Himmel sehen, die Hügel und Kakteen. Jetzt sah ich nichts außer dem Metallgitter und der Decke. Ich fühlte mich lebendig eingeschweißt in einen Metallcontainer. Nur durch die Außenfenster kam Luft herein. Ansonsten war es unerträglich stickig und heiß in diesem Containerblock.

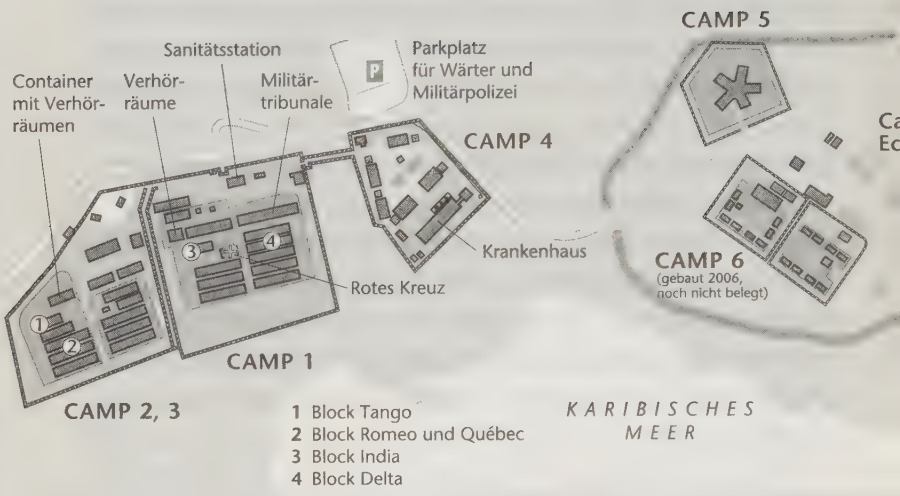
Andererseits erweckten die Stehtoilette und der Zinkstein den Anschein eines ordentlichen Gefängnisses. Das war kein

Provisorium wie die Käfige in X-Ray. Das war jetzt ein richtiges Gefängnis, wie ich es aus amerikanischen Filmen und aus den Erzählungen von Onkel Ekram kannte. Es würde eine harte Zeit werden, aber ich würde es aushalten. Denn in einem ordentlichen Gefängnis gab es ja ordentliche Regeln, an die sich auch die Wärter hielten, einen normalen Alltag und einen Gefängnishof.

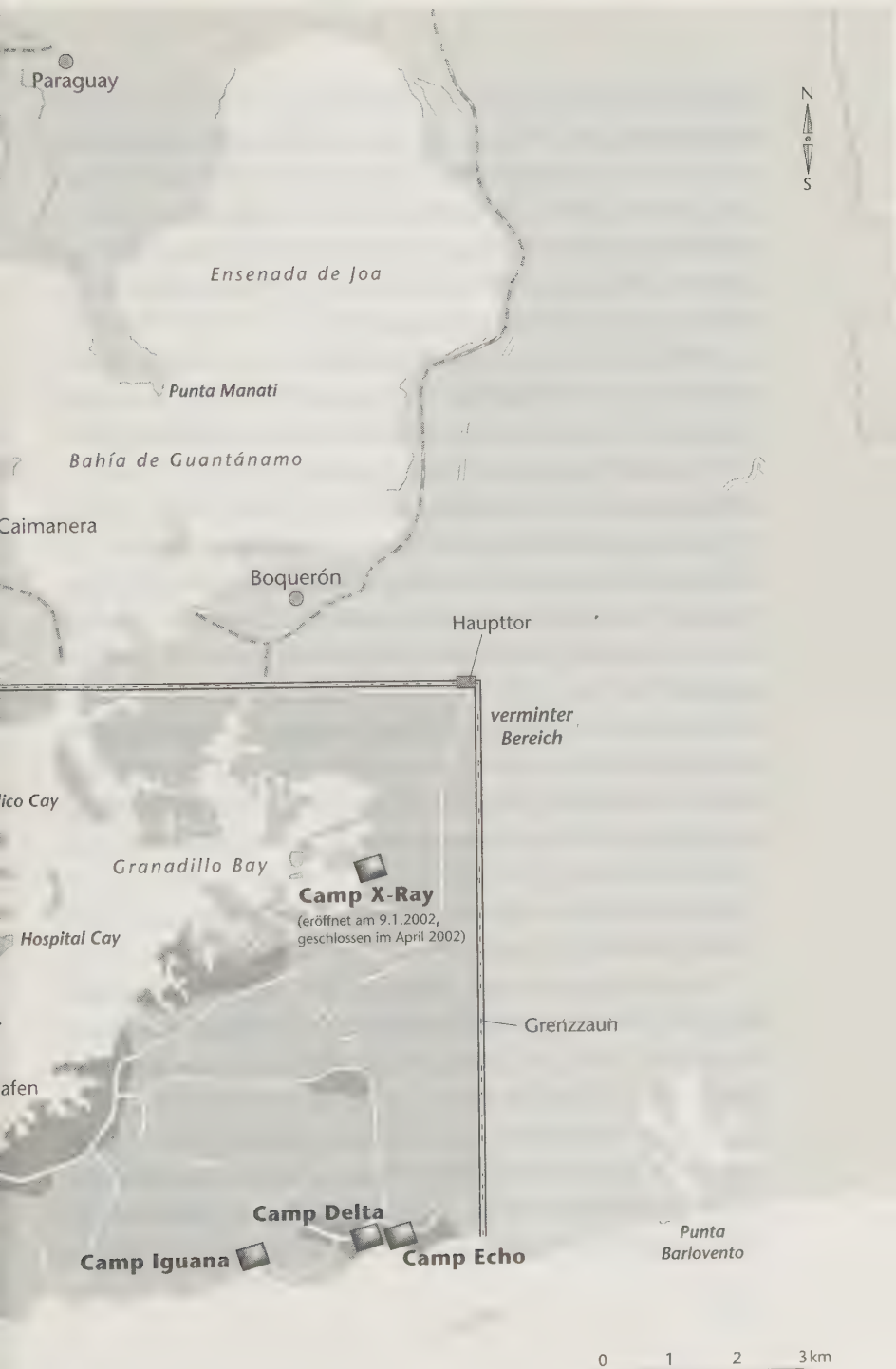
Ich hatte sofort bemerkt, dass der Käfig kleiner war als der alte, und es war klar, dass sie uns darin nicht 24 Stunden halten konnten. Wir würden darin schlafen und tagsüber Hofgang haben bis zum Abend. Davon war ich fest überzeugt. Diese Käfige waren einfach zu klein. Erst nach einigen Tagen stellte ich fest: Es gab keinen großen Gefängnishof. Ich hatte mich wieder getäuscht.

Nach meiner Freilassung las ich in einer Zeitschrift, dass die Zellen in Camp Delta nach offiziellen Angaben 2,07 Meter mal 2,50 Meter groß sein sollen. Das ist falsch. Ich habe den Käfig mit meiner Hand ausgemessen. Ich kam auf 2,07 Meter mal 2,20 Meter. Der Unterschied scheint vielleicht nicht sehr groß, aber er zeigt den ständigen Betrug. Nichts im Lager ist so, wie es scheint, und nichts ist, wie es behauptet und von Journalisten mit eigenen Augen gesehen, fotografiert und gefilmt wird. Für die Medien gibt es eigens angefertigte Käfige und Verhörräume. Auf den Pritschen dieser Käfige liegen oft Dinge, die ich in Guantanamo niemals gesehen habe: ein Backgammon-Spiel zum Beispiel, Bücher oder eine Tafel Schokolade. Auf jedem dieser Fotos, die das Innere eines Käfigs in Camp Delta zeigen, hängt ein Koran an der Wand, in ein weißes Tuch mit Schleifchen gehüllt. Manchmal hatten wir zwar einen Koran im Käfig, aber das war eher die Ausnahme, und ganz gewiss gab es keine weißen Tücher mit Schleifchen. So wollen sie beweisen, dass sie unseren Glauben respektieren.

Camp Delta


CAMP 5
Sanitätsstation
Parkplatz
für Wärter und
Militärpolizei
Container
mit Verhör-
räumen
Verhör-
räume
Militär-
tribunale
CAMP 4
Krankenhaus
CAMP 6
(gebaut 2006,
noch nicht belegt)
Rotes Kreuz
CAMP 1
CAMP 2, 3
1 Block Tango
2 Block Romeo und Québec
3 Block India
4 Block Delta
KARIBISCHES
MEER

verminter
Bereich
Río Guantanamo
Mahomilla
Bay
Fährverbindung
Flughafen Leeward Point
KARIBISCHES MEER



Quelle: STERN-Infografik

Mein Nachbar in Alpha-3 war hellhäutig wie ich und sprach recht gut Englisch. Er war ein Moslem aus einem Nachbarland von Deutschland, ich möchte nicht sagen, aus welchem. Er lebt bereits in Freiheit, und er hat nie mit den Medien gesprochen. Er will in Ruhe gelassen werden, und ich will, dass es so bleibt. Ich nenne ihn Mani. Seine Muttersprache war Französisch, und er konnte sogar ein paar Worte Deutsch.

Mani war vielleicht zwei oder drei Jahre älter als ich. Er war sehr hilfsbereit und gab mir Koranunterricht. Wir hatten jetzt beide einen Koran, sogar jeweils eine zweisprachige Ausgabe, Arabisch und Englisch. Ich hatte öfter danach gefragt, und irgendwann hatte ein Wärter mir zu meiner Überraschung ein Exemplar gebracht. Wir saßen auf unserem Zellenboden, und Mani erklärte mir durch das Metallgitter, wie man las, ohne Fehler zu machen. Das machte mir großen Spaß. Aber immer, wenn Philips im Block war, trat er gegen die Tür und sagte: Ihr dürft nicht sprechen.

Mani und ich blieben etwa drei Monate lang Nachbarn. Zu meinem Erstaunen erzählte er mir nach einiger Zeit, dass es in Camp Delta tatsächlich einen Hof gab. Ich hatte geglaubt, er sei von einem Verhör zurückgekommen, und ihn gefragt:

«Na, wie war's?»

«Prima», sagte er. «Ich war spazieren!»

«Red keinen Unsinn.»

Aber Mani hatte keinen Unsinn geredet. In diesem Hof durfte man zweimal in der Woche spazieren gehen, wenn man nicht gerade eine Strafe verbüßen musste. Fünfzehn Minuten lang, hatten ihm die Wärter gesagt.

Ein paar Tage später sah ich den Hof. Es war ein Käfighof, einfach ein größerer Käfig hinter dem Containerblock. Die Amerikaner nannten das «*Rec-Area*». Das stand für «*Recreation Area*», «Erholungsraum». Sieben mal zwölf Meter, schätzte ich. Darin

durfte ich auf und ab gehen, alleine. Man durfte den Maschendraht nicht anfassen, der Boden war aus Beton. Ungläubig sah ich die Wärter an. Einer sagte: Du hast fünfzehn Minuten Zeit.

Aber was hieß das: fünfzehn Minuten? Ich hatte ja keine Uhr. Nach ein paar Minuten passierte dasselbe wie beim Duschen – meine Zeit war um. Und was hieß das: zweimal in der Woche? Ich wurde allenfalls ein- bis zweimal im Monat in diesen Hof gelassen. Die übrige Zeit erklärten sie uns, es herrsche «Gewitter-» oder «Hurrikangefahr», es sei zu gefährlich. Dabei schien die Sonne, so viel konnte ich sehen durch die Fenster.

Eines Tages hatte ich von draußen einen kleinen spitzen Stein mitgenommen. Damit malte ich ein Mühlebrett auf meine Liege. So unauffällig wie möglich und so weit von der Tür entfernt, dass es die Wärter nicht sehen konnten. Die Spielsteine formte ich aus Toilettenpapier. Ich machte Kügelchen und Röllchen. Dann konnten wir Mühle spielen. Wenn die Wärter kamen, redeten wir über den Koran. Mani kannte das Spiel nicht. Zuerst gewann ich ein paarmal hintereinander, dann holte Mani auf.

Ich konnte Mühle spielen und mit Mani den Koran studieren, aber die Verhöre bis in die frühen Morgenstunden gingen weiter. Sie schlugen uns wieder. Die Verhörräume in Camp Delta hatten alle einen großen Spiegel, hinter dem weitere Vernehmer saßen und Kameras liefen. Sie versuchten jetzt oft, mich hereinzulegen. Einer sagte:

«Du weißt, dass es Leute gibt, die Taliban waren und inzwischen schon zu Hause sind?»

Das stimmte. Ich wusste, dass einige Talibankämpfer bereits freigekommen waren. Das hatte sich herumgesprochen.

«Weißt du, wieso?», fragte der Vernehmer. «Das sind Soldaten, die für ihr Land gekämpft haben. Wir wissen, wer sie sind, und wir haben sie gehen lassen. Aber das Problem mit dir ist:

Wir wissen nicht, wer du bist. Wir wissen nicht, ob du Taliban bist, ob du zu Al Qaida gehörst. Das macht dich gefährlich. Sag uns, dass du zu Al Qaida gehörst, dann lassen wir dich gehen.»

Das war natürlich ein Trick. Vielleicht hätte es geholfen, wenn ich einfach eingeräumt hätte, Taliban zu sein, selbst wenn sie wussten, dass es nicht stimmte. Dann hätten sie mich als schuldig darstellen können. Vielleicht hätten sie mich sogar freigelassen. Aber ich ging darauf nicht ein.

Die ständige Müdigkeit lag wie Blei in den Gliedern. Denn es war Gesetz in Camp Delta, dass die Käfige mindestens einmal pro Tag und einmal pro Nacht durchsucht wurden. «*Cell search*» nannten sie das. Sie traten gegen die Tür und brüllten. Aufstehen, anketten.

Obwohl außer der Decke, der Matratze und den Flipflops eigentlich gar nichts zu durchsuchen war, ließen sie sich viel Zeit und leuchteten jeden Winkel mit der Taschenlampe aus. Dabei pfiffen sie fröhlich und weckten die anderen Gefangenen auf. Und sie traten gegen die Käfigwand, gegen den Zinkeimer, um zu sehen, ob noch alles stabil war. Das dauerte oft eine halbe Stunde.

Wenn die Wärter in die Käfige kamen, gingen die Ventilatoren an den Decken der Gänge an, damit sie bei ihrer Arbeit nicht schwitzen mussten. Die Ventilatoren lärmten wie Flugzeugmotoren. Die Wärter brachten sich Stühle mit, um sich auszuruhen. Sie unterhielten sich demonstrativ laut, spielten Karten oder sangen Lieder. Wenn ich nachts nicht gerade in einem Verhör war, versuchte ich zu schlafen, doch in diesem Sekundenschlaf gab es keine Erholung. Manchmal kamen sie nach einer Stunde wieder, weckten mich und durchsuchten den Käfig aufs Neue.

Die verschweißten Bodenplatten in den Gängen hatten sich durch die Hitze gewölbt. Mit Genuss traten die Wärter auf die Beulen, weil es großen Krach machte. Führten sie einen Gefange-

nen durch den Gang, dann konnte man schon von weitem hören, wie seine Ketten über das Blech schleiften. Wurde jemand abgeholt, knallten sie die Ketten im Käfig auf den Boden. Bei achtundvierzig Gefangenen in jedem Block herrschte ein ständiges Kommen und Gehen. Die Ventilatoren und Dieselgeneratoren brummten. Die Wärter nahmen ihre langen Schlüssel und ratterten damit an den Käfigmaschen entlang. Am Anfang hoffte ich noch, es werde sich etwas ändern. Aber in diesen Monaten wurde mir klar, dass es immer so bleiben würde.

Ich dachte an die Vögel, die ich als Kind und Jugendlicher hatte. Ich hielt sie in Käfigen. Manchmal taten sie mir deswegen leid. In Camp X-Ray waren immer Vögel zu mir gekommen. Ich hatte sie mit Brotkrumen gefüttert, die ich unter meiner Kleidung oder unter der Matratze versteckt hielt, damit es die Wärter nicht merkten. Zuerst waren die Vögel scheu, aber dann wurden sie zutraulich. Manche flogen sogar durch die Maschen hindurch, vor allem die kleinen Zunzuns, die blau, weiß und rot gefiedert und kaum größer als eine Heuschrecke waren. Sie waren so klein, dass sie sogar durch das Metallgitter in Camp Delta passten. Es war eine Freude, als wieder Vögel kamen. Der erste Zunzun flog durch die Maschen zu mir herein. Dann kamen andere Zunzuns. Ich sagte zu den Vögeln: Was für eine komische Welt! Früher wart ihr in einem Käfig, und ich besuchte euch, jetzt bin ich in einem Käfig, und ihr besucht mich.

In diesen Monaten durfte ich nicht duschen, denn ich war für irgendetwas bestraft worden. Dann endlich kam ich zu den Duschzellen. Das Wasser ging an, ich stellte mich darunter und seifte mich unter dem Strahl ein. Der Soldat stellte das Wasser ab.

Jetzt reichte es mir.

«Wieso hast du mir keine zwei Minuten gegeben?», fuhr ich den Wärter an.

«Deine Zeit ist um, zieh dich an», sagte er.

«Du hast mir keine zwei Minuten gegeben!», beharrte ich.

«Ich entscheide, wie lange du duschst.»

«Du musst mir zwei Minuten geben. Wenn es Gesetze gibt, warum hältst du dich nicht daran?»

«Du hast hier nichts zu bestimmen.»

«Gesetz ist Gesetz, und du musst dich daran halten!»

«Zurück in deinen Käfig. Los, beeil dich!»

Ich nahm das kleine Stück Seife, hielt es an die Maschen und ließ es hindurchflutschen. Es traf ihn an der Stirn. Er erschrak. Dann verschwand er und kam mit einem Offizier zurück. Ich beschwerte mich bei ihm.

«Wenn deine Zeit um ist, dann ist sie um. Du wirst bestraft», sagte der Offizier.

«Ich kenne dein IRF-Team schon. Lass es nur kommen.»

Sie sprühten Gas, wir schlugen uns, sie fesselten mich. Dann brachten sie mich in die Isolationshaft. Ich hatte schon davon gehört. Es war eine Isolationszelle in Block Oscar.

Ich sehe mich darin um. Es ist ein richtiger Container, in den eine Tür hineingeschnitten wurde. Die Wände sind verstärkt mit geriffeltem Bodenblech, wie man es in Jahrmarktbuden verwendet. Die ganze Zelle ist damit ausgeschlagen: Wände, Boden, Decke. Es gibt keine Matratze, keine Wolldecke. Eine Toilette aus Metall ist in den Boden eingelassen, ebenso der Wasserspender. Wenn ich zu lange einen Punkt in diesem Blech anstarre, wird mir schwindlig. Der Käfig ist noch kleiner als in Camp 1.

Das Licht geht aus. Es ist kalt. Das Metall am Boden fühlt sich an wie Eis. Ich stehe sofort auf. Zum Glück trage ich noch meine Flipflops, vielleicht werden sie übersehen. Ich höre ein

Brummen. Es ist das Brummen einer Klimaanlage, die über der Zellentür angebracht ist. Von dort strömt eiskalte Luft herein. Ich erinnere mich daran, wie ich als Jugendlicher in den Ferien in einer Bäckerei gearbeitet habe. Dort gab es einen Kühlraum. Ich denke, dies ist nicht viel anders. Sie haben mich in einen riesigen Kühlschrank gesteckt!

Nach einer Weile kann ich wieder meine Hand und meine Beine erkennen. Ich setze mich in eine Ecke des Raumes auf den Boden. Ich ziehe mir die Hose über das T-Shirt und schlüpfe mit meinen Armen unter den Stoff, wie in Kandahar. Ich atme hinein. So geht es einigermaßen. Es zieht. Der Motor der Klimaanlage ist so stark, dass ich den kalten Luftzug deutlich spüre. Ich wusste noch nicht, was Isolationshaft bedeutet.

An der Tür sind zwei Klappen angebracht, eine Essensklappe in Kniehöhe und eine Guckklappe. Und da ist ein rotes Licht an der Decke, das angeht, wenn ein Wärter kommt und Essen bringt oder in die Zelle schaut. Ich glaube, damit sie sehen können, wo ich sitze oder stehe, wenn sie Essen ausgeben. Sobald das Essen verteilt ist, geht das Licht wieder aus, ich esse im Dunkeln. Öffnen die Wärter die Guckklappe, dann kann ich erkennen, ob es Tag oder Nacht ist, je nachdem, welches Licht hereinfällt, gelb oder weiß.

Einmal gelingt es mir doch, in diesem Käfig etwas kaputt zu machen: Ich trete mit dem Fuß so fest gegen die Guckklappe, dass sie sich ein kleines Stück bewegt. So kann ich durch einen Spalt auf den Gang blicken. Das hätte ich lieber nicht tun sollen. Denn als die Wärter mit dem Essen kommen und ich sie dabei durch den Spalt beobachte, sehe ich, wie sie auf das Essen spucken, bevor sie die Essensklappe aufmachen und den Teller hineinreichen. Sie spucken auf *jeden* Teller! Solche Schweine, denke ich. Bisher habe ich mich auf das Essen gefreut, so dürftig es auch sein mochte. Nun esse ich tagelang überhaupt nichts.

Ich reinige jedes Bröckchen, bevor ich es in den Mund stecke, und oft wird mir schlecht dabei.

Manchmal bewege ich mich etwas, um die Kälte zu vertreiben. Nicht zu viel, um Energie zu sparen. Ich bekomme nur eine Scheibe Toast und ein Stück Apfel, dreimal am Tag. Aber ich muss mich bewegen. Dann wird es kälter. Ich setze mich wieder in die Ecke unter der Pritsche. Dort ist kein Luftzug. Nach einigen Tagen höre ich Türkisch im Gang. Jemand spricht einen Wärter auf Türkisch an. Ich kenne die Stimme und warte, bis der Wärter verschwunden ist.

«Erhan?»

«Murat?»

Erhan ist wohl zwei oder drei Käfige entfernt untergebracht, aber die Essensklappe ist geöffnet, und so können wir uns über den Gang unterhalten, wenn gerade kein Wärter zu hören ist.

«Was machst du denn hier?», frage ich ihn.

«Ich weiß nicht, wieso ich hier bin. Und du?»

«Ich mach Urlaub in Sibirien.»

Nach einem Monat kam ich raus. Eine ganze Weile konnte ich nichts sehen. Ich bekam starke Kopfschmerzen. Aber die Sonne und die Hitze waren besser als der Kühlschrank. Sie brachten mich in den Block Mike in Camp 2. Dieser Block, so hieß es, sei besonders verwanzt. Einige Gefangene hatten Mikrophone entdeckt, und wir vermuteten, dass man bewusst dorthin verlegt wurde, damit sie Gespräche abhören konnten. Mein Nachbar war ein Mann aus Saudi-Arabien, der mit einer Amerikanerin verheiratet war. Er hieß Ebu Ammar.

Er war etwa Mitte dreißig und hatte Taekwondo trainiert. Vielleicht konnte ich von ihm etwas lernen. Nachts unterhielten wir uns, und er versprach, mir einige Tricks zu zeigen. Er konnte aus dem Stand mit einem kräftigen Sprung die Decke mit seinem

Fuß berühren. Wir mussten vorsichtig sein, wegen der Wärter. Bald merkte ich, dass ich Probleme mit dem Essen bekam: Mein Hunger wurde durch das heimliche Training immer größer. Aber ich wollte mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen, einen Privattrainer zu haben.

Ich wurde wieder in unterschiedlichen Räumen verhört, in manchen Räumen steckten Kameras in Luftschächten, das konnte ich erkennen. Es waren immer andere Vernehmer, ab und zu auch eine Frau. Manche behaupteten, sie sprächen Deutsch, aber sie konnten es kaum. Mein Englisch war längst viel besser als ihr Deutsch. In unzähligen Verhören stellten sie die immer gleichen Fragen. Stunden über Stunden, und wenn ich vor Erschöpfung einzuschlafen drohte, schlugen sie mir auf den Kopf oder ins Gesicht. Es fiel ihnen einfach nichts mehr ein.

Eines Tages kam ich in einen Verhörraum, in dem plötzlich drei Frauen standen. Die Wärter ketteten mich am Ring im Boden fest und ließen mich mit den Frauen alleine. Eine trug eine Uniform, die anderen hatten fast nichts an. Nur knappe Tops und Höschen. Ich sah zu Boden. Ich wollte sie nicht ansehen, halb nackt, wie sie waren. Eine der beiden Frauen ging um mich herum, fasste mir von hinten unter mein Hemd und begann mich zu streicheln. Ich mag dich, sagte sie, ich will, dass wir miteinander etwas machen ...

Dann sagte sie: Ich kenne dich schon lange, ich habe dich beim Duschen beobachtet. Sie machte anzügliche Bemerkungen darüber. Daran erkannte ich, dass sie log: Sie konnte mich gar nicht nackt gesehen haben, weil ich beim Duschen immer meine Shorts trug. Sie presste ihren Körper immer mehr an mich und streichelte meine Brust, sie fing an zu stöhnen. Es war unerträglich. Sie taten das, weil sie wussten, dass ich religiös war. Sie wollten mich nur demütigen. Ich sagte: Stopp! Hör auf! Lass

das! Aber sie machte immer weiter. Ich riss den Kopf zurück und traf sie an der Nase. Die Tür sprang auf, und ein IRF-Team stürzte sich auf mich. Dann kam ich in den Kühlschrank, wo ich einen Tag lang gefesselt liegen blieb und mehrere Tage nichts zu essen bekam.

Später wurde ich in einen Raum geführt, der mit Wandteppichen geschmückt war. Darauf standen Koranverse, und sogar ein Gebetsteppich lag auf dem Boden. Es gab ein Sofa, Kissen, einen Fernsehapparat und einen Tisch, auf dem Schalen mit Früchten, Nüssen und Süßigkeiten standen: Sie hatten ein Schlaraffenland aufgebaut. Träumte ich? Natürlich hatte ich einen Riesenhunger. Aber ich traute der Sache nicht. Auf dem Sofa saß ein Mann, der Zivilkleidung trug. Er stand auf und gab mir die Hand.

«Ich habe gehört, was dir passiert ist. Ich bin sofort aus Washington hierhergekommen, um dir zu helfen. Tut mir leid, dass ich so spät erscheine, aber die Militärbehörden sind schwerfällig. Sie dürfen euch nicht so behandeln! Ich habe dir etwas zu essen mitgebracht. Greif zu!», sagte der Mann.

Ich blieb stehen und sagte nichts.

«Ich werde dir helfen. Aber damit ich dir helfen kann, muss ich dir einige Fragen stellen ...»

«Ich mag dein Essen nicht und dein Gesicht auch nicht», sagte ich.

«Du kannst es mit in deine Zelle nehmen ...»

«Ich will dein Essen nicht!»

«Na gut, ich kann dich allein lassen. Ich gehe raus, und du kannst essen. Bedien dich ...»

Ich rührte nichts an.

Sie hatten mich tagelang hungern lassen. Glaubten sie, so könnten sie mich jetzt reinlegen? Dass ich alles sofort aufessen und ihnen dann erzählen würde, was sie hören wollten?

Als mich das Escort-Team danach in den Kühlschrank zurückbrachte, aß ich weitere fünfzehn Tage nichts, aus Protest. Bis mir mein Nachbar sagte: Murat, es hat keinen Sinn, einen Hungerstreik alleine durchzuführen! Es war Musa, ein Bosnier. Er hatte recht. Dann aß ich wieder. Ich war sehr geschwächt und fror entsetzlich.

Sie versuchten es mit allen möglichen Tricks. Auch von anderen Gefangenen erfuhr ich, dass Frauen sie in Verhören gedemütigt hatten. Doch nicht alle waren so. Einmal wollte mir eine Frau, die mich verhören sollte, die Hand geben. Ich entschuldigte mich, sah zu Boden und erklärte ihr, dass mir mein Glaube verbiete, körperlichen Kontakt zu anderen Frauen außer meiner Ehefrau zu haben.

«Wenn man einer Frau die Hand gibt, kann man ihr sehr nahe kommen, und man beginnt vielleicht, etwas für sie zu empfinden. Es ist der erste Schritt.»

«Wieso siehst du mich nicht an?», fragte die Frau.

«Aus demselben Grund. Wir dürfen Frauen nicht lange in die Augen sehen.»

«Gefalle ich dir nicht?»

«Daran liegt es nicht. Alle Frauen haben etwas Schönes an sich. Wahrscheinlich sind Sie sehr hübsch.»

«Was machst du denn, wenn dir auf der Straße Frauen begegnen? Du kannst doch nicht immer den Kopf senken ...»

«Für Dinge, die ich nicht ändern kann, bin ich nicht verantwortlich. Nur für das, was ich absichtlich tue», sagte ich.

«Wenn das so ist, ist es okay», sagte sie.

Irgendwann waren sie so weit, dass sie die Farbe der Schuhe wissen wollten, die ich in Bremen getragen hatte. Oder welche Hemden ich bevorzugte. Sie hörten nie auf, mich zu vernehmen, aber eines Tages beschloss ich, nicht mehr zu antworten. Wo-

chenlang sagte ich überhaupt nichts mehr, nicht einmal «Guten Tag». Da fragte mich einer der Vernehmer:

«Okay, ich weiß, dass du keine Fragen beantwortest, aber nenn mir den Grund, warum du aufgehört hast zu reden?»

«Ich habe euch viele hundert Mal gesagt, was ich tat und wer ich bin. Wenn ihr meine Geschichte noch einmal hören wollt», sagte ich und deutete auf eine der Kameras im Raum, «dann braucht ihr bloß die Tapes zurückzuspulen und sie euch anzuhören.»

Natürlich steckten sie mich in die Isolationszelle. Sie nahmen mir meine Decke weg, sofern ich eine benutzen durfte, meine Flipflops und mein T-Shirt und meine Hose, bis ich in der Unterhose im Kühlschrank saß. Aber diese Strafen, diese Gemeinheiten fanden ohnehin permanent statt. Es machte keinen Unterschied. Im Herbst wurde ich besonders oft befragt. Doch ich blieb stumm. Ich sprach erst wieder, als die Türken nach Guantanamo kamen.

«Mach dich fertig», sagte der Soldat des Escort-Teams am Morgen.

«Wohin geht's?»

Wir gingen zu einem Container, den ich noch nicht kannte. Er lag etwas abseits. Aber ich wusste, dass sich darin Verhörräume für ausländische Besucher befanden. Ich hatte von Gefangenen gehört, die in diesem Container von Polizisten aus ihren Herkunftsländern befragt worden waren. Würde ich jetzt Besuch aus Deutschland oder der Türkei bekommen?

Sie waren zu dritt in dem Verhörraum, es waren Türken, das sah ich sofort.

«Was ist das denn? Ich kann doch keinen Türken so gefesselt vor mir sehen! Das geht nicht, ruft sofort den Wärter!», sagte einer der drei Männer.

Niemand versteht sich so gut auf Theater wie Türken. Ich musste lächeln.

«Er ist ein türkischer Bürger, ein Bruder, nein, ich kann das nicht mit ansehen», sagte der dunkelhaarige Mann und hielt eine Hand vor seine Augen. «Macht ihm sofort die Fesseln ab.»

Es fehlte, dass er weinte.

Der Wärter kam und nahm mir die Handschellen ab, die Fußfesseln aber ließ er am Ring angekettet. So ein Unsinn. Ich musste lachen. Großartige Show, dachte ich, das war doch abgesprochen! Der Türke ging auf mich zu und schüttelte mir die Hand, dann küsste er mich auf beide Wangen.

«Wie fühlst du dich? Wie geht es dir? Ich traue meinen Augen nicht, was muss ich hier alles sehen?»

Der Mann beruhigte sich wieder und setzte sich. Er stellte sich mir nicht vor. Er wies die beiden anderen Männer an, zu schweigen, obwohl sie gar nichts von sich gegeben hatten, und sagte, er müsse mir jetzt ein paar Fragen stellen. Er wollte wissen, wo ich verhaftet worden sei.

«In Pakistan. Ich wurde nicht direkt verhaftet, man hat mich gebeten, aus dem Bus auszusteigen, um ein paar Fragen zu beantworten, und ich stieg aus.»

Schlagartig änderte sich der Ton des Türken.

«Was lügst du denn jetzt!» Er begann zu schreien. «Wir sind unter großem Aufwand hierhergekommen, und schon fängst du an zu lügen? Wenn du nicht willst, dass wir dir helfen, ist das deine Entscheidung. Wieso hast du dich entschieden, Terrorist zu sein?»

«Ich bin kein Terrorist!»

«Ja, was bist du denn sonst! Wärst du kein Terrorist, wärst du hier nicht gelandet! Ihr seid doch alle Terroristen hier!»

Der Mann stand auf und hob drohend eine Faust. Aber er jagte mir keine Angst ein. Im Gegenteil. Ich wurde wütend.

«Seid ihr hergekommen, um mir zu helfen, oder um mich blöde anzumachen?», fragte ich ihn.

«Uns ist das scheißegal, ob du dein ganzes Leben hier in Guantanamo bleibst. Wir wollen unsere Fragen stellen und gehen. Alles andere entscheidet Amerika. Wir haben da nichts zu bestimmen.»

Die beiden anderen gaben immer noch kein Wort von sich.

So, wie er das gesagt hatte, gewann ich den Eindruck, dass er gar nicht wusste, wo er sich eigentlich befand. Ich erzählte ihm von der Haft und von der Folter in Guantanamo und Kandahar. Die drei hörten eine Weile zu. Dann unterbrach mich der Wortführer barsch.

«Was denkst du denn? Glaubst du, es würde dir in der Türkei im Gefängnis bessergehen?»

Da wusste ich, dass es ihm gleichgültig war.

Sie stellten mir noch einige belanglose Fragen, die ich beantwortete, obwohl ich das bereits für überflüssig hielt.

Am nächsten Morgen wurde ich in einen Raum gebracht, in dem mich sonst die Amerikaner verhörten. Es war einer der Räume, in denen sich ein großer Spiegel hinter dem Pult befand. Dort waren wieder die drei Türken. Dieses Mal grüßten sie nicht, und es gab auch kein Theater mehr. Sie stellten mir einige Fragen über meine deutschen Freunde in Bremen. Besonders für zwei meiner Freunde, die bei der Bremer Polizei arbeiteten, schienen sie sich zu interessieren.

«Wieso hast du Freunde, die bei der Polizei arbeiten?»

«Ich verstehe die Frage nicht. Sie sind meine Freunde und arbeiten eben bei der Polizei. Einer ist Türke, der andere Deutscher ... Ich weiß nicht, das hat sich so ergeben ...»

«Du lügst! Wir sind davon überzeugt, dass du ein Spion bist. Das ist der Beweis. Du bist ein Spion der Deutschen!»

Es war absurd. Was für ein Spion sollte ich denn sein? Ein

Spion in Guantanamo? Der freiwillig hier einsaß, um für die Deutschen zu spionieren? Oder ein Spion in Bremen, der die Türken in Hemelingen ausspionierte? Was sollte das? Ich wurde richtig sauer.

«Okay, wenn ihr denkt, ich bin ein Spion, dann war's das mit uns. Ich verstehe zwar nicht, was ihr damit meint, aber dann bin ich für euch eben ein Spion.»

«Wir haben da noch einige Fragen ...»

«Ich beantworte keine Fragen mehr.»

Sie versuchten es noch einige Zeit, aber ich war fertig mit ihnen. Ich wusste, diese Leute, diese Regierung würden mir nicht helfen. Niemals.

«Ja, dann war es das eben. Du hast es verdient, hier zu sein», sagte der Wortführer.

Der Türke und seine beiden Untergebenen gingen.

Ich hatte schon nach dem ersten Tag bereut, überhaupt mit ihnen geredet zu haben. Ich hatte nicht mehr die Hoffnung gehabt, dass sie mir glaubten. Nicht einmal die Amerikaner hatten mich je für einen Spion gehalten. Wahrscheinlich haben sie hinter dem Spiegel kräftig gelacht, als sie das hörten.

Kurz darauf erschienen die Deutschen. Das war am 23. September 2002.

Merkwürdigerweise bekam ich am Abend zuvor einen weiteren Nachbarn in Block Mike, dem Wanzenblock. Es war ein großer Mann. Man steckte ihn in den Käfig gegenüber. Ich sprach ihn an. Er hieß Abid, aber an seinen Nachnamen kann ich mich nicht erinnern, obwohl ich ihn auf dem Band an seinem Handgelenk gesehen hatte.

«Woher kommst du?», fragte ich ihn.

«Aus Deutschland», sagte Abid.

«Aus Deutschland?»

Ich war verblüfft. Ich glaubte, ich sei der einzige Gefangene

aus Deutschland. Abid war über vierzig. Er stammte aus Algerien und erzählte mir, dass er viele Jahre in Deutschland gelebt hatte und in Hamburg mit einer deutschen Frau verheiratet gewesen war. Er habe dort als Türsteher in einer Diskothek gearbeitet. Abid war offenbar schon öfter inhaftiert gewesen. Er erzählte mir vom Knast in Algerien, in Frankreich und Italien, und er sagte, er habe auch einige Zeit in einem Hamburger Gefängnis gesessen, wegen einer Schlägerei als Türsteher. Er muss sein halbes Leben in Gefängnissen verbracht haben. Aber so etwas wie Guantanamo habe er noch nicht erlebt, sagte er. Sein Deutsch war holprig, und als er sich aufrichtete, sah ich, dass er humpelte.

Als ich am nächsten Morgen den Raum betrat, in dem mich die Türken verhört hatten, saß ein Mann am Tisch. Sie ketteten meine Fußfesseln an den Ring im Boden. Dann kamen drei andere Männer hinzu. Es mussten Deutsche sein, dachte ich, sie sahen nicht aus wie Türken. Zwei trugen Anzug, die anderen beiden Hemd und Hose. Einer der Männer war blond und hatte einen Oberlippen- und Kinnbart, er war recht groß und kräftig. Ein Mann war eher schmal und trug ebenfalls einen Oberlippenbart. Der Dritte hatte eine Halbglatze. Der vierte Mann blieb nicht lange, er verließ den Raum bald, ohne etwas gesagt zu haben. Ich wusste nicht, ob er Deutscher oder Amerikaner war.

Einer von ihnen stellte einen Kassettenrecorder auf den Tisch. Es war angenehm kühl, irgendwo musste eine Klimaanlage sein. Der Kräftige, der bereits im Raum gesessen hatte, schien jünger als die anderen beiden.

«Wir sind aus Deutschland und möchten Ihnen ein paar Fragen stellen.»

Es gab weder eine Begrüßung, noch hatten sich die Männer mir vorgestellt. Aber ich erklärte, dass ich froh sei, endlich mit jemandem von der deutschen Regierung sprechen zu können.

Sie fragten, wie es mir gehe. Ich antwortete, dass ich ständig Hunger hätte, dass es sehr heiß sei, die Käfige zu klein seien und wir kaum Hofgang bekämen. Das schien sie nicht zu interessieren.

«Wenn Sie die Fragen wahrheitsgemäß beantworten, kann es nur zu Ihren Gunsten sein. Dann beginnen Sie doch mal mit Ihrer Lebensgeschichte.»

«Haben Sie mir irgendetwas mitgebracht aus Deutschland? Einen Brief oder eine Nachricht von meiner Familie?», fragte ich.

Sie sahen sich an und zuckten mit den Schultern.

«Wir sind hierhergekommen, um Fragen zu stellen, und nicht, um Briefe weiterzuleiten.»

Ich bemerkte, dass sich der Blonde im Hintergrund hielt. Die beiden anderen schienen die Wortführer zu sein.

«Dann fangen Sie mal an ...»

Ich erzählte ihnen alles. Von den Discos, dem Bodybuilding und meinen Freunden in Hemelingen und von meinen Moscheebesuchen. Besonders schienen sie sich dafür zu interessieren, wie und warum ich religiös geworden war. Sie stellten mir viele Zwischenfragen:

«Wie wichtig ist Ihnen das?»

«Denken Sie, dass Sie besser sind als andere Moslems?»

«Fühlen Sie sich anderen Menschen überlegen?»

«Hassen Sie nichtreligiöse Moslems?»

«Hassen Sie die Deutschen, weil sie Ungläubige sind?»

«Welche Menschen bedeuten Ihnen überhaupt etwas?»

Sie stellten die Fragen abwechselnd. Nach einer Weile riefen sie einen Wärter, der mir die Handschellen abnahm. Der vierte Mann kam ab und zu in den Raum und flüsterte mit den anderen.

Ich erzählte von meiner Familie, von meinen Freunden und von Selcuk. Sie wollten wissen, welche Pläne Selcuk gehabt habe. Ob ich ihn für gefährlich hielt und mir vorstellen könne,

dass er kriminell sei. Nein, das konnte ich mir nicht vorstellen. Ich erzählte von den Tablighis, und sie nannten Namen aus der Bremer Gruppe. Sie fragten, ob mir diese Namen geläufig seien. Sie zeigten mir Fotos, die ich in den Verhören der Amerikaner noch nicht gesehen hatte. Von Freunden und Arbeitskollegen aus der Lehre und der Berufsschule, auch von Mädchen, aber ich kannte sie nicht. Sie zeigten mir Fotos von Männern in Moscheen und auf der Straße, aber die meisten waren mir unbekannt. Dann zeigten sie mir Bilder von Selcuk. Auf einem der Fotos lachte er.

«Warum lacht er denn da?», fragte ich.

«Ja, dem geht es sehr gut», sagte der Blonde. «Nicht so wie dir.»

Die beiden anderen verließen den Raum. Als sie die Tür schlossen, fiel die Uhr von der Wand. Eine Kamera lugte aus einem Loch hervor, das von der Uhr verdeckt worden war. Der kräftige Blonde hob sie auf und hängte sie wieder über die Kamera. Jetzt war die Linse über der Ziffer 3 zu erkennen. Die beiden anderen kamen zurück.

«Wenn Sie unsere Fragen richtig beantworten, kann dies Ihre Freilassung beschleunigen.»

Den Spruch kannte ich schon von den Amerikanern. Aber die Deutschen schienen mir professioneller. Sie wussten alles über mich, und plötzlich lasen sie mir einen Satz vor, der mich erstaunte.

«Selcuk folgt einem Freund nach Afghanistan, um dort zu kämpfen. Er wurde in einer Moschee heißgemacht» – das sollte Selcuks Bruder dem Bundesgrenzschutzbeamten am Frankfurter Flughafen am Telefon gesagt haben? Selcuk, sagten die Deutschen, war zu einer Geldstrafe verurteilt worden, weil sein Hund jemanden gebissen hatte. Diese Strafe hatte er noch nicht bezahlt. Er war mit den Beamten in ihr Büro gegangen und

hatte von dort aus seinen Bruder angerufen. Sein Bruder wollte die Strafe aber nicht bezahlen und erklärte dem Beamten, er solle uns auf keinen Fall ziehen lassen. Ich wusste nicht, ob das stimmte. Aber vorstellen konnte ich es mir schon.

Jetzt verstand ich, warum Selcuk nicht nach Pakistan gekommen war und warum die Amerikaner schon in Kandahar so gut über mich Bescheid wussten. Der Beamte muss die Information irgendwie weitergegeben haben. Und sie war zu den Amerikanern gelangt. Ich sagte den Deutschen, dass ich von diesem Telefonat nichts wissen konnte, weil ich längst im Flugzeug saß.

«Ich denke, er wollte Selcuk nicht gehen lassen, ebenso wie meine Mutter oder mein Bruder mich nicht hätten gehen lassen. Ich weiß nicht, warum er das gesagt hat. Ich denke, er hat das einfach erfunden. Er wollte verhindern, dass Selcuk und ich nach Pakistan fliegen. Vielleicht wusste er nicht, dass ich zu diesem Zeitpunkt schon im Flugzeug saß und dass er mich damit in Schwierigkeiten bringen konnte. Vielleicht hätten meine Eltern oder mein Bruder sogar etwas Ähnliches erfunden, nur um mich zurückzuhalten.»

Die Deutschen erklärten, zwei Schüler aus meiner Berufsschule hätten ausgesagt, ich sei mit einem großen Turban in der Schule herumgelaufen und habe erzählt, ich wolle Talibankämpfer werden. Sie zeigten mir Fotos der beiden. Es waren zwei Türken.

Es waren die Türken, erklärte ich, die mir früher immer nachgesagt hatten, ich sei ein Zuhälter. Denn als ich achtzehn war, fuhr ich donnerstags und freitags mit Vaters Mercedes in die Berufsschule. Damals arbeitete ich noch in den Discos, hatte kurze Haare, rasierte mich und trug schicke Anzüge. Und diese beiden hatten immer gegen mich gehetzt: Wo hat er wohl den Mercedes her? Der verkauft bestimmt Drogen! Aber das war

gelogen, und jetzt verbreiteten sie wieder Lügen über mich. Ich hatte nie gesagt, dass ich ein Talibankämpfer werden wollte, noch wollte ich in irgendeinen Krieg ziehen. Und ich trug auch niemals einen Turban.

«Sie haben sich Kampfstiefel, eine Kampfhose und ein Fernglas gekauft, bevor sie nach Pakistan geflogen sind ...»

Kampfstiefel? Meinten sie meine KangaRoos, die mir die Polizisten in Pakistan abgenommen hatten? Kampfhose? Ich hatte mir eine Hose mit Seitentaschen und abnehmbaren Beinen besorgt, wie man sie in jedem Outdoorladen kriegen kann.

«Was das Fernglas angeht: Ja, ich hab ein einfaches Fernglas dabeigehabt, es war so klein, es passte sogar in meine Brusttasche. Meine Eltern haben es mir geschenkt. Jetzt ist es weg.»

Ich hatte Schmerzen im Ellenbogen und massierte die Stelle immer wieder. Einer der Deutschen fragte mich, weshalb ich das tat. Ich erzählte von den IRF-Teams und dass mir einer der Soldaten den Arm verdreht hatte.

«Aber das war ja noch gar nichts», sagte ich, und dann berichtete ich ihnen von der Folter in Kandahar, von den Elektroschocks und den Ketten, vom Wassertauchen und der Isolationshaft in Guantanamo, selbst von der Sache mit den Frauen.

Das alles schien sie nicht zu interessieren.

«Kommen wir doch zur Sache», sagten sie jedes Mal, wenn ich von der Folter sprach.

Am Abend war ich zurück in Block Mike.

«Wie war's?», fragte Ebu Ammar.

«Ich hatte Besuch.»

«Die Deutschen?»

«Ja.»

«Die Deutschen sind bekannt dafür, dass sie gerecht sind. Mach dir keine Sorgen. Wenn sie schon hierhergekommen sind,

um dich zu verhören, dann werden sie dich sehr bald wieder nach Deutschland holen», sagte Ebu Ammar.

«Wahrscheinlich werden die Deutschen mich auch verhören», sagte Abid.

Klar, dachte ich, schließlich kam er doch aus Deutschland.

In dieser Nacht überlegte ich, was das alles für mich bedeutete. Sie waren nicht gerade hilfsbereit gewesen. Sie hatten versucht, mich auszutricksen. Ich hatte sie gefragt, ob ich in Deutschland einen Anwalt hätte und ob es dort irgendwelche Informationen über mich gab. Das können wir nicht beantworten, hatten sie gesagt.

Sie hatten wie die Amerikaner nur nach Beweisen gesucht, mit denen sie mich belasten konnten.

Immer, wenn ich von der Folter erzählte, wechselten sie das Thema. Aber die Wahrheit war doch: Es gab Folter, ich musste davon berichten! Als Vernehmer aus Deutschland mussten sie sich das doch genau notieren, um es meiner Familie, der Regierung und der Öffentlichkeit erzählen zu können. Hätten sie mich dazu nicht befragen müssen? Aber dann war da ja noch das Band, dachte ich.

Ich ging fest davon aus, dass meine Familie und die deutsche Öffentlichkeit schon wussten, dass mich die Beamten besuchten. Dies war bestimmt ein offizieller Besuch.

Am nächsten Tag erzählte ich ihnen von Abid aus Hamburg, meinem Nachbarn im Mike-Block. Wer das sei, wollten sie wissen, und ich sagte, was ich über ihn wusste.

Ob ich ihn schon aus Deutschland kennen würde.

«Nein. Die Amerikaner nennen ihn: *Big German guy*», sagte ich.

Abid schien sie nicht weiter zu interessieren.

Sie waren zwischendurch rausgegangen und wiedergekommen, wie am Tag zuvor. Vielleicht, um sich zu besprechen, vielleicht, um zu rauchen, dachte ich.

«Wir haben hier mehrere Fragen, die du nur mit ja oder nein beantworten darfst. Du musst sehr schnell antworten. Du hast keine Zeit zu überlegen. Sofort ja oder nein sagen. Klar?»

«Okay.»

«Hast du schon mal schwarze Schuhe getragen?»

«Ja.»

«Hast du schon mal Kinderfilme gesehen?»

«Ja.»

«Bist du von Al Qaida?»

«Nein.»

Fangfragen, dachte ich.

«Schneller», sagten sie, «das muss schneller gehen. Trinkst du Wasser?»

«Ja.»

«Hast du schon mal Zahnweh gehabt?»

«Ja.»

«Liebst du deine Mutter?»

«Ja.»

«Wolltest du ein Taliban werden?»

«Nein.»

«Magst du deinen Vater?»

«Ja.»

«Hat dir Selcuk dein Ticket bezahlt?»

«Nein.»

«Hast du mal ein Haustier gehabt?»

«Ja.»

«Hast du schon mal mit Sprengstoff experimentiert?»

«Nein.»

«Findest du Osama Bin Laden gut?»

«Nein.»

«Magst du deinen Bruder?»

«Ja.»

«Magst du Osama?»

So ging das bestimmt eine Stunde lang.

Der kräftige Blonde sagte dabei wenig. Die beiden anderen verließen jetzt wieder den Raum, nur der Blonde blieb sitzen. Als sie wiederkamen, wollten sie wissen, was ich vorhätte nach meiner Freilassung. Ob ich arbeiten wolle.

«Natürlich möchte ich arbeiten. Wie soll ich sonst Geld verdienen?»

«Willst du für uns arbeiten, wenn du nach Deutschland zurückkannst?»

Ich überlegte. «Was soll ich denn für Sie tun?»

«Interessante Dinge herausfinden. Du kommst in bestimmte Kreise, zu denen andere keinen Zugang finden.»

«Was denn für Kreise? Harley-Fahrer-Kreise?»

Ich musste lachen. Er meinte natürlich Moscheen oder die Tablighis, das hatte ich schon verstanden.

«Du kannst uns eine große Hilfe sein ...»

Sie wollten, dass ich für sie spioniere. Das würde ich niemals tun, dachte ich, lieber würde ich verhungern. Aber vielleicht half es, wenn ich zunächst darauf einging?

«Wie wird das denn funktionieren, mit Ihnen zusammenzuarbeiten?», fragte ich.

«Das erklären wir dir genau, wenn es so weit ist. Aber wir hätten eventuell einen V-Mann, der dich täglich oder zu bestimmten Zeiten an bestimmten Orten treffen würde.»

Ich wusste gar nicht, was das ist, ein V-Mann. Hätte er X-Mann oder T-Mann gesagt, hätte ich ebenso mit dem Kopf genickt.

«Ja», sagte ich. «Ganz gute Idee. Machen wir das! Habe ich dann keinen Kontakt zu Ihnen?»

«Nein. Den V-Mann kannst du aber immer treffen. Der leitet alles an uns weiter, was du hast.»

Jetzt gingen sie alle drei raus. Nach einer Weile kamen sie wieder.

«Herr Kurnaz, wir gehen davon aus, dass Sie uns belogen haben. Es gibt einige Dinge, denen wir noch nachgehen wollen. Dann werden wir feste Beweise gegen Sie in der Hand haben. Sie werden schon sehen. Es sieht schlecht aus für Sie.»

«Aber wieso denn? Ich habe Ihnen doch alles erzählt! Das wissen Sie genau. Sie wissen alles über mich.»

«Wir haben unsere eigenen Beweise. Entsprechend werden wir handeln.»

«Sie wissen sehr genau, dass ich nichts mit irgendwelchen Terroristen zu tun habe!»

«Das war's dann. Wir sind bald wieder in Deutschland.»

Sie verließen den Raum, das Escort-Team kam und brachte mich zurück in den Mike-Block.

«Siehst du – sie sind nur deinetwegen gekommen. Wenn es ihnen um das Verhören gegangen wäre, dann hätten sie doch auch mich drangenommen. Aber sie wollen nur dich haben. Du wirst bald zu Hause sein», sagte Abid.

Bald zu Hause? Ich hatte mir nicht vorstellen können, dass eine Regierung wie die deutsche mir Leute vom Geheimdienst schicken und diesen Besuch geheim halten würde. Ich war mir jetzt nicht mehr so sicher. Schließlich hatten sie mir ja vorgeschlagen, dass ich in Bremen für sie spionierte.

Nachdem mich die Deutschen an diesen beiden Tagen etwa zwölf Stunden lang verhört hatten, wurde Abid wieder verlegt, und die Amerikaner befragten mich noch intensiver. Zwei- oder dreimal am Tag. Sie wollten unbedingt wissen, was die Deutschen mich gefragt und was ich ihnen geantwortet hatte. Warum

hast du von der Folter erzählt? Sie zogen an meinen Haaren. Damit handelst du dir nur Schlechtes ein! Tagelang wollten sie nur wissen, was ich den Deutschen erzählt hatte, dabei wussten sie bereits alles. Warum hast du sie angelogen? Die Amerikaner fragten mich auch nach dem *«Big German guy»*. Aber was sollte ich ihnen schon über ihn sagen?

Später habe ich herausgefunden, dass es noch zwei weitere Häftlinge gab, die aus Deutschland kamen. Einer war Tunesier, der andere Algerier. Der Algerier, dessen Bruder noch immer in Frankfurt wohnt, gab mir die Adresse dieses Bruders, falls ich freikommen sollte. Doch ich habe diese Adresse nicht mehr. Sie wurde mir bei der nächsten *«Cell search»* abgenommen.

Ende 2002 übernahm General Geoffrey Miller das Kommando in Guantanamo. Die Lage verschärfte sich dramatisch für uns. Die Verhöre wurden brutaler, häufiger, länger. Das Erste, was General Miller anordnete, war die «Operation Sandmännchen». Das bedeutete, dass wir alle ein bis zwei Stunden in eine neue Zelle verlegt wurden. Das Ziel der Operation war, dass wir überhaupt keinen Schlaf mehr fanden. Dieses Ziel erreichte der General.

Ich wurde von einem Block in den anderen verlegt. Das bedeutete: Escort-Team rein, angekettet werden, durch die Gänge laufen, in den neuen Käfig, hinknien, Escort-Team raus. Eine Stunde später dieselbe Prozedur. Ich wurde von Camp 1, Block Alpha nach Camp 2, Block Echo verlegt oder von Camp 1, Block Echo nach Camp 2, Block Bravo. Fesseln an, Fesseln ab, aufstehen, hinknien. Vierundzwanzig Stunden lang. Kaum war ich in einer neuen Zelle angekommen und hatte mich auf die Pritsche gelegt, kamen sie wieder.

Auch meine Nachbarn wunderten sich darüber. Denn sie behandelten nicht alle Gefangenen so. Später fand ich heraus, dass

sie diese Operation zeitgleich mit jeweils etwa fünf Gefangenen im Lager durchführten, die dafür ausgewählt worden waren. Ich gehörte zu den ersten. Vielleicht, dachte ich, weil ich mich weigerte, mich schuldig zu bekennen.

Hatte das Escort-Team den Käfig endlich verlassen, begrüßte ich meine Nachbarn, setzte oder legte mich auf die blanke Pritsche und versuchte zu schlafen. Aber sobald die Wärter sahen, dass ich auf der Pritsche lag oder im Sitzen die Augen schloss, kamen sie, traten gegen die Tür und brüllten mich an, bis ich wieder aufstand. Bald grüßte ich meine Nachbarn nicht mehr. Ich fiel nur noch auf die Pritsche und versuchte, einen Augenblick Schlaf zu bekommen, bis die Wärter gegen die Tür traten oder mich mit einem Schlag ins Gesicht aufweckten. Vielleicht gab es einmal zehn oder fünfzehn Minuten, in denen sie mich gerade nicht beobachteten.

Zwischendurch kam ich zum Verhör. In dieser Zeit wurde ich immer von demselben Mann verhört, aber sehr viel länger als gewohnt, bis zu fünfzig Stunden, schätzte ich. Mittendrin verschwand der Mann einfach und kam viele Stunden nicht wieder. Ich saß dann angekettet auf dem Stuhl oder kniete auf dem Boden, und sobald mir die Augenlider herabfielen, weckten mich Soldaten mit ein paar Schlägen. Einmal hatte ich über zwei Tage in diesem Verhörraum verbracht, bevor der Mann zurückkam.

Der Mann sagte, ich solle ihn Nico nennen. Nico fragte mich, ob ich meine Geschichte jetzt ändern wolle.

«Wenn du deine Geschichte änderst, kann ich dir helfen», sagte Nico.

Käfigtür auf, hinknien, Ketten ab. Das Escort-Team ging, das Escort-Team kam, Käfigtür auf, knien, Ketten an.

«Willst du mir etwas Interessantes erzählen? Dann kann ich dir einen schönen Platz zum Schlafen besorgen. Schön warm mit Matratze und Decke!», sagte Nico.

Tage, Nächte ohne Schlaf. Schläge, neue Käfige. Wieder dieses Stechen im ganzen Körper, wie von tausend Nadeln. Ich wäre gern aus meinem Körper ausgestiegen, herausgesprungen, aber es ging nicht.

«Wenn du mit mir zusammenarbeitest, kannst du ganz in Ruhe schlafen, solange du willst», sagte Nico.

Ich wusste gar nicht mehr, in welchen Block ich gerade kam. Manchmal zitterte ich, ohne Grund. Dann kam es mir vor, als würde ich meine Bewegungen, meine Hände, Arme und Beine wie in einem Traum sehen.

«Ich habe mich an die Metallpritsche gewöhnt», sagte ich Nico.

Manchmal hörte ich ein Klingeln, das gar nicht da war. Manchmal hatte ich einen dumpfen Ton im Ohr, der nicht mehr verschwand.

«Behalt dein Bett für dich, Nico!»

«Okay. Wenn es dir Spaß macht, kann es ja weitergehen», sagte Nico.

Als ich nicht mehr aufstand, schickten sie ein IRF-Team. Sie sagten, sie würden mich so lange schlagen, bis ich wieder aufstehe und in die nächste Zelle gehe. Aber ich war zu schwach. Ich spürte nur noch ein Sirren im Kopf, wie eine Sirene. Sie hoben mich auf, und meine Beine knickten ein. Während der letzten Tage der Operation wurde ich nur noch von ihnen getragen. Sie trugen mich von einem Käfig zum anderen, zu Nico und wieder in einen anderen Käfig. Daran erinnere ich mich, weil ich zwischendurch manchmal aufwachte.

Ich glaube, deswegen gaben sie es auf. Weil es den Wärtern zu viel Arbeit war, mich dauernd zu tragen. Es wurde ja mehr und mehr zu einer Strafe für die Wärter. Als ich erwachte, rechnete ich mit Hilfe anderer Gefangener aus, wie lange die Operation in meinem Fall gedauert hatte. Ich kam auf drei Wochen.

Ich war drei Wochen ohne Schlaf gewesen und wog nicht mehr als sechzig Kilo.

Im Laufe der Zeit wurde in der Isolation die Klimaanlage mal auf kalt gestellt, mal auf warm. Wenn man mich in einen der Isolationsblocks brachte, wusste ich vorher nicht, ob es jetzt heiß oder kalt werden würde. Ich wurde in den nächsten Jahren innerhalb von Camp Delta zwischen Camp 1 und Camp 2 hin- und herverlegt. Insgesamt, schätze ich, habe ich in Camp 1 rund achtzehn Monate verbracht und eine noch längere Zeit in Camp 2, vielleicht zwei Jahre. Den Rest der Zeit verbrachte ich in den Isolationsblocks Oscar, November und India sowie in Romeo und Québec, deren Isolationszellen mit Plexiglas ausgekleidet sind.

Man kann diese Zellen auch Öfen nennen. Die Sonne strahlt von oben auf das Blechdach, am Vormittag und am Nachmittag von der Seite direkt auf das Metall des Käfigs.

Ich denke, ich verbrachte insgesamt über ein Jahr allein in absoluter Dunkelheit, entweder in einem Kühlschrank oder in einem Ofen, bei wenig Nahrung. Einmal drei Monate hintereinander.

Die Regeln der Isolation wurden dabei alle paar Monate geändert. Mal durfte ich in der Nacht eine Decke haben, die ich am Morgen wieder abgeben musste. Mal bekam ich keine Decke. Mal gab es eine Matratze, ein andermal nicht. Dann erhielt ich zu essen, und bald bekam ich gar nichts.

Die Geschichte mit der Decke funktionierte so: Der Wärter erschien am Morgen, ich hatte die Decke schon zusammen gelegt und reichte sie ihm durch die Klappe, doch der Wärter rief ein IRF-Team und erklärte ihm, ich wolle meine Decke nicht abgeben. Dann stürmte das IRF-Team meine Zelle und schlug mich windelweich. Das machten sie besonders gern,

wenn ich schon fast einen ganzen Monat im Ofen geschmort oder im Kühlschrank gefroren hatte. Dann konnten sie sagen: Du hast gegen die Regeln verstoßen! Wir müssen dich bestrafen. So verlängerten sie meine Isolationshaft um weitere vier Wochen.

Ich wusste noch nicht, welchen Zweck sie damit verfolgten. Sie konnten mich doch auch gleich mehrere Monate in der Isolation lassen. Wozu diese Vorwände? Es lag ohnehin schon in der Macht der Vernehmer, wie lange sie mich und die anderen Gefangenen in der Isolation ließen. Wenn der Vernehmer den Wärtern nach dem Verhör sagte, ich müsse weitere vier Wochen in Isolationshaft bleiben, geschah das.

Ich wurde zurück ins Loch gesteckt, und dann hatte ich eben jedes Mal, wenn ich rauskommen sollte, meine Decke nicht abgeben wollen oder auf den Boden gespuckt oder einen Wärter beleidigt und blieb daher vier weitere Wochen in der Isolationshaft. Das einzige Gesetz, das es gab, waren sie selbst, egal, was in den unzähligen Papieren stand, die sie dauernd ausfüllten.

Irgendwann dachte ich, vielleicht geht es um genau diese Berichte, die sie schrieben. Darin würde stehen, er hatte eine Decke bekommen und sich geweigert, sie wieder abzugeben. Also war eine Bestrafung angeordnet worden, denn ich hatte ja klar gegen die Regeln verstoßen. Es musste ein IRF-Team gerufen und der Gefangene zur Vernunft gebracht werden. Daher musste er einen weiteren Monat in der Isolation bleiben, so entsprach es den Gesetzen. Ganz klar. Was konnten sie dagegen tun? Sollte der Gefangene doch seine Decke abgeben! So würde sich das lesen, dachte ich in der Dunkelheit und in der Kälte oder in der Hitze, falls das überhaupt irgendjemand lesen sollte. Und dieser Jemand würde natürlich nie davon ausgehen, dass die Wärter logen.

Das machte mich völlig verrückt. Je mehr ich darüber nach-

dachte, desto wütender wurde ich. Denn ich glaubte nicht, dass die Wärter das aus eigenem Antrieb taten, aus reiner Boshaftigkeit. Es war das Gesetz der Gesetze. Die Vorgesetzten mussten Gesetze machen, damit sie eines Tages würden sagen können: Wir hatten Gesetze, klare, faire Gesetze. Über das geheime Gesetz aber, nämlich alle Gesetze ständig zu brechen, würde nie jemand etwas erfahren. Ich würde in den Berichten immer als derjenige dargestellt, der die Gesetze gebrochen hatte. Darüber dachte ich sehr viel nach, in der Dunkelheit.

Sie hatten mir meine Freiheit genommen, sie hatten mir einen Teil meiner Jugend genommen, wertvolle Zeit, vielleicht die wichtigste meines Lebens. Sie hatten mir meine Familie genommen, meinen Pass und alle Rechte, sie nahmen mir die Sonne, meinen Schlaf und steckten mich in einen Kühlschrank oder in einen Ofen. Würden wir ohne Essen überleben, würden sie uns auch das wegnehmen. Sie gaben uns nur so viel, dass wir am Leben bleiben konnten. Das Einzige, das ich noch hatte, war die Luft, die ich atmete. Wenigstens diese, nach Rost und Generatorendiesel stinkende Luft konnten sie mir nicht nehmen, dachte ich.

Das war ein Irrtum.

Ich sollte in die *Rec-Area* kommen, um spazieren gehen zu können. Ein farbiger und ein weißer Soldat eskortierten mich. Ich war gerade in den Hofkäfig hineingegangen, da rief der weiße Soldat nach nur vier oder fünf Schritten:

«Komm wieder raus! Los, raus! Zurück in deinen Käfig!»

«Aber wieso denn? Ich bin doch gerade erst gekommen?»

«Deine Zeit ist um», sagte der weiße Soldat und lächelte. «Ich treffe hier die Entscheidungen, und ich sage: Du kommst jetzt zurück in den Käfig.»

«Okay», sagte ich.

Dann fesselten sie mich. Zurück im Käfig dauerte es nicht lange, bis der weiße Soldat wieder vor mir stand.

«Willst du duschen?», fragte er.

Vielleicht wollte er es wiedergutmachen, dachte ich.

«Okay, du kannst duschen», sagte er.

Sie führten mich zum Duschkäfig und nahmen mir die Fesseln ab. Aber es folgte die gleiche Schikane. Der weiße Soldat drehte das Wasser auf, noch während ich mich auszog. Kaum wollte ich mich drunterstellen, drehte er das Wasser ab.

«Deine Zeit ist um», sagte er.

Die beiden Wärter lachten.

«Du gehst wieder heim.»

«Okay. Ich geh wieder in den Käfig. Aber dieser Käfig ist gar nichts. Was glaubst du, wie dein Käfig in der Hölle aussehen wird?»

«An so einen Schwachsinn glaube ich nicht», sagte der Weiße. «Halt's Maul!»

Sie fesselten mich wieder, und wir liefen durch den Gang. Die anderen Gefangenen beteten schon. Der Wärter fing an zu pfeifen und hüpfte mit den Stiefeln auf die Beulen im Bodenblech, dass es knallte. Dann lief er sehr schnell und zog mich an der Kette hinter sich her wie ein Muli, und dabei schaukelte er mich an den Fesseln hin und her. Der farbige Wärter war hinter mir. Das machte mich jetzt endgültig wütend.

Ich blieb stehen.

«Nicht stehen bleiben!»

«Hör auf, mich so zu schaukeln.»

«Geh!»

Wieder riss er mich hin und her.

Das war genug.

Obwohl meine Hände ja an den Bauch gekettet waren, packte ich blitzschnell seine Hand, dann seinen Ärmel und arbeitete

mich bis zu seiner Schulter hinauf. Meine Handgelenke bluteten schon, aber das war mir jetzt egal. Ich wollte ihm zeigen, dass ich ihn fertigmachen konnte, ob mit oder ohne Handschellen. Ich hatte ihn schon am Kragen. Er versuchte einen Judogriff. Er schob sein Bein vor meine Hüfte, um einen Überwurf zu machen. Aber ich sprang mit den zusammengeketteten Füßen darüber, und dann warf ich ihn über die Hüfte zu Boden. Er krachte auf den Rücken. Ich hatte ihn mit seinem eigenen Trick gefällt. Ich stürzte mich auf ihn und schlug meine Stirn auf seine Nase. Sie blutete sofort, der Soldat stöhnte. Dann erwischte ich ihn mit dem Knie in den Rippen.

Das war alles sehr schnell gegangen. Der farbige Wärter riss mich an den Haaren, aber er schaffte es nicht, mich von dem Soldaten herunterzuziehen. Er trat mir gegen den Kopf und in den Rücken, aber ich ließ nicht ab. Der Wärter rannte weg.

Als er zurückkam, hörte ich die Stimme des Block-Sergeants.

«Stopp! Hör auf! Lass ihn los!»

«Okay», sagte ich, «ich lasse ihn los. Aber er soll seine Klappe halten. Dann lasse ich los.»

«Ich verspreche es», sagte der Sergeant.

Ich ließ den Soldaten los.

Kaum stand er wieder, riss er mich zu Boden und setzte sich auf mich. Der Sergeant und die anderen Soldaten hielten mich an Füßen und Händen fest und drückten meine Schultern und den Kopf zu Boden.

Jemand schrie: «Sie machen Murat fertig!»

Die Gefangenen brüllten und traten gegen die Türen.

«Ist schon gut», rief ich, «mir ist nichts passiert.»

Die Gefangenen im Block beruhigten sich wieder. Die Wärter steckten mich in meinen Käfig. Der Soldat, dessen Nase blutete, schloss ab.

«Du bist kein Mann! Du kannst nur Reden schwingen. Ich habe dich trotz Handschellen und Fußketten geschlagen», sagte ich.

«Du hast mich nicht geschlagen, du kannst mich gar nicht schlagen!»

«Was habe ich denn gerade gemacht?»

Ich wusch meine Hände und Füße und versuchte, T-Shirt und Hose vom Blut zu reinigen. Dann bereitete ich mich auf das Gebet vor. Ich verneigte mich und begann. Ich wusste ja, was jetzt passieren würde.

Das IRF-Team zog mich schnell aus der Zelle, raus durch den Gang ins Freie. Dort warteten sie auf die Papiere, um mich in die Isolation bringen zu können. Sie warfen mich auf den Boden und umringten mich.

«So machen wir das hier», sagte der Soldat, dessen Nase noch rot war.

«Du bist immer noch kein Mann», antwortete ich.

Dann spürte ich nicht mehr viel. Halb bewusstlos schleppten sie mich in den Block India.

Es war der erste Tag des Fastenmonats Ramadan, im Winter 2003.

Es war eine Isolationszelle wie immer, ausgestattet mit diesen Jahrmarktblechen. Ich war noch nie in India gewesen. Ich wunderte mich, dass es nicht kalt war. Aber ich merkte sofort, dass etwas nicht stimmte. Hier drin war keine Luft! Die Klimaanlage über der Tür brummte nicht. Und Luft konnte in diesen Raum nur durch die Klimaanlage kommen. Das war es: Sie hatten die Luftzufuhr einfach abgestellt!

Ich trat gegen die Guckklappe, damit sie sich ein Stück bewegte. Ich trat wieder und wieder dagegen – nichts passierte. War ich schon zu schwach geworden? Oder war die Klappe ein-

fach stabiler als in anderen Käfigen? Nach einigen Versuchen gab ich auf. Die Anstrengung raubte zu viel Sauerstoff. Die Wände waren mit Feuchtigkeit beschlagen, es war heiß.

Ich trat gegen die Zellenwand, um zu sehen, ob ich einen Nachbarn hatte. Ich hielt mein Ohr dicht an eine Stelle, an der die Schweißnaht brüchig aussah. Ich wusste schon, dass wir uns möglichst leise unterhalten mussten, sonst würden sie sofort CS-Gas in die Zelle sprühen. Oft genug hatte ich gar keinen Nachbarn in der Isolation gehabt, damit ich nicht reden konnte.

«*Salam alaikum*», sagte ich.

Keine Antwort. Ich trat wieder gegen die Wand.

«*Salam alaikum?*»

«*Alaikum salam!* Wer bist du?»

«Ich bin's, Murat!»

«Welcher Murat?»

«Murat, der Türke! Der Türke aus Deutschland ...»

«Lange nicht mehr gehört! Wie geht's dir?»

Ich erkannte die Stimme. Es war der Mann, den ich in X-Ray gesehen hatte. Der Mann, der keine vierzig Kilo mehr gewogen und auf seinen Tod gewartet hatte.

«Bist du Daoud? Abu Daoud?»

«Ja ...»

Plötzlich ging die Guckklappe auf. CS-Gas strömte in meine Zelle.

«Ruhe! Du darfst nicht reden!»

Das Gas brannte in meinen Augen, doch ich war jetzt neugierig. Ich freute mich, dass er noch lebte. Ich wollte wissen, ob er zugenommen hatte, aber ich konnte nicht mehr sprechen, weil ich husten musste und keine Luft mehr bekam. Ich konnte mehrere Stunden nichts mehr sagen. Immer wenn ich es versuchte, hustete ich und rang nach Luft. Ich trank Wasser, nach

Chlor stinkendes Wasser – es half nichts. Das Gas zog nicht ab. Die Zelle muss komplett isoliert gewesen sein. Ich hörte Daoud, wie er alle halbe Stunde klopfte und sagte:

«Murat! Murat? Bist du noch da?»

Wieder ging die Klappe auf. Nichts passierte. Sie wollten nur sehen, was ich machte. So kam etwas frische Luft herein, und ich fühlte mich daraufhin besser. Nach einer Weile versuchte ich wieder, mit Daoud zu reden. Sehr leise, denn eine weitere Ladung CS-Gas hätte ich nicht überstanden. Dann wäre ich erstickt. Ich klopfte an die Wand.

«Murat? Bist du noch da?»

Abu Daoud hatte zugenommen. Ich war glücklich darüber, es ging ihm besser. Dann konnte ich nicht mehr sprechen, ich musste wieder husten. Ich hatte keine Kraft mehr, mich auf den Beinen zu halten oder zu reden. Ich legte mich hin. Nach einer Weile auf der Pritsche bekam ich kaum noch Luft. Ich setzte mich auf den Boden. Vielleicht war es dort besser. Aber selbst das Sitzen wurde zu anstrengend. Ich legte mich auf den Rücken und drückte meine Nase ganz nah an die Ritze zwischen Boden und Wand, weil ich dachte, dort müsste doch etwas Luft hindurchkommen. Die Ritze war ja nicht mit Gummi abgedichtet. Ich atmete ganz langsam, aber das Atmen wurde zur Qual, es war, als würde die Luft, die ich einsog, schwer und immer schwerer. Mir wurde schwindlig.

Ich weiß nicht, ob ich irgendwann in Ohnmacht fiel. Vielleicht schlief ich, vielleicht wurde ich ohnmächtig. Ich merkte manchmal, dass ich wach wurde, als die Wärter gegen die Tür traten und die Klappe aufmachten.

Etwas Luft kam herein. Ich öffnete die Augen.

«Ja, der lebt noch.»

«Okay. Mach wieder zu.»

Ich blieb so liegen, bis sie zurückkehrten, nach Stunden. Ich

hatte mir vorgenommen, dieses Mal die Augen nicht zu öffnen. Damit etwas mehr Luft durch die Klappe in die Zelle kommen konnte. Die Klappe ging auf.

«India-2! Wach auf!»

Sie traten gegen die Tür. Ich hörte, wie die Wärter die Klappe schlossen und verschwanden. Dann hörte ich das Fußgetrappel mehrerer Wärter. Die Klappe ging wieder auf, und ich behielt die Augen geschlossen.

«Wach auf!»

Es war wie ein Schlag ins Gesicht. Sie spritzten mit hohem Druck Wasser auf mich. Es drang mir in die Nase und in den Mund. Ich sprang auf, die Luft war mir jetzt egal. Der Schlauch steckte in der Klappe. Ich hörte die Wärter lachen. Ich fiel um, der Strahl drückte mich an die Wand, dann war es vorbei. Lachend zogen die Wärter davon. Der Boden war voller Wasser. Ich legte mich auf die Pritsche. Aber da war keine Luft, und ich legte mich wieder auf den nassen Boden. Dort konnte ich etwas besser atmen. Ganz langsam floss das Wasser ab.

Es war Ramadan, und ich kriegte eine Scheibe Toastbrot und ein paar kleine Karotten oder einen viertel Apfel am Abend. Einmal eine viertel Birne. Ich dachte daran, wie wir uns am Ramadan abends zu Hause die Bäuche vollgestopft hatten. Ich bekam immer weniger Luft. Ich wurde ohnmächtig.

Ich wachte auf, wenn Wärter kamen. Die Klappe öffnete sich, und das rote Licht ging an. Dann kam etwas Luft herein. Manchmal stand ich auf, zum Gebet, aber ich wusste nicht, wann es Zeit dazu war. Viele Gedanken schwirrten mir durch den Kopf. Vor allem an Essen. Ich erinnerte mich daran, wie ich oft zum Frühstück alleine eine ganze Packung Toastbrot mit Wurst und Käse gegessen hatte. Jetzt kriegte ich dreimal täglich eine Scheibe. Ich dachte an meine Familie. Sie feierten jetzt sicher Ramadan

in Hemelingen. Aber was würde Mutter wohl zum Frühstück auftischen?

Ich wurde ohnmächtig. Die Klappe ging auf, ich öffnete die Augen und merkte, dass ich die Luft zum Leben noch nötiger brauchte als Essen oder Trinken.

Luft, nur Luft.

Am dritten Tag des Zuckerfestes nach Ramadan öffneten sie die Tür.

Es war Abend, als ich rauskam. Die Gefangenen in Camp 1 sangen islamische Lieder. Die Wärter traten gegen die Türen, sie sollten aufhören, aber sie sangen weiter. Der Wärter, den ich verprügelt hatte, begegnete mir im Gang. Er trug eine Sonnenbrille und tat, als würde er mich nicht beachten. Auf dem Weg in den Käfig begrüßten mich die Gefangenen.

«Wo warst du?»

«Isolation.»

«Welcher Block?»

«India.»

«Den ganzen Ramadan?»

Ich war 33 Tage in India-2 gewesen.

Sie hatten das System Guantanamo noch verfeinert. Ich verstand jetzt, dass ich mich in jedem Moment meines Lebens so elend, so verzweifelt wie nur möglich fühlen sollte. «*Maximum discomfort*», würden die Amerikaner sagen. Sie nahmen mir ständig weg, was mir hätte helfen können, mich an die Situation zu gewöhnen: Schlaf, Decke, Zeit, Bewegung, Essen, Luft.

Kaum hatte ich mich an meine neuen Nachbarn gewöhnt, kam ich in einen anderen Käfig oder in die Isolation. Sie übten rund um die Uhr maximalen Druck auf uns aus. Sie versuchten uns von allem zu trennen, was uns Kraft oder Vertrauen hätte geben können. Deshalb wurden wir ständig verlegt und ständig verhört.

Deshalb verhöhnten sie unseren Glauben und versuchten, uns auch von Allah zu trennen. Damit wir alle Hoffnung fahrenlassen sollten, aus dieser Hölle jemals wieder zu entkommen. Wir sollten so schwach und so klein wie möglich werden, damit sie in den Verhören vielleicht doch noch etwas herauskriegen oder uns einfach nur brechen konnten. Ich gab die Hoffnung nicht auf. Es ist ein Teil meines Glaubens, nie die Hoffnung zu verlieren. Wenn Allah es wollte, konnte ich jederzeit freikommen.

Eines Tages wurde ich wieder in den Container gebracht, der den ausländischen Vernehmern vorbehalten war. Der blonde, kräftige Deutsche saß am Tisch. Die beiden anderen waren nicht mitgekommen. Neben dem Deutschen saß ein Amerikaner. Der Deutsche hatte die Füße auf die Tischplatte gelegt und sah auf den Bildschirm seines Laptops. Daneben lagen deutsche Motorradzeitschriften. Ich freute mich. Die hat er mir mitgebracht, dachte ich, weil ich ihnen das letzte Mal erzählt hatte, dass ich gern Motorrad fuhr. Ich wurde am Stuhl festgebunden, er grüßte mich nicht. Er zeigte dem Amerikaner etwas auf dem Bildschirm. Dann flüsterten sie miteinander.

Das dauerte etwa zwei Stunden. Ich saß auf meinem Stuhl und wartete. Sie sagten gar nichts zu mir, und die Zeitschriften lagen zu weit entfernt, als dass ich darin hätte blättern können. Plötzlich hob der Deutsche seinen Kopf und sah mich an.

«Ja, Herr Kurnaz, jetzt haben Sie nach so langer Zeit, es sind nun fast zwei Jahre vergangen, wieder mal die Gelegenheit gehabt, mir zu beweisen, dass Sie unschuldig sind. Aber Sie haben es vermasselt. Sie haben die Zeit leider nicht genutzt.»

«Ich dachte, Sie stellen mir Fragen?»

«Ja, das haben Sie sich gut gedacht. Heute ist die Gelegenheit vorüber. Sie haben morgen noch eine letzte Chance. Aber ich habe nur wenig Zeit. Überlegen Sie sich gut, was Sie sagen.»

Dann verschwand er.

Am nächsten Morgen wurde ich wieder in diesen Raum gebracht. Der blonde, kräftige Mann saß an seinem Tisch und steckte wortlos eine CD-ROM in seinen Laptop. Er stand auf und zeigte mir Fotos auf dem Bildschirm. Fotos von Selcuk, heimlich gemacht offenbar. Auf einem betete Selcuk in einer Moschee. Das Bild war vom Boden aus aufgenommen worden. Vielleicht mit einer Uhr oder einem Handy, dachte ich. Auf einem anderen Foto saß Selcuk vor seiner Balkontür im Unterhemd und gähnte. Auf einem dritten unterhielt er sich mit Jugendlichen, und auf anderen verließ oder betrat er gerade eine Moschee.

«Sind Sie noch immer der Meinung, dass Sie mit uns zusammenarbeiten wollen?»

«Ja», sagte ich.

«Okay. Wir werden Sie benachrichtigen. Wahrscheinlich klappt es. Aber dafür müssen Sie kooperieren und alles erzählen.»

Er drückte auf eine Taste und fuhr den Laptop herunter. Dann legte er die Füße auf den Tisch und verschränkte kurz die Arme hinter dem Kopf.

«Machen Sie sich keine Gedanken. Sie sind doch auf einer karibischen Insel. Entspannen Sie sich.»

Er klappte den Laptop zu, stand auf und ging zur Tür. Dann drehte er sich noch einmal um.

«Wenn Sie wollen, sehen Sie sich die Motorradzeitschriften an.»

Ich warf einen Blick darauf. Sie waren vom April 2004.

Manchmal kamen die Iguanas in die Blocks. Einer krabbelte am Gitter meines Käfigs hinauf. Ich fütterte ihn mit Brotkrumen, und er fraß aus meiner Hand. Er schlief dann in einem Rohr über meinem Käfig. Ich sah ihn morgens daraus hervorschlüp-

fen. Manchmal kamen Landkrabben, sehr kleine Krebse. Auch sie mochten Brot. Ein Wärter erwischte mich, als ich den Iguana fütterte. Das bedeutete zehn Tage Isolation. Die mildeste Strafe.

Ich hörte wilde Schreie. Ich wusste, das konnte nur wieder eine Koran-Geschichte sein. Einer der Wärter hatte einen Koran genommen, ihn zu Boden geworfen und war darauf herumgetrampelt. Wir hörten nur das Geheul aus einem entfernteren Block, aber jeder wusste, was geschehen war. Noch am selben Abend zerriss ein Gefangener sein T-Shirt und versuchte sich zu erhängen.

Ich hörte, wie die Wärter in meinem Block nervös hin und her liefen, ich hörte die IRF-Teams und roch das CS-Gas. Der Gefangene wurde sofort entdeckt und weggebracht. Einige Leute hatten mit Selbstmord gedroht, falls der Koran wieder geschändet würde. So begann der neue Hungerstreik. Er wurde durchgesagt, von Block zu Block. Jeder wusste, dass sich fast alle daran beteiligen würden.

Ich aß zwanzig Tage lang nichts. Die letzten zwei oder drei Tage trank ich auch kein Wasser mehr. Es wurde mir einfach zu anstrengend, den Wasserhahn zu betätigen, man musste ihn kräftig herunterdrücken. Ich versuchte noch, die zwei Schritte, die ich in der Zelle tun konnte, zu gehen, aber irgendwann hatte ich auch dazu keine Kraft mehr. Das Hungern fiel mir immer schwerer, denn einige Nachbarn im Block aßen längst wieder. Ich roch das Essen, selbst wenn es kalt oder nur lauwarm war. Ich kämpfte mit mir, aber ich hatte mir vorgenommen, das durchzuziehen. Mein Glaube schrieb mir das nicht vor. Aber ich wollte, dass die Schändungen des Heiligen Buches ein Ende nahmen. Auch während des Hungerstreiks gingen die Verhöre weiter.

Als ich immer schwächer wurde, kamen sie und legten mich

auf eine Trage. Sie brachten mich in eine Sanitätsstation. Ich krallte mich an der Trage fest, und mein ganzer Körper verkrampfte. Ich hatte Angst, sie würden mir etwas abschneiden. Dann erschienen zwei Männer, sie trugen Uniform, aber auf dem Brustschild des einen stand das Wort «*Doctor*». Das machte mir wirklich Angst.

«Wirst du jetzt essen oder nicht?», fragte der Arzt.

«Nein.»

Sie knebelten mich und schoben mir einen Schlauch durch die Nase. Einige Male mussten sie abbrechen, weil sich der Schlauch mit Blut füllte. Ich wurde auf der Trage zum Verhör gebracht. Ein IRF-Team schlug zu, während ich noch auf der Trage lag.

Ich kam zurück in den Block. Inzwischen hatte einer der Emire etwas mit dem General abgesprochen. Sie hatten verhandelt, dass sämtliche Koranausgaben aus den Zellen genommen wurden, denn einige Gefangene hatten sich bereits in einen bedenklichen Zustand gehungert. Ich dachte, es war ihnen sicher auch zu viel Arbeit, uns mit diesen Schläuchen am Leben zu erhalten. Der Emir hatte verhandelt, und die Vorschläge des Generals wurden von Block zu Block diskutiert. Alle außer drei oder vier Gefangenen nahmen darauf wieder Nahrung zu sich. Der zweite Punkt der Abmachung bestand darin, dass sie während unserer Gebete nicht mehr die amerikanische Hymne spielen sollten. Eine dritte Bedingung war, dass wir gekochtes Essen bekommen sollten. Nach den Hungerstreiks präsentierten sie uns eine Speisekarte, auf der sehr exotische Gerichte standen. «Huhn thailändisch», «Lammcurry» oder «Türkische Pascharollen». Aber als wir die ersten Teller bekamen, sahen wir wieder nur auf dasselbe: Gemüse und Brot, zu einer Pampe vermischt, oder halbgekochter Reis mit Obststücken. Hatte auf dieser Karte «Mediterrane Hähnchenbrust» gestanden, so lagen nun ein paar

harte Kartoffeln und zwei zähe trockene Streifen Huhn auf dem Teller.

Ich aß wieder, was sie mir gaben. Zwei Tage lang. Dann konnte ich nichts mehr essen. Wenn ich auf die Toilette ging, hatte ich Blut im Urin. Mein ganzer Körper schmerzte, und ich bekam hohes Fieber. Ich konnte mich kaum noch bewegen. Selbst das Reden wurde mir zu anstrengend. Mein Nachbar sprach die Wärter darauf an, dass es mir nicht gutging. Es war Nuri, der Elektriker aus Izmir, den ich jahrelang nicht mehr gesehen hatte.

«Nuri. Ich will nicht auf die Krankenstation. Sag ihnen nicht, dass sie mich dort hinbringen sollen.»

«Murat, du musst dich behandeln lassen.»

«Damit sie mir irgendetwas abschneiden? Nein! Sag ihnen nichts. Ich bleibe hier!»

Wenn die Wärter kamen, sagte Nuri ihnen, dass ich noch geschwächt war vom Hungern und schlief. Am zweiten oder dritten Tag, nachdem ich das Fieber bekommen hatte, stand ich überhaupt nicht mehr auf. Ich versuchte, Nuri etwas zu sagen, aber es ging nicht. Ich konnte nicht einmal mehr meinen Kopf drehen.

Ich spürte, dass ich sterben würde.

«Murat? Hörst du mich noch?»

Spät in der Nacht rief er mich wieder.

«Murat ...»

Ich hatte nicht die Kraft, viel zu sagen.

«Hör zu. Es hat keinen Sinn mehr. Wenn du freikommst, sag meiner Familie, wie ich gestorben bin.»

Nuri schlug mit der Faust gegen die Maschen. Er weinte.

Dann wurde es still.

Ich weiß bis heute nicht, welche Krankheit ich hatte. Ich glaube, mein Körper konnte sich nicht mehr selbst reinigen aufgrund des Hungerstreiks. Während dieser Zeit war ich kaum auf der Toilette gewesen. Vielleicht war mein Körper einfach vergiftet. Vielleicht hatte er auch kein Essen mehr annehmen können. Ich muss noch einige Tage in der Zelle liegen geblieben sein. Ich erinnere mich, dass ich manchmal die Augen öffnete und die Decke betrachtete. Ich sah, dass es Tag war oder Nacht. An mehr erinnere ich mich nicht.

Ich erwachte auf einer Trage in der Krankenstation.

Über mir hing eine Flasche mit einer durchsichtigen Flüssigkeit. Darauf stand: «IV». Eine Nadel steckte in meinem Arm. Ich war schwach und hatte Schmerzen. Ich sah niemanden, nur ein Gerät, das piepte. Meine Hände und Füße waren in Ketten, aber sie waren noch intakt. Ich war erleichtert. Irgendwann nahmen sie mir die Schläuche ab. Jemand stellte mir Fragen. Ob ich als Kind krank gewesen sei. Welche Krankheiten das waren.

Ich konnte sitzen, ich konnte essen. Ich hatte überlebt.

Ich hörte sogar Musik.

Die Wärter hörten Rockmusik.

Spätestens seit der «Operation Sandmännchen», den verschärften Verhören und Isolationen, wusste jeder Gefangene, wer General Miller war und was wir ihm zu verdanken hatten. Er schritt oft mit einem Trupp Offiziere durch die Blocks, und dabei grinste er, als ob er sehr zufrieden sei. Er war ein älterer Mann, groß und nicht mehr ganz schlank, in seiner Uniform mit den vielen Sternen auf den Schultern lief er herum und verteilte Münzen an die Wärter und Blocksergeants. Einer der Sergeants war so glücklich darüber, dass er die Münze sogar einigen Gefangenen zeigte. Ich rief und fragte ihn, ob ich die Münze auch sehen dürfe.

«Eine Münze vom General! Er hat sie mir gegeben, weil ich gut bin», sagte er.

«Wirklich? Von General Miller?»

«Ja», sagte er und machte die Klappe auf.

Er drückte mir die Münze in die Hand. Darauf stand der Name des Generals, Geoffrey Miller. Darunter: Guantanamo. Es waren Sterne darauf und ein Spruch, etwa wie: «General Miller hilft, die Welt besser zu machen.»

Ich nahm die Münze, warf sie in die Toilette und drückte die Spülung.

«Was machst du da?», schrie der Sergeant.

Er rannte sofort raus und kam mit einem IRF-Team wieder. Nachdem sie mit mir fertig waren, griffen sie in das Toilettenrohr und versuchten, die Münze wieder herauszufischen. Sie war weg. Natürlich kam ich in die Isolation.

Ich saß schon einige Tage auf der Pritsche, als ich merkte, dass die Wärter die Guckklappe in Gesichtshöhe offen gelassen hatten, damit sie im Vorbeigehen hineinsehen konnten. Ich hörte Schritte im Gang und lugte hinaus. Ich sah, dass alle Guckklappen offen standen. Dann hörte ich einen der Gefangenen, er rief auf Arabisch: «Achtung, es ist Miller! Wenn ihr ihm was schenken wollt, dann bereitet euch ganz schnell vor und macht es jetzt!» Deswegen waren die Klappen offen – wegen Millers Visite.

Das war das Kommando. Ich wusste, was passieren sollte. General Miller war gekommen, den Block Oscar zu inspizieren, neben ihm liefen ein anderer General oder hoher Offizier und einige Captains.

Als sie etwa in der Mitte des Gangs angekommen waren, bewarf der erste Gefangene den General mit Fäkalien, die er mit etwas Wasser gemischt in einem Becher oder in einer Emarie-Verpackung aufgefangen hatte. Und er traf. Der General schrie auf, hielt sich die Arme schützend vors Gesicht und drehte sich

von der Tür weg. In diesem Moment bekam er aus der Zelle gegenüber eine Ladung ab. Er rannte den Gang hinunter zum Ende des Blocks. Auf seinem Weg haben alle ihre Becher rausgeworfen. Die anderen versuchten, den General abzuschirmen, und der Captain, der sich schließlich vor ihn stellte, blieb verschont.

Unsere Strafe schien vergleichsweise milde. Wir bekamen einige Tage kein Toastbrot mehr, und unsere Isolation wurde um einen Monat verlängert. Was hätten sie tun sollen, wenn sie uns nicht töten wollten?

Einige Wochen später sah ich Miller in einem Block von Camp 1. Er stolzierte wie immer durch den Gang.

«Was gehst du so arrogant? Jeder weiß, dass du Scheiße gefressen hast in Oscar», sagte ein Gefangener in sauberstem Englisch.

Miller wurde rot und beschleunigte seinen Schritt.

«Du heißt Miller? Wir haben einen besseren Namen für dich: *Mr. Toilet!*»

Die Gefangenen lachten. An diesem Tag gab es keine Mahlzeit mehr für den ganzen Block, und für etwa vierzig Tage wurde die Ration halbiert.

Seither hatte General Miller einen neuen Namen unter den Gefangenen.

Im Laufe der Zeit fand ich heraus, dass es unter den Wärtern auch welche gab, die uns wie Menschen behandelten. Einmal kam ein Wärter zu mir und brachte Toilettenpapier. Er sah mich an und sagte:

«Ich weiß, dass euer Gott euch Kraft gibt.»

«Bist du Moslem?», fragte ich.

«Nein», sagte er. «Aber das sehe ich doch. Ihr lebt schon so lange in diesen kleinen Käfigen, das hält doch kein Mensch aus.

Darüber reden wir manchmal. Ihr betet, und Gott hilft euch. Sonst würdet ihr ja durchdrehen. Wenn ich in diesem Käfig leben müsste, wäre ich schon nach ein paar Tagen krank.»

Das hat mich sehr gewundert.

Da war auch ein älterer Wärter, den ich bereits seit einiger Zeit beobachtete. Immer, wenn jemand geschlagen wurde, hielt er sich im Hintergrund und machte nicht mit. Selbst als er einem IRF-Team zugeteilt war, blieb er vor dem Käfig stehen und weigerte sich, den Gefangenen zu schlagen. Die anderen Soldaten beschimpften ihn dafür. Aber er schüttelte nur den Kopf.

An diesem Tag sprach ich ihn an.

«Ich möchte dich etwas fragen.»

«Bitte ...»

«Warum hast du vorhin da nicht mitgemacht?»

«Ich bin ein Mensch, genauso wie ihr. Was hier passiert, ist unmenschlich», sagte er.

Ich fand das beeindruckend.

Der Wärter erzählte mir, dass er einen Freund hatte, der in Vietnam gewesen war und dort in Gefangenschaft geriet. Nachdem er freigekommen war, hatte er ihm von der Haft und von der Folter berichtet.

«Ich weiß, was mein Freund durchgemacht hat. Das darf nicht wieder passieren. Dass unsere Regierung jetzt dasselbe mit euch macht, was die Vietnamesen mit den amerikanischen Gefangenen gemacht haben, ist einfach unfassbar. Das ist schrecklich!»

Ich traf ihn manchmal wieder in den verschiedenen Blocks, aber ich konnte nicht mehr mit ihm sprechen.

Es gab einen Wärter, der etwa Mitte dreißig war. Wenn er Essen verteilte, fragte er mich immer, ob ich einen Extrateller haben mochte. Mit ihm habe ich auch einige Male gesprochen. Er sagte ganz offen, dass es ihm nicht passte, was hier in Guantanamo geschah. Er hatte sich vor langer Zeit verpflichtet, und

hätte er das damals gewusst, wäre er niemals zur Armee gegangen, sagte er.

«Als ich hier ankam, erklärten uns die Vorgesetzten, dass ihr alle Killer und gefährliche Terroristen seid. Sie zeigten uns Filme über den 11. September und bildeten uns mehrere Wochen aus. Immer wieder schärften sie uns ein, wie gefährlich ihr seid. Am Anfang habe ich das geglaubt. Aber dann sah ich euch beten und den Koran lesen. Ich habe festgestellt, dass viele von euch sehr freundlich sind. Ich kann euch sogar vertrauen. Ihr nehmt keine Drogen, ihr klaut nicht, und ihr geht nicht fremd. Das habe ich früher alles nicht gewusst. Ihr teilt euer Essen, obwohl ihr alle großen Hunger habt», sagte er.

«MP», «*Military Police*» stand auf dem Abzeichen an seinem Arm. Dieses Abzeichen trugen alle Wärter, aber dieser Wärter war anders. Er sagte, Präsident Bush habe das Ansehen Amerikas in der Welt ruiniert.

«Jetzt kenne ich die Wahrheit. Ich habe sie mit eigenen Augen gesehen. Ich habe nur noch wenige Tage zu dienen. Dann bin ich mit der Armee fertig», sagte er.

An seinem letzten Tag hatte er in meinem Block Dienst. Er kam zu mir und sagte:

«Murat, ich habe nur noch zwei Stunden.» Er war ganz aufgeregt.

Dann kam er wieder und sagte: «Nur noch eine Stunde.»

Als die Zeit fast um war, tauchte er wieder auf, stellte sich vor meine Käfigtür und sah auf seine Uhr. Einige andere Wärter standen etwas abseits. Er rief sie.

«Hey, seht her, was ich jetzt mache!»

Die Wärter kamen näher, er blickte auf seine Uhr und begann zu zählen.

«Fünf, vier, drei, zwei ...»

Bei null nahm er die Armbinde ab. Er führte sie zu seinem

Gesäß und machte zum Entsetzen der Wärter eine Bewegung, als wollte er sich damit den Hintern abwischen. Dann warf er die Binde auf den Boden und trat drauf.

«Ich bin kein MP mehr!»

Er trampelte darauf herum wie die Wärter auf dem Koran.

«Seht ihr? So!»

Ich weiß nicht, ob er dafür bestraft wurde. Am Abend kam er nochmal zu meinem Käfig, ich saß gerade auf dem Boden, und er hockte sich vor meine Tür.

«Tut mir leid, ich habe sehr gehofft, dass du freikommen würdest. Ich wollte mich noch von dir verabschieden.»

Er hatte Tränen in den Augen.

«Ich werde versuchen, euch zu helfen, wenn ich wieder in Amerika bin.»

Er steckte seine Finger durch die Maschen. Wir verabschiedeten uns. Ich bedankte mich für seine Freundschaft und die vielen Extra-Portionen, die er mir gegeben hatte.

Ich habe ihn leider nie nach seinem Namen gefragt.

Im September 2004 brachte mir ein Wärter einen Brief in meinen Käfig. Darin stand, ich solle in Guantanamo vor ein Militärtribunal gestellt werden. Ich sollte vor Gericht kommen? Nach so langer Zeit und all diesen Verhören? Das Tribunal nannte sich *Combatant Status Review Tribunal*. Ein Tribunal, das feststellen sollte, ob ich den Status eines feindlichen Kämpfers besaß. Aber ich hatte doch nie gekämpft! Vielleicht würde das Gericht genau zu diesem Schluss kommen – und mich freisprechen? «George W. Bush, Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, gegen Murat Kurnaz, Antragsteller» stand da.

Zwei Wochen später wurde ich abgeholt. Die Verhandlung fand in einem Verhörraum statt. War das wieder ein Trick? Nein. Das waren keine Vernehmer. Da saßen drei hohe Militärs an ei-

nem langen Tisch, ich konnte es an ihren Schulterklappen und an den Brustabzeichen erkennen. Es waren zwei Colonels und ein Lieutenant, las ein Mann vor, der an einem Tisch im rechten Winkel zu den Richtern saß und einen Recorder vor sich hatte. Ihm gegenüber saß an einem weiteren Tisch ein Mann, der Türkisch sprach.

Er sagte, einer der drei Militärs sei mein Anwalt. Die anderen waren der Richter und der Staatsanwalt.

Der Mann in der Mitte, der Richter, las etwas vor, von dem ich nicht einmal die Hälfte verstand. Als der Übersetzer das wiederholte, fielen mir zwei Fehler auf. Zum einen hatte der Richter erklärt, ich sei von der Polizei in Pakistan zu Selcuk befragt worden. Das war falsch. Zum anderen hieß es, ich sei von Pakistan in das Militärlager nach Bagram gebracht worden, obwohl ich doch in Kandahar gewesen war. Wie konnte einem Gericht solch ein Fehler unterlaufen?

Der Übersetzer meinte, ich dürfe erst später etwas fragen.

Ob ich begreifen würde, was das Gericht sagte?

«Ja.»

Der Richter las weiter, und dann sagte er etwas, das ich schon auf Englisch verstand:

«Der Gefangene steht in Verbindung mit einem Individuum, das später in ein Selbstmordattentat verwickelt war. Selcuk Bilgin ist der Selbstmordbomber ...»

«Selbstmord? Bomben?»

«Sie können sich gleich noch dazu äußern», sagte der Übersetzer.

«Möchten Sie eine Aussage machen?», fragte der Richter.

Ich war erschüttert. Selcuk ein Selbstmordattentäter? Ich fragte das Gericht, wann und wo das geschehen sein sollte. Das dürften sie mir nicht sagen, antwortete der Richter.

Ich verstand die Welt nicht mehr. Aber diese Leute logen ja

nicht. Es war schließlich ein Gericht. Selcuk war tot? Und er hatte viele Menschen getötet?

«Ich bin hier, weil Selcuk sich in die Luft gesprengt hat? Das wusste ich nicht. Ich wusste nicht, dass er ein Terrorist war. Wir haben zusammen trainiert und in der Moschee gebetet. Wir hatten Hunde. Deswegen waren wir Freunde. Er war wie ein großer Bruder für mich. Ich wusste nicht, dass er so etwas tun würde. Falls er sich verändert hat, habe ich nichts davon bemerkt. Er hat nie mit mir über so etwas geredet. Solche Freunde brauche ich nicht! Meine Religion ist friedlich», sagte ich.

Der Richter fuhr fort.

Dann fragten sie mich, was ich in Pakistan wollte.

Ich erklärte, warum ich dorthin gereist war.

Nachdem ich am Flughafen in Karatschi vergeblich auf Selcuk gewartet hatte, kaufte ich mir eine Telefonkarte, aber die Karte funktionierte nicht, jemand hatte mich hereingelegt. Erst die zweite Karte funktionierte. Ich rief Selcuks Frau an, aber sie legte auf. Zweimal. Dann flog ich nach Islamabad, um Hassan zu treffen, den ich im Flugzeug kennengelernt hatte. Doch ich konnte ihn nicht finden, denn die Adresse, die er mir gegeben hatte, war falsch. So fuhr ich allein zum Mansura-Center nach Lahore. Man sagte mir, der Leiter des Centers sei nicht da, ich solle aber dort übernachten und am nächsten Morgen mit ihm reden. Am Morgen bekam ich ein Frühstück, der Leiter war allerdings immer noch nicht da. Dann wurde mir im Büro des Centers erklärt, sie würden mich nicht aufnehmen. Ich sei Ausländer, es sei zu gefährlich; ich solle wieder nach Hause gehen. Was sollte ich tun?

An diesem Morgen, es war der 7. Oktober 2001, war der Krieg in Afghanistan ausgebrochen.

Ich war enttäuscht, und ich wollte nicht sofort zurück nach

Hause. Ich war entschlossen zu bleiben. Die Tablighis in Bremen hatten mir erzählt, dass ihre Glaubensbrüder in Pakistan auch in kleinen Gruppen von Moschee zu Moschee zögen und dort studierten. Dann würde ich mich ihnen eben anschließen. Ich wollte jedenfalls nicht aufgeben.

Ich nahm einen Bus, der nach Islamabad fuhr. Dort ging ich in eine Moschee, und ich traf eine Gruppe Tablighis. Sie waren zunächst misstrauisch, weil ich aus Deutschland kam. Vielleicht hielten sie mich für einen Journalisten. Dann lernte ich Mohammad kennen. Er war neugierig und sprach gut Englisch und sogar etwas Türkisch. Wir schlossen uns den Tablighis an und schliefen in verschiedenen Moscheen. Es stießen immer neue Tablighis dazu, andere verließen uns wieder. Manchmal waren wir zehn, manchmal dreißig. Fast den ganzen Tag hatten wir Unterricht. Dazwischen lief ich durch die Stadt und sah mir die Märkte an, die Kung-Fu-Schulen und Schlangenbeschwörer.

Das Gericht fragte mich, ob ich von den Tablighis Essen bekommen habe. Ja, sagte ich. Jeden Abend gingen ein paar Leute los, um auf dem Markt für alle einzukaufen. Es war unglaublich billig. Und jeden Abend stritten wir darum, wer von uns losziehen durfte. Das war Tradition, sagte Mohammad.

Der Richter wollte wissen, wann und wo ich festgenommen wurde und was mich die pakistanische Polizei gefragt hatte.

Darüber war ich erstaunt. Wussten sie es nicht?

Zwei Wochen nach der Verhandlung wurde ich von einem Escort-Team abgeholt und erneut vor das Tribunal gestellt. Der Richter verlas das Urteil: Ich sei ein feindlicher Kämpfer und würde als gefährlich eingestuft.

Zur Begründung sagte der Richter, ich sei ein Mitglied der Al-Qaida-Organisation. Als Beweise führte er an, dass ich ein en-

ger Freund eines Selbstmordattentäters gewesen sei und zu den Jama'at al-Tablighi gehöre, weil ich von dieser Gruppe Unterstützung und Essen bekommen hatte.

«Ich möchte wissen, ob ich hierbleiben muss oder ob ich nach Hause kann ...», sagte ich.

«Herr Anwalt, haben Sie noch Fragen an den Gefangenen?»

«Nein.»

Er hatte ohnehin so gut wie nichts gesagt.

IX. GUANTANAMO BAY, CAMP ECHO

Im Oktober 2004 wurde ich von Camp 1 nach Camp Echo verlegt. Ich hatte davon gehört. Es war ein reines Isolationscamp.

Ich wusste nicht, wohin es gehen würde, und die Wärter verbanden mir die Augen, was ja alles bedeuten konnte, selbst einen Flug in die Türkei oder nach Deutschland. Ich wurde vermutlich in einem vollständig gedämmten Kleinbus transportiert, ein Gefühl wie in einem rollenden Bunker. Alles, was ich berührte, war aus Metall. Hoffentlich geht es nicht in die Türkei, dachte ich noch.

Nach zehn Minuten hielt der Wagen, und wir stiegen aus. Ich hörte keine Geräusche von Gefangenen, nur das Öffnen einer Holztür und einiger Metalltüren, dann nahm man mir die Augenbinde ab. Ich befand mich in derselben Art Käfig wie in Camp 1 und 2, nur war sie kleiner und stabiler, mit Navy-Toilette und Waschbecken aus einem Guss. An der Decke befand sich eine Kamera hinter Plexiglas. Auf die Metallgitter waren weitere engmaschige Gitter geschweißt. Hier würde mich nicht einmal mehr eine Spinne besuchen können, und von der Außenwelt war kaum etwas zu erkennen. Direkt vor dem Käfig befanden sich ein Tisch und ein Stuhl, darunter der Ring im Boden. Dahinter war eine Wand mit einer Tür, durch die in einiger Entfernung ein zweiter Käfig mit Tisch und Stuhl davor zu erkennen war. Meine Isolation war perfekt.

Später erfuhr ich, dass Camp Echo aus einem Dutzend kleiner Holzhäuser bestand – jedes davon beherbergte zwei Käfige.

Was sollte ich hier? War das eine neue Art der Bestrafung? Ich hatte gehört, dass einige Gefangene schon jahrelang in Camp Echo verschwunden waren, und keiner von uns wusste, ob sie überhaupt noch lebten. Das war ja der Zweck von Camp Echo: Die Gefangenen verließen niemals ihren Trakt. Man konnte sie direkt vor ihrem Käfig verhören, und neben jedem Käfig war eine eigene kleine Duschzelle. Würde ich nun die nächsten Jahre hier verbringen müssen?

Die Wärter kamen nur noch dreimal am Tag, um das Essen zu bringen. Aber meist ließen sie eine Mahlzeit aus, und nachts weckten sie mich nicht mehr so häufig.

«Steh auf!»

«Wieso denn?»

«Du kriegst Besuch.»

«Besuch? Wer will mich schon besuchen?»

Ich war neugierig. Sicher wieder ein Vernehmer, der eigens aus Washington kam, um mir zu «helfen». Ich war gespannt, welchen Trick sie diesmal ausprobieren würden.

Ein dicker Mann im Anzug, Mitte dreißig, kam durch die Tür. Er trug eine Brille. Die Wärter ketteten mich am Boden fest und ließen uns an dem Tisch vor meinem Käfig allein. Der Mann schwitzte stark. Sein Hemd war völlig durchnässt, und er kramte ein Taschentuch aus seiner Hose hervor, um sich damit die Schweißperlen von der Stirn zu wischen.

«Hallo.»

Der dicke Mann legte seine Brille ab und fummelte an ihr herum. Er schien nervös.

«Ich bin dein Anwalt», sagte er auf Englisch.

«Mein Anwalt? Was für ein Anwalt?» Ich musste lachen. «Du bist Anwalt?»

«Ich habe einen Brief von deiner Mutter ...»

Ich dachte, jetzt sind sie völlig durchgedreht. Aber ich wollte herausfinden, was sie vorhatten.

«Lass mich sehen ...»

Es war tatsächlich ein Brief von meiner Mutter. Ich erkannte ihre Handschrift sofort.

«Mein lieber Sohn, ich bin's, deine Mutter, ich hoffe, dass es dir gutgeht. Diesem Mann, Baher Azmy, kannst du vertrauen. Er ist dein Anwalt.»

Ich war fassungslos. Mein erster Brief nach fast drei Jahren! Die erste Nachricht von Mutter! Mehr durfte sie wohl nicht schreiben, sonst hätte der Brief die Kontrolle nicht passiert.

«Woher hast du das?»

«Ich habe deine Mutter getroffen», sagte der Mann.

«Wo denn?»

Er erklärte, ich hätte schon seit Jahren einen Anwalt in Deutschland, er sei mein Anwalt in Amerika und habe bereits meine Familie in Deutschland besucht. Mit meiner Mutter sei er sogar in der Türkei und in Washington gewesen.

In Washington?

Ich war misstrauisch. Vielleicht war er doch nur ein Vernehmer, der Mutters Brief für seine Zwecke ausnutzte?

«Woher weiß ich, dass du der Anwalt bist, von dem in diesem Brief die Rede ist?»

Er kramte alles Mögliche aus seinen Taschen hervor. Ausweis, Papiere, einen Gefängnispass. Der Name stimmte, überall.

«Du musst mir glauben», sagte er.

«Das sagen alle!»

«Leider sind die Regeln hier überaus streng. Ich muss alles, was du mir sagst, aufschreiben und ihnen zeigen. Und ich kann nicht immer kommen, wenn ich es möchte. Es ist sehr schwierig.»

«Okay. Du kannst ein Anwalt sein oder nicht. Papiere kann

man fälschen. Ich habe sowieso nichts zu verbergen, ich erzähle dir alles, was du wissen willst.»

«Ich kann deine Skepsis verstehen», sagte er.

Der Mann, der sich als mein Anwalt ausgab, zeigte mir ein Faltblatt einer türkischen Menschenrechtsorganisation. Darin waren Fotos von mir abgedruckt, unter anderem ein Passbild, das mich mit siebzehn oder achtzehn Jahren zeigte. Ich hatte noch ganz kurze Haare und keinen Bart. Es gab auch ein Foto von meiner Mutter vor einem großen weißen Haus. Der Text dazu lautete: «Rabiye Kurnaz spricht mit den amerikanischen Medien vor dem Gebäude des Supreme Court in Washington». Auf einem anderen Foto weinte sie. Darunter stand: «Jeder von uns könnte in der Hölle von Guantanamo sein».

Ich wurde traurig, aber die Neugier siegte.

Ich las, dass es Menschen gab, die sich für mich einsetzten! Ich studierte die Broschüre gleich mehrmals und lernte den Text auswendig. Die türkische Regierung habe gegen ihre eigenen Gesetze verstoßen, stand dort, weil sie es versäumt hatte, mich hier herauszuholen. Ich musste an den Besuch der Türken denken und an das Theater, das sie mir vorgespielt hatten. Aber weiter unten auf dem Blatt war zu lesen, dass ich unschuldig sei. Es gab tatsächlich Leute, die an meine Unschuld glaubten?

Da wurde mir klar, dass meine Mutter alles versucht hatte, mich zu retten. Auch wenn es bisher vergeblich gewesen war, wusste sie doch, wo ich mich befand und dass ich noch lebte. Das war das Wichtigste. Jetzt begann ich zu glauben, dass ich tatsächlich einem Anwalt gegenübersaß. Diese Bilder konnten sie unmöglich gefälscht haben. Trotzdem musste ich mir meine Worte gut überlegen, er hatte mich ja gewarnt. Außerdem hörten die Amerikaner sicher mit. Von der Folter erzählte ich deshalb erst einmal nichts. Ich dachte, dabei könne er mir ohnehin nicht helfen.

«Ich erwarte nur Hilfe von Allah», sagte ich zu ihm. «Aber mit Allahs Hilfe wirst du der *Sebeb* sein.»

«Der was?»

«Der Grund, die Ursache. Der Bote für meine Freilassung.»

Baher Azmy nickte. Er schien erleichtert.

«Ich mache dir einen Vorschlag. Wenn du etwas für mich tun willst, dann kannst du gleich anfangen», sagte ich.

«Und womit?»

«Bring mir das nächste Mal Kaffee mit. Ich habe jahrelang keinen Kaffee mehr getrunken. Wenn du das schaffst, sehen wir weiter. Wenn du das nicht schaffst, kannst du mich auch nicht freibekommen.»

«Ich weiß nicht, ob ich das kann, aber ich werde es versuchen ...»

«Mit sehr viel Zucker», sagte ich.

Das war mein erster Privatbesuch seit meiner Gefangennahme gewesen.

Ich griff nach Mutters Brief und vergrub ihn in meiner Hand. Zurück im Käfig, steckte ich ihn so unter meine Kleidung, dass es die Kamera nicht sehen konnte. Aber sie nahmen ihn mir noch in derselben Nacht bei einer Durchsuchung ab.

Ich dachte viel nach in jener Nacht. Konnte ich dem Mann wirklich trauen? Ließ sich eine solche Broschüre fälschen? Waren die Bilder meiner Mutter vielleicht doch manipuliert? Aber ich hatte ja nichts zu verheimlichen, das mussten sie in all diesen Jahren doch begriffen haben!

Am nächsten Morgen brachte mir der Anwalt einen Becher Kaffee und eine heiße Apfeltasche. Auf den Behältern stand: McDonald's. Ich staunte. Hatten die Wärter einen eigenen McDonald's dort draußen? Der Anwalt kramte mehrere Zuckertüten aus seiner Hosentasche. Der Mann hat sich schon gelohnt, dachte ich.

Er hatte Nachrichten für mich. Zeitungsartikel, die er im Internet gefunden und ausgedruckt hatte. «New York Times», «Washington Post», «Spiegel» und «Stern». Da war ein Krieg im Irak. Saddam Hussein wurde in einem Erdloch gefunden. In Asien gab es eine Flutkatastrophe. Und in Deutschland schon lange eine neue Währung, den Euro.

Ich verschlang jede Seite. Manche Nachrichten waren bereits nicht mehr aktuell, aber für mich waren sie neu. In Guantanamo wussten wir von gar nichts. Plötzlich stieß ich auf einen Bericht, in dem etwas über mich zu lesen war, mit einem Foto von mir. Unter dem Foto, es war dasselbe Passbild wie auf dem türkischen Faltblatt, stand: «Der Bremer Taliban». Der Bremer Taliban? Das machte mich wütend. Glaubten die Leute in Deutschland wirklich, ich sei ein Taliban? Ich hatte den Deutschen im Verhör doch meine ganze Geschichte erzählt. Hatten sie das denn nicht überprüft? Und weitergegeben? Azmy zuckte mit den Schultern. Es überraschte ihn, dass ich von deutschen Beamten besucht worden war. Ich beschloss, mich nicht weiter darüber zu ärgern, was irgendwer über mich schrieb. Ich wollte freikommen. Nur das war wichtig.

«Wo steht das über Selcuk?», fragte ich ihn.

«Über Selcuk?»

«Ja, mein Freund aus Bremen, der mit mir kommen wollte. Wo steht, dass er sich in die Luft gesprengt hat? Ich kann das in den Artikeln nicht finden ...»

«Selcuk Bilgin? In die Luft gesprengt? Wieso denn?»

«Er hat ein Selbstmordattentat verübt. Ich weiß nicht, warum und wo. Die Amerikaner haben das gesagt, im Tribunal.»

Baher schien wieder sehr erstaunt. Selcuk ein Selbstmordattentäter? Das hielt er für ausgeschlossen. Wenn sich ein Deutscher oder Deutschtürke irgendwo in die Luft gesprengt hätte,

dann wüsste er davon. Die Presse in Deutschland und in Amerika hätte darüber berichtet.

Ich war völlig fertig. Wieso hatte das Gericht dann so etwas behauptet?

Baher sagte, vielleicht hätten sie Selcuk mit einem anderen Selbstmordattentäter verwechselt. Das könne nur ein Irrtum sein.

«Und deshalb bist du hier?»

«Ja, und weil ich von den Tablighis Essen bekommen habe.»

Baher schüttelte den Kopf und machte sich Notizen.

Wir sagten eine Weile gar nichts.

«Wo habt ihr denn Hofgang?», fragte Baher.

«Draußen im Käfig.»

«Den habe ich gar nicht gesehen.»

«Was hast du denn draußen gesehen?»

«Zwei Camps, Container, ah ja, und da war ein kleiner Käfig mit einem Gefangenen in der Mitte eines Camps.»

«Das ist der Hofgang», sagte ich.

Baher stand auf. Er ging zu meinem Käfig und sah vorsichtig hinein.

«So lebst du?»

Ich nickte.

«Jahrelang? Ich kann nicht glauben, dass man Menschen so etwas antut. Wie hält man das aus? Was hast du all die Jahre gemacht?»

«Ich habe gewartet.»

Baher Azmy besuchte mich mehrere Tage hintereinander, und jedes Mal brachte er mir neue Nachrichten mit, die ich begierig las. Nur einmal kam er nicht, weil er an diesem Tag neue Schuhe trug, Sommerschuhe. Die Wärter hatten ihm gesagt, so dürften sie ihn nicht hineinlassen, der Gefangene könne ihm auf die Füße treten und ihn verletzen. Darüber lachten wir beide.

Wir verstanden uns sehr gut. Baher ist in Ägypten geboren und in den USA aufgewachsen. Er war mit fünfunddreißig Jahren schon Jura-Professor. Ich erzählte ihm alles, was er wissen wollte, er notierte sich fast jedes Wort. Baher sagte, er werde mir schreiben, er werde zurückkehren und versuchen, mich freizubekommen. Er könne nichts versprechen. Aber ich vertraute ihm jetzt. Meiner Familie wollte er eine Nachricht überbringen. Ich diktierte ihm ein paar Zeilen an Mutter, dass es mir sehr gut gehe. Dann unterschrieb ich eine Vollmacht für ihn, damit er als mein Anwalt auftreten konnte. Schließlich verabschiedete er sich und ging.

Später erfuhr ich, dass ich zu den ersten drei Gefangenen in Guantanamo gehörte, die Besuch von einem Anwalt bekommen hatten, die anderen beiden waren Engländer. Ich sah Azmy noch bei drei weiteren Besuchen. Erst nach meiner Freilassung erzählte er mir, dass er ein weiteres Mal in Guantanamo gewesen war, doch die Amerikaner hätten ihm gesagt, ich würde mich weigern, ihn zu empfangen.

Einige Tage nachdem Azmy gegangen war, wurde ich wieder nach Camp 2 verlegt.

«Hey, Murat, wo warst du denn?», fragte Salah.

«Ich habe Besuch gehabt. Von meinem Anwalt aus Amerika.»

Einige lachten.

«Quatsch. Die haben dich auf den Arm genommen», sagte Salah.

«Er hat mir Nachrichten mitgebracht», sagte ich.

Da wurden sie alle neugierig, und ich versprach, nach dem Abendgebet alles zu erzählen.

Wichtige Nachrichten fanden ihren Weg von Camp zu Camp, indem der Letzte in einem Block die Nachricht in der Nacht, wenn

die Generatoren für eine kurze Zeit stillstanden, in Richtung des Fensters schrie. Brüllte der letzte Gefangene in Block Alpha, so laut es ging, konnte ihn der erste in Block Bravo verstehen. Die Nachrichten wurden innerhalb des Blocks weitergeleitet und in den darauffolgenden Nächten in den nächsten Block geschrien. Das konnte viel Zeit in Anspruch nehmen. Denn natürlich kamen sofort Wärter und danach ein IRF-Team, und natürlich wurden die Gefangenen, die geschrien hatten, dafür bestraft. Aber die Nachrichten waren durchgedrungen.

Es war klar: Wenn ich mit meinen Neuigkeiten fertig wäre, müssten andere diesen Job übernehmen. Denn ich wusste, dass ich schon nach wenigen Minuten in die Isolation kommen würde.

Ich teilte die Nachrichten in zwei Kategorien: das Lager betreffende und Weltnachrichten. Und ich hatte etwas zu erzählen: Es hatte Krieg im Irak gegeben, die Amerikaner waren siegreich, aber es gab jeden Tag Tote im Bürgerkrieg und eine neue Regierung in Afghanistan. Neuigkeiten auch über Guantanamo: Eine Richterin in den USA hatte erklärt, die Militärtribunale seien rechtswidrig, und George Bush hatte geantwortet, wir Häftlinge seien alle gefährliche Mörder und nicht mit anderen Gefangenen zu vergleichen. In einem von Bahers Zeitungsberichten fiel mir ein absurdes Bild auf: Ein amerikanischer Politiker hatte sich mit Essen fotografieren lassen, einem halben Hähnchen, Kartoffeln und Salat, dazu Suppe, Cola und Eiscreme. Er machte einen sehr vergnügten Eindruck. Das alles, so behauptete er in dem Artikel, würden wir in Guantanamo zu essen bekommen. Jeden Tag. Unter dem Foto stand: «Ist Hähnchen Folter?»

Ich konnte darüber nur den Kopf schütteln. In all den Jahren hatte ich so etwas nicht einmal im Traum gesehen. Diese verdammten Lügen! Wir würden behandelt wie amerikanische Gefangene, war in diesen Berichten zu lesen, unsere Menschen-

rechte würden respektiert. In anderen Artikeln stand aber auch, dass es in Amerika Leute gab, die sich für uns einsetzten und öffentlich die Vermutung äußerten, wir würden in Guantanamo gefoltert.

Um die Neuigkeiten zu verbreiten, sprach ich auf Englisch, so schnell ich konnte, die arabische Übersetzung würde Salah übernehmen. Es dauerte nicht lange, und die Wärter besprühten mich mit CS-Gas. Ich hielt mir die Hände vors Gesicht, verkroch mich in eine Ecke und redete weiter, bis das IRF-Team kam.

Ich landete in Block India. Sie stellten die Klimaanlage ab. Maximalstrafe. Ich legte mich gleich auf den Boden, um meinen Luftverbrauch auf ein Minimum zu reduzieren. Ich wusste, ich würde jetzt mindestens einen Monat kaum noch atmen können. Ich erinnere mich nicht mehr an vieles aus dieser Zeit, aber eines der Verhöre, in denen ich wenigstens wieder Luft bekam, ist mir im Gedächtnis geblieben.

«Weißt du, was du falsch gemacht hast?», sagte der Vernehmer.

«Erzähl du es mir.»

«Du hast den anderen vom Dschihad erzählt und sie aufgestachelt! Wir wussten gar nicht, dass du so gut Reden schwingen kannst über den Dschihad.»

So ein Unsinn.

«Ihr wisst genau, was ich erzählt habe. Ihr habt doch eure Wanzen in den Blocks.»

«Welche Wanzen?» Der Vernehmer stand auf.

«Ich habe gehört, du hattest Besuch. Von deinem Anwalt, nicht wahr?»

«Was geht dich das an?»

«Ich möchte dich nur warnen: Bist du sicher, dass er ein Anwalt ist? Ich hoffe, du hast nichts unterschrieben.»

«Doch.»

«Deine Entscheidung. Weißt du, was du da unterschrieben hast?»

«Was?»

«Das wirst du schon sehen.»

Sechs Wochen später kam ich zurück nach Camp 2. Da waren sämtliche Nachrichten, die ich von Baher erfahren hatte, schon in allen Blocks verbreitet. Die beiden Engländer hatten ein Übriges getan. Wir waren wieder in der Welt! Wir wussten, was draußen geschah! Ich habe keine Ahnung, wie viele Nachrichtenschreier dafür in den Kühlschrank gegangen sind.

X. GUANTANAMO BAY, CAMP 4

Es war eine Art Privileg. Ich verstand nicht, warum ich das Privileg genießen sollte, nach Camp 4 verlegt zu werden, aber ich stellte mir solche Fragen schon lange nicht mehr. Denn in Camp 4, so hatte ich gehört, gab es keine Käfige, die Gefangenen durften zusammenleben, und die Essensrationen sollten etwas größer ausfallen. Dorthin, sagten die Wärter immer, kämen nur Gefangene, die sich besonders gut verhielten. Es galt als das beste Gefängnis in Guantanamo.

Inzwischen waren schon viele Gefangene freigekommen, ganze Gruppen. Alle Pakistaner zum Beispiel und nicht wenige Afghanen. Fast alle von ihnen waren vorher nach Camp 4 verlegt worden. Aber das war nicht zwingend. In Camp 1 oder Camp 2 hatte ich manchmal beobachtet, wie sie einem Gefangenen Zivilkleidung in seinen Käfig brachten. Jeans, Turnschuhe, T-Shirt und Jeansjacke. Kurz darauf war er weg. Es gab also einen Weg heraus. Baher Azmy hatte bestätigt, dass die Freigelassenen auch lebend in ihren Heimatländern angekommen waren.

Viele von ihnen wurden aber in der Heimat sofort wieder ins Gefängnis gesteckt. In diesen Fällen war genau das die Bedingung der Amerikaner für ihre Freilassung gewesen, hatten uns die Anwälte erklärt. So durfte Anfang 2006 eine Gruppe Saudis gehen. Aber das Rote Kreuz im Lager hatte ihnen schon vorher mitgeteilt, dass sie zu Hause wieder ins Gefängnis müssten. Durch die Anwälte wussten wir, wer wirklich freigekommen war und wer nicht. Vielleicht würde auch ich eines Tages in ein deutsches oder in ein türkisches Gefängnis verlegt, dachte ich.

Camp 4 war das letzte Loch: leere Metallcontainer mit Pritschen darin. Die Guckklappe in der Tür war die einzige Öffnung, durch die Tageslicht und frische Luft eindrangen. Ein kleiner Raum, in dem zehn Gefangene lebten. Die Luft roch faul. Das Licht an der Decke blieb die ganze Nacht an. Die Generatoren brummten wie in Camp 1 und Camp 2.

Man konnte es auch einen Ofen für zehn Personen nennen.

Der Betonboden heizte sich tagsüber derart auf, dass man nur mit den Flipflops darauf laufen konnte. Dies sollte das beste Gefängnis sein? Mit einer Klimaanlage hätte man sich in diesem Raum wohlfühlen können. Wir sollten uns aber nicht wohlfühlen. Doch ohne Kühlung war es nicht auszuhalten. Wie also hatten sie das Problem gelöst? Mit einem großen, in die Decke eingelassenen Propellerventilator. Tagsüber, wenn es am heißesten war, wurde er allerdings ausgeschaltet. Erst am Abend, wenn es abkühlte, stellten sie die mächtigen Motoren wieder an, damit wir nicht schlafen konnten.

Manchmal sprangen die Ventilatoren jedoch auch tagsüber an – immer dann, wenn ein Helikopter mit einem Kamerateam darüberflog. Fotografen und Journalisten durften nur Camp 4 sehen und besuchen.

Immerhin hatten wir jetzt öfter Hofgang. Zwischen dem Natodraht-bewehrten Maschendrahtzaun und den Containern befand sich eine Art Gang, einen Meter breit und zwanzig Meter lang. Dorthin durften jeweils zwei Räume, also zwanzig Gefangene, mehrmals am Tag für jeweils eine Stunde. Den Rest der Zeit verbrachten wir in unserem Raum, unter den niemals ermüdenden Augen der Überwachungskameras.

Einmal in der Woche war Leibesvisitation. Dafür mussten wir zunächst alle in die Container, und es rückten mehrere IRF-Teams an, die von rund zwei Dutzend Soldaten mit Maschinenpistolen vor den Zäunen gesichert wurden. Immer zwei Häftlinge

wurden dann in den Waschraum gebracht, wo man sie durchsuchte. Während dieser Zeit verblieben alle anderen Gefangenen der fünf Container von Camp 4 in ihren Räumen.

Zweimal in der Woche erschienen Gruppen von Journalisten. Sie besuchten natürlich nicht unsere Container. Vielmehr wurden sie zu einem Platz geführt, auf dem sich Tore und ein Basketballkorb befanden. Daneben war ein Volleyballfeld. Oft lagen hier eine Menge schöner neuer Fußbälle, Volley- und Basketbälle herum. Wir durften nicht auf diese Plätze. Nur wenn sich Journalisten ankündigten, wurden einige Gefangene von Camp 4 hierhergeführt. Sobald die Journalisten gegangen waren, sammelten die Wärter die Bälle wieder ein. Sie sagten: «Hurrikangefahr», und schickten uns zurück in die Container.

Einmal stand ich nahe genug bei einer Gruppe, um zu verstehen, was der Offizier den Journalisten erklärte: «Jeder Block, jeder Gefangene darf jeden Tag zwei Stunden Fußball, Basketball oder Volleyball spielen.»

Es gab tatsächlich etwas mehr zu essen als in Camp 1 und Camp 2 und morgens sogar einen Becher Milch. Ich konnte jetzt öfter trainieren, weil ich mehr Kalorien bekam. Es war dasselbe Essen wie zuvor, ein paar bittere Kartoffeln, kaltes Gemüse, harter Reis, aber mehr davon. Und wir durften es untereinander tauschen. Das geschah häufig, denn fast alle Häftlinge hatten Magenprobleme.

Oft kam eine Katze an den Zaun vor dem Freigang. Ich nannte sie 007. Sie war sehr schlau. Sobald sie einen Wärter sah, rannte sie weg. Sie konnte die Uniformen von der Gefangenenkleidung unterscheiden. Die Hälfte meiner Milch hob ich für 007 auf.

In Camp 4 kannte ich schon einige Leute. Da waren Abid, der Algerier aus Deutschland, und Musa, einer von fünf Bosniern in Guantanamo. Ich hatte ihn in Camp 1 kennengelernt, und er

war mein Nachbar in der Isolation während meines Ein-Mann-Hungerstreiks gewesen.

Musa erzählte mir, wie sie nach Guantanamo verschleppt worden waren. Drei von ihnen waren Araber, die schon lange in Bosnien lebten. Alle fünf wurden nach dem 11. September dort festgenommen. Es habe lange Ermittlungen gegeben, und dann sei es zu einer Gerichtsverhandlung gekommen. Der Richter sagte, es lägen keine Beweise gegen sie vor, sie seien frei und könnten jetzt gehen. Als sie gehen wollten, bedeuteten ihnen die Polizisten, sie sollten das Gebäude durch die Hintertür verlassen. Dort erwartete sie ein maskiertes Kommando. Es waren Amerikaner. Sie zerrten sie in einen Wagen, brachten sie zum Flughafen und von dort aus nach Kuba. Ihre Familien hatten vor dem Gerichtsgebäude auf sie gewartet.

Ich weiß nicht, ob das wirklich so passiert ist. Musa hat es mir jedenfalls erzählt. Er hatte die Amerikaner in seinen Verhören immer wieder gefragt, warum er hier sei. Sie erklärten, sie hätten einen Beweis gegen ihn, aber der sei *topsecret*. Erst als er einen Anwalt hatte, erfuhr er, was ihn in ihren Augen zum Terroristen machte: Er war Karatetrainer gewesen.

Ich konnte mit Musa heimlich trainieren und mich mit den Afghanen in Camp 4 im Armdrücken messen. Ich gewann, aber sie waren wirklich gut. Sie stammten aus den Bergen und hatten von Kindesbeinen an alles auf dem Rücken hinaufschleppen müssen. Ihre Körper waren allein durch die gewaltigen Höhenunterschiede sehr kräftig geworden. Mit Musa trainierte ich im Waschraum Karate und Liegestütze mit Gewicht, indem er sich auf meine Schultern setzte. Dort waren ursprünglich zwei Kameras installiert, eine davon hatten wir kaputt getreten. So konnten wir im toten Winkel trainieren. Aber einmal rutschte ich bei einem Tritt aus und geriet in den Fokus der zweiten Kamera.

Ich musste für einen Monat nach Romeo.

Dort war es sehr heiß, denn die Zellen in Romeo waren ja inzwischen mit Plexiglas ausgekleidet worden.

Als ich ein zweites Mal im Waschraum von Camp 4 beim Training erwischt wurde, kam ich erneut in den Block Romeo, und danach wurde ich zur Strafe nach Camp 1 zurückverlegt.

Das war ein Glück. Denn dort erfuhr ich, dass sich in Camp 4 wieder ein Koranvorfall ereignet hatte. Man erzählte mir, dass bei der wöchentlichen Durchsuchung ein Koran zerfleddert und auf den Boden geworfen wurde. Daraufhin kam es zwischen den Gefangenen und den IRF-Teams in diesem Raum zu einem Tumult. Die Gefangenen in den anderen Containern von Camp 4 hatten das mitbekommen.

Mehrere hundert Soldaten rückten an. Sie feuerten Gummigeschosse aus M-16-Gewehren in den Raum der Gefangenen. Jene, die sich vor den Containern aufhielten, wurden schwer verletzt. Nachdem alle gefesselt worden waren, öffneten die Soldaten den nächsten Container, in dem sich eine Gruppe afghanischer Gefangener aufhielt. Die IRF-Teams sprühten CS-Gas. Dann feuerten die Soldaten hinein, warteten und stürmten den Raum.

Das war ein Fehler.

Denn die Afghanen waren vorbereitet. Sie hatten den schweren Deckenpropeller herausgerissen, die Rotorblätter abmontiert und gegeneinander scharf gewetzt. Jetzt waren es Schwerter. Viele Soldaten trugen ernsthafte Schnittverletzungen davon. Andere wurden mit Propellerkabeln gewürgt. Die Afghanen, hieß es in Camp 1, hätten gekämpft, bis sie umfielen. Keiner der Soldaten sei dabei gestorben, aber ein Gefangener berichtete, er habe eine Menge Blut auf dem Boden gesehen.

Ganz Camp 4 wurde evakuiert.

Wenig später gab es Tote.

Ich schlief in meinem Block in Camp 1. Plötzlich kamen viele Soldaten und weckten alle Gefangenen auf. Jeder sollte seine Decke, Matratze und alle Kleidung abgeben. Irgendetwas musste passiert sein.

In der nächsten Nacht hörte ich eine Nachricht aus Bravo. «Block Alpha: drei Leute getötet!», schrie der Gefangene.

Wieder eine Nacht später folgten die Namen. Einer der Toten war Yassir Talal al Zahrani aus Saudi-Arabien.

Ende 2003 war ich mit Yassir in einem Block gewesen. Er war so alt wie ich. Ein gutaussehender, freundlicher Mensch. Yassir hatte eine schöne Stimme, er kannte den Koran auswendig, und so war er eine Weile unser Vorbeter. Er war immer sehr optimistisch, dass wir eines Tages freikommen würden. Wenn er wusste, dass ich in der Nähe war, hatte er mir manchmal Grüße ausrichten lassen.

Yassir fragt, ob du immer noch heimlich trainierst oder es schon aufgegeben hast, ließ er mir bestellen.

Sag ihm, ich werde nie aufgeben, erwiderte ich.

Ich war sehr traurig, als ich von seinem Tod erfuhr. Die beiden anderen hatte ich nicht gekannt. Einer war ebenfalls ein Saudi, der Dritte stammte aus dem Jemen. Die Wärter sagten, sie hätten sich umgebracht, alle drei. Erhängt.

Einige Wochen später bekam ich Nachbarn, die in der Nacht, in der Yassir und die beiden anderen starben, in Block Alpha gewesen waren und Yassir noch gesprochen hatten. An diesem Tag sei das Abendessen früher gekommen, berichteten sie. Es war ihnen aufgefallen, dass nach dem Essen plötzlich alle zur selben Zeit müde wurden und schlafen gingen, obwohl es sonst nie still war im Block, selbst wenn uns die Wärter mal in Ruhe ließen. Immer konnten einige Leute nicht schlafen, andere beteten die halbe Nacht oder wachten dauernd auf. Gleichzeitig

wurden die Metallklappen vor den Fenstern des Blocks heruntergelassen, als gäbe es einen Sturm, berichtete Yassirs letzter Nachbar.

Er sei in dieser Nacht durch einen lauten Knall aufgewacht. Er habe ein IRF-Team in Yassirs Käfig gesehen, sich nichts weiter dabei gedacht und sei wieder eingeschlafen. Etwas später wurden alle Gefangenen von den Wärtern geweckt. Jeder sollte seine Matratze, Laken und Kleider abgeben. Da wurde Yassir bereits von Sanitätern auf einer Bahre hinausgetragen. Alle Gefangenen sahen, dass ein Stück Laken in Yassirs Mund steckte und seine Hände und seine Füße mit Laken gefesselt waren. Ein weiteres Stück hing noch um seinen Hals. Das war die Schlinge.

Die Amerikaner behaupteten, er habe sich selbst gefesselt. Aber wie sollte das funktionieren? Er hätte mit gefesselten Händen und Füßen die Schlinge an den scharfen Maschen befestigen müssen. Und alles ohne Stuhl. Das war fast unmöglich. Es hatte Selbstmordversuche gegeben, vor allem nach den Koranvorfällen. Aber bisher hatte es noch nie jemand geschafft. Sämtliche Versuche waren sofort entdeckt worden. Ich hatte mit Yassir einmal über die Suizidversuche im Lager gesprochen. Er lehnte das ab. Selbstmord sei in unserem Glauben verboten, hatte er gesagt.

Ganz unwahrscheinlich erschien uns, dass die Wärter ihn nicht rechtzeitig bemerkt hatten. Sie ließen uns doch sonst kaum eine Minute aus den Augen! Sich derart zu fesseln und aufzuhängen, dafür hätte Yassir mehrere Minuten gebraucht, und bis zum Eintritt des Todes hätte es ebenfalls einige Minuten gedauert. Dennoch behaupteten sie, er sei schon längere Zeit tot gewesen, als sie ihn abschnitten?

Die Wärter gaben an, Yassir habe die Maschenwände abgedeckt, sodass man ihn nicht sehen konnte. Aber womit? Etwa mit dem Laken, wo er es doch für Fesseln und Schlinge brauchte?

Und war es nicht Gesetz, dass man überhaupt nichts aufhängen durfte?

In derselben Nacht sollen sich auch die beiden anderen Gefangenen zur selben Zeit im selben Block auf dieselbe Art und Weise erhängt haben, während alle anderen Alpha-Insassen ausgerechnet in dieser Nacht schliefen wie die Murmeltiere?

Wenn die Wärter irgendwo in den Gängen standen, dauerte es nicht lange, bis andere Wärter kamen, um nach dem Rechten zu sehen. Sie waren immer in Bewegung, sie wurden ja selbst überwacht. Wo waren sie in dieser Nacht gewesen? Was war mit den Leuten auf den Türmen geschehen, die alles beobachteten? Hatten auch sie geschlafen?

Der zweite Saudi, der sich in dieser Nacht erhängt haben soll, hatte wenige Tage zuvor erfahren, dass er freikommen würde. Er hatte es allen erzählt und war glücklich darüber gewesen. Kurz nach den angeblichen Selbstmorden wurde ja wirklich eine Gruppe Saudis nach Hause geschickt. Und dieser Mann soll sich umgebracht haben?

Nein, sie waren getötet worden, hierin waren sich alle Gefangenen einig. Vielleicht hatte man sie zu Tode geprügelt und dann aufgehängt, vielleicht hatte man sie vorher erdrosselt. Aber warum?

Ich habe meine eigene Theorie. Möglicherweise hatten die Soldaten oder die Offiziere auf Kuba Angst, in den Irakkrieg ziehen zu müssen. Manche sprachen offen darüber, dass sie auf keinen Fall dorthin wollten. Vielleicht glaubten einige Wärter und Offiziere, wenn Gefangene in Guantanamo starben, dann würde die Regierung Bush darüber in Schwierigkeiten geraten, und sie müssten nicht mehr am Krieg teilnehmen.

So dachten viele Gefangene in Guantanamo. Denn die Generäle achteten peinlich darauf, dass keine Häftlinge in Guantanamo umkamen. Sie durften uns quälen, sie durften uns in Kühlkam-

mern stecken, die Luft rauben und Finger abschneiden – solange sie uns nicht töteten. Kandahar und Guantanamo unterschieden sich in dieser Hinsicht erheblich, das hatten wir schon während des ersten Hungerstreiks in Camp X-Ray herausgefunden. Sie wollten nicht, dass wir starben.

Vielleicht war unser Tod eine Waffe gegen Präsident Bush? Denn merkwürdigerweise waren einige Wochen zuvor drei Gefangene vergiftet worden. Ich habe hinterher mit zwei von ihnen gesprochen.

Eines Abends hatten uns die Wärter plötzlich zum Nachtisch Baklava gebracht, türkisch-arabisches Süßgebäck. Sie sagten uns, dass in der nächsten Zeit viele Gefangene entlassen würden und dass wir das feiern sollten. Fast alle in meinem Block aßen diese Baklava. Ich nicht. Ich war misstrauisch. In meinem Block ist daraufhin ein Gefangener morgens nicht mehr aufgestanden.

Ich hatte beobachtet, wie er sich nach dem Essen schlafen gelegt hatte, beim Morgengebet aber lag er in seinem Käfig und rührte sich nicht. Uns fiel auf, dass er weißen Schaum vor dem Mund hatte. Wir sahen noch, wie Sanitäter ihn abtransportierten. Und wir erfuhren, dass sie auch zwei andere Gefangene abgeholt hatten.

Einige Tage später hatte sich herumgesprochen, dass die drei vergiftet worden waren. Als die Gefangenen schließlich zurückkamen, wollten sie uns weismachen, sie hätten Pillen genommen, um sich umzubringen. Wir glaubten es ihnen nicht. Denn welche Pillen sollten sie genommen haben? Wie sollten sie an diese herangekommen sein? Niemand besaß irgendwelche Tabletten, wir wurden in Camp 1 ja dreimal täglich durchsucht, bis unter die Zunge. Und wer krank war und von den Amerikanern Tabletten erhielt, der wurde in dieser Zeit besonders gefilzt. Nein, wir waren überzeugt, dass die Amerikaner

sie in den Verhören dazu gezwungen haben, diese Märchen zu verbreiten.

Aber wer sollte es dann gewesen sein? Die Wärter bereiteten das Essen selbst vor, und sie hatten uns auch die Baklava gegeben. Und zwar aus denselben Gründen, aus denen sie Wochen später die drei Gefangenen töteten. Sie hatten es schon mit Gift versucht, nur war das schiefgegangen. Die Gefangenen hatten überlebt. Das zweite Mal wollten sie auf Nummer Sicher gehen. Das ist meine Theorie. Andere Gefangene hatten ihre eigenen Theorien. Ich weiß nur, dass wir uns in einem Punkt alle einig waren: Das waren keine Selbstmorde.

Camp 1 wurde aufgrund der Todesfälle evakuiert und versiegelt. Kurz darauf wurde Camp 4 wiedereröffnet, und ich gehörte zu den Ersten, die dorthin verlegt wurden. Nach der Schießerei belegten sie aber nur noch zwei Räume mit jeweils sechs oder sieben Gefangenen. In meinem Container traf ich den gelähmten alten Mann, den ich in Camp X-Ray gesehen hatte, und seinen Sohn. Der alte Afghane hieß Hadji Zad, er war jetzt sechsundneunzig und zum ersten Mal seit vier Jahren wieder mit seinem Sohn zusammen. Unsere Zelle wurde täglich durchsucht, und die Essensrationen waren wieder kleiner. Ich konnte den alten Mann kaum ansehen. Er tat mir leid.

2005 und 2006 gab es noch zwei Anhörungen zu meinem Fall, vor einem Prüfungsausschuss, dem sogenannten *Administrative Review Board*. Aber ich weigerte mich, daran teilzunehmen. Was konnten sie tun? Mich so lange schlagen oder mit CS-Gas besprühen, bis ich ohnehin nichts mehr sagen konnte? Die Tribunale fanden ohne mich statt. Jeweils einen Monat später schleppte mich ein Escort-Team in den Tribunalraum, und das Urteil wurde verlesen.

«Der Angeklagte ist in Tora Bora in Afghanistan als Anführer

einer Gruppe von Taliban-Guerilla-Kämpfern festgenommen worden. Er wird als gefährlicher feindlicher Kämpfer eingestuft und verbleibt auf Guantanamo», sagte der Vorsitzende.

Das war die dritte und letzte Instanz.

Ich protestierte. «Seit fünf Jahren wisst ihr ganz genau, dass ich in Pakistan festgenommen wurde. Was soll das?»

«Dies ist das Ergebnis der Beweislage», sagte der Vorsitzende.

Es war sinnlos.

Kurz darauf wurde ich in einen Verhörraum gebracht und am Boden angekettet, aber es kam kein Vernehmer. Nach Stunden erschienen zwei Soldaten und stellten ein Telefon auf den Tisch.

«Sie werden einen Anruf erhalten.»

Ich war neugierig. Würde mich jetzt ein Vernehmer anrufen? Oder mein Anwalt? Oder der Richter?

Ich wartete wieder einige Stunden. Was hatte dies zu bedeuten?

Plötzlich klingelte das Telefon. Aber niemand kam.

Ich selbst konnte den Hörer nicht abnehmen, meine Füße und Hände waren ja gefesselt. Das Telefon klingelte unbeirrt weiter.

Ich warf mich auf den Boden. Mit den Füßen versuchte ich, den Tisch zu mir heranzuziehen. Dann rüttelte ich mit den Füßen ein Tischbein so lange hin und her, bis der Hörer von der Gabel und auf den Boden fiel. Ich robbte mit dem Kopf so nah wie möglich an den Hörer heran. Leise hörte ich eine Stimme.

«Hallo? Hallo?»

«Ja ...»

«Ich bin's, Baher! Du kommst jetzt frei!»

«Das weiß ich. Wie geht's dir?»

«Murat, du kommst jetzt frei, hörst du?»

«Ich weiß. Sie haben dich auf den Arm genommen. Wie geht's deiner Tochter?», sagte ich.

«Aber du kommst wirklich frei ...»

«Ja, ja. Schon gut. Weißt du noch, wie sie dich vor einem Jahr angerufen und dir gesagt haben, ich sei schon auf dem Weg in die Türkei, und du und meine ganze Familie, ihr seid alle extra hingeflogen? Was haben sie dir denn diesmal gesagt? Haben sie dir eine Zeit genannt?»

«Das darf ich nicht sagen ... halt einfach durch!»

Wir verabschiedeten uns.

Baher legte auf, und ich hörte ein Freizeichen.

Ich hatte das alles schon erlebt: Gefangene wurden zu einem Flugzeug gebracht, sie stiegen ein, man sagte ihnen, sie kämen jetzt nach Hause, und dann brachte man sie zurück in den Käfig. Um sie fertigzumachen.

Etwa eine Woche nach dem Telefonat rief mich ein Escort-Team in Camp 4 auf, ich war gerade der Einzige im Freigang. Sie warfen ein Kleiderpaket über den Zaun. Es landete auf den Kieseln.

«Anziehen!»

Ich öffnete das Paket und prüfte den Inhalt. Eine Art Jeans, Turnschuhe, ein weißes T-Shirt und eine Jeansjacke. Ich zog alles an. Sollte ich am Ende doch freikommen?

Ich ging in den Container und verabschiedete mich von den Afghanen. Ich sagte, so Allah es wolle, käme ich jetzt frei. Sie sollten alle grüßen. Dann verabschiedete ich mich von dem alten Mann und seinem Sohn.

Ich hätte mir gewünscht, er wäre eher freigekommen als ich.

Wohin es gehen sollte, wusste ich nicht. Ob nach Deutschland oder in die Türkei oder zurück nach Camp 1 – am ehesten wohl in ein deutsches oder türkisches Gefängnis.

Der Abschied von den Gefangenen fiel mir schwer. Alle blieben dort, unter der Folter.

Als ich entlassen werden sollte, hielt man mir ein Papier und einen Stift unter die Nase. *«Sign this piece of paper»*, sagte der Offizier. *«Saying that you were detained in Guantanamo Bay because you are linked to Al Quaeda and the Taliban. Or you are never going home.»*

Ich sollte unterschreiben, dass ich fünf Jahre festgehalten wurde, weil ich zu Al Qaida und den Taliban gehörte? Sonst würde ich nie nach Hause kommen? Das sollte ich unterschreiben, nach all diesen Jahren, den Verhören, den Qualen und den Toten? Ich sollte mich jetzt noch schuldig bekennen und sie freisprechen? War das schon wieder ein Trick?

Ich habe nicht unterschrieben.

Sie fesselten mich, setzten mir die *«Goggles»* auf, legten mir Ohrenschützer und Maske an und verfrachteten mich in den rollenden Kleinpanzer. Wir fuhren auf ein Schiff, dann wieder an Land. Die Tür ging auf, sie nahmen mir die *«Goggles»* und die Maske kurz ab, um meinen Bart und meine Haare zu durchsuchen. Es war dunkel. Die Flugzeugmotoren liefen schon. Die Soldaten bildeten einen Halbkreis um mich. Sie führten mich die Rampe hinauf und fesselten mich auf einen Sitz in der Mitte des Laderaums. Ich zählte fünfzehn Wachen an Bord. Dann bekam ich die *«Goggles»* und die Maske wieder aufgesetzt.

Ich war der einzige Fluggast.

XI. RAMSTEIN, DEUTSCHLAND

Sie führen mich über eine Rampe. Dann nehmen die Amerikaner mir endlich alles ab: «*Goggles*», Ohrenschützer und Maske. Ein grelles Licht blendet mich.

Auf dem Rollfeld steht ein großer schwarzer Wagen, es sind nicht dessen Scheinwerfer, die mich blenden, sie sind gar nicht eingeschaltet. Ich sehe drei Männer, sie tragen dunkle Anzüge. Sie sehen aus wie Deutsche.

Das grelle Licht kommt von einem Turm, obwohl es Tag ist. Einer der Männer drückt mir einen Zettel in die Hand. Die beiden schauen sich an, sie wirken unsicher. «Herr Kurnaz, wir sind gekommen, um Sie abzuholen. Sie können uns vertrauen, wir haben einen Brief von Ihrer Mutter.»

Ich kneife die Augen zusammen und versuche den Zettel zu lesen. Es ist Mutters Schrift: «Lieber Sohn Murat, das sind deutsche Beamte, sie werden dich zu uns bringen. Dein Vater und ich, Ali, Alper, dein deutscher und dein amerikanischer Anwalt warten draußen auf dich. In Liebe, Mutter.»

Darüber steht ein Datum: **24. 8. 2006.**

Wir haben August?

Wir steigen in einen japanischen Wagen. Einer der Beamten setzt sich neben mich. Wir befinden uns noch auf einem amerikanischen Stützpunkt. Ich sehe Militärfahrzeuge und Hangars. Der Mann neben mir holt einen kleinen Kasten heraus, klappt ihn auf und tippt etwas darauf. Dann klappt er ihn zu und telefoniert damit.

«Was ist das?»

«Ein Handy, es ist wie ein kleiner Computer mit Schreibfunktion», sagt er.

Meine Hand- und Fußgelenke schmerzen, die Fesseln waren viel zu eng gewesen.

Der Beifahrer bedient ein Funkgerät. Es knackst.

«Verdächtiger Wagen voraus, Fahrtrichtung ändern. Fahren Sie ...»

Der Fahrer bremst und wendet. Ich sehe den Mann neben mir an. «Die Medien. Wir versuchen, den Medien auszuweichen. Es ist zwar schon ein anderer Wagen vorgefahren, der sie ablenken soll, aber wir wollen auf Nummer Sicher gehen», sagt er.

Ich weiß, ich bin in Deutschland, und vielleicht bin ich sogar frei, sie haben mir jedenfalls keine Handschellen angelegt. Ich möchte schlafen. So schnell es geht. Aber ich möchte auch meine Familie sehen, und ich weiß gar nicht, was ich den Beamten sagen soll. Ich sage nichts.

Immer wieder knackst das Funkgerät, und der Fahrer schlägt einen neuen Weg ein.

Wir kommen in eine Stadt. Ich sehe mir unbekannte Autos an den Straßenrändern, erblicke die vielen Menschen und Farben. Ich habe das jahrelang nicht mehr erlebt, und es überwältigt mich. Wo sind wir?

«Wir bringen Sie zum Roten Kreuz.»

Der Wagen hält auf einem Parkplatz vor einem großen Gebäude. Es sieht aus wie ein Hotel. Mein erster Schritt auf deutschem Boden, denke ich. Das Gebäude ist ein Altersheim. So steht es dran. Ein Hausmeister öffnet die Tür.

«Herzlich willkommen, Herr Kurnaz», sagt eine Frau. Sie lächelt mich an. «Ich bin vom Roten Kreuz.»

Das waren die ersten netten Worte, die ich seit fünf Jahren gehört habe.

In der Eingangshalle: Schilder. Speisesaal, Tanzhalle, Toilette. Der Hausmeister, die Frau vom Roten Kreuz und die Beamten führen mich in einen Fahrstuhl.

Als die Fahrstuhltür wieder aufgeht, steht meine Familie vor mir. Ich erkenne Mutter. Sie hat sehr abgenommen. Mein Bruder Ali steht da und mein Onkel. Alper sehe ich nicht. Und wo ist Vater?

Mutter umarmt mich und lässt mich nicht mehr los. Sie weint. Ich bin glücklich, aber ich fühle mich nicht gut, weil Mutter weint. Dann umarmen mich die anderen.

Im Nachbarraum wartet ein ganzer Tisch voller Essen. Es ist merkwürdig, aber ich habe gar keinen Hunger. Ich sollte probieren, denke ich, wahrscheinlich hat die nette Frau vom Roten Kreuz es für mich hergerichtet. Alles ist so neu, diese Leute in Zivilkleidung, die Handys, sie zeigen mir Fotos auf diesen Handys von meinen Tanten und Nichten und Neffen, wir fotografieren uns selbst mit den Handys und sehen uns die Bilder an, das ist alles so unwirklich.

Warum sagt der Onkel nichts?

Leise frage ich Mutter: Ist das Vater?

Jetzt verstehe ich.

Ich habe meinen Vater nicht erkannt, weil er damals 110 Kilo wog und kräftig war und nun so dünn und grau ist wie sein älterer Bruder. Alper habe ich für Ali gehalten, er war ja erst fünf Jahre alt gewesen, als ich Deutschland verlassen hatte. Ali ist jetzt ein großer kräftiger Mann von achtzehn Jahren. Fast kommt es mir vor, als kenne ich ihn gar nicht.

Alper setzt sich auf meinen Schoß. Alle sind um mich herum: Baher, mein deutscher Anwalt Bernhard Docke, die Frau vom Roten Kreuz, die Beamten und der Arzt – Mutter braucht ihn jetzt nötiger als ich, er gibt ihr Beruhigungstabletten.

Die Anwälte wollen wissen, wie ich nach Deutschland ge-

kommen bin, ob ich an Bord noch gefesselt war, ob man mir etwas zu essen und zu trinken angeboten hat, die Polizisten reden mit den Anwälten. Mutter weint immer noch ein bisschen. Ich lege den Arm um sie und drücke sie ganz fest, und dann sehe ich das Band an meinem Handgelenk, das grüne Plastikarmband mit meinem Foto, meiner Nummer, 061, und diesem Namen: «KUNN, MURAT».

Vor den Augen meiner Familie reiße ich es auf, mit zwei Fingern. Fünf Jahre haben sie mich beinahe täglich verhört, gequält und gefoltert. Aber meinen Namen konnten sie bis zuletzt nicht richtig schreiben. Als ich sie einmal darauf aufmerksam gemacht hatte, schlugen sie mich und fragten, wie ich dazu käme, ihnen einen falschen Namen zu nennen. Jahrelang haben sie mich immer wieder nach meinem Namen gefragt, und ich habe ihn immer wieder buchstabiert.

Ich werfe das Band auf den Boden.

Ali hebt es auf und steckt es ein.

Abends fahren wir los. Wir sitzen in Vaters Mercedes, es sind sechshundert Kilometer bis nach Bremen. Wir durchqueren diese fremde Stadt, Baher und der deutsche Anwalt fahren in einem anderen Wagen voraus. Mir ist, als käme ich aus der Vergangenheit.

Fünf Jahre mögen keine allzu lange Zeit sein. Aber wenn man fünf Jahre total abgeschottet in einem Käfig sitzt, kein Fernsehen hat, keine Nachrichten erhält, keine Zeitung liest, kein Radio hört, nur Käfige und Leute in Uniform sieht, dann ist es, als kehrte man aus der Steinzeit zurück.

Mutter, Ali und Alper sitzen hinten. Ich denke an meine Frau und an Onkel Ekram, der für mich wie ein Freund und Bruder ist. Onkel Ekram war wegen einer Messerstecherei einige Jahre im Gefängnis, er hat mir viel davon erzählt, und ich habe im

Gefängnis oft an seine Worte gedacht. Er ist der Einzige, der sich das vorstellen kann, Guantanamo. Der Einzige, mit dem ich darüber sprechen kann. Der Wagen vor uns biegt ein auf den Autobahnzubringer. Wenn ich zu Hause bin, so nehme ich mir vor, werde ich als Erstes Onkel Ekram anrufen.

Ich frage Vater, wie es Oma geht.

Sie ist gestorben, sagt Vater. «Da ist noch jemand gestorben, den du sehr liebgehabt hast.»

Mir ist sofort klar, wen er meint. «Ist es Onkel Ekram?»

«Ja.»

Meine Freude ist dahin.

Ich kann nicht einmal mehr fragen, wie er gestorben ist. Das Leben, das ich in Deutschland zurückgelassen hatte, wird nicht mehr so sein, wie ich es mir all die Jahre vorgestellt habe. Onkel Ekram wäre jetzt Mitte dreißig.

Wir fahren eine Zeit, Alper ist eingeschlafen. Es ist dunkel geworden. Niemand sagt etwas.

Vater raucht.

«Ich werde Fatima so schnell wie möglich nach Deutschland holen.»

Vater sieht mich an. «Sie wird nicht kommen», sagt er.

Ich wundere mich. Wir haben uns fünf Jahre nicht gesehen. Sie ist meine Frau. Natürlich kommt sie!

«Nein, sie kommt nicht.»

«Warum denn? Ich ruf sie an. Sie wird doch bereits erfahren haben, dass ich raus bin, oder nicht?»

«Sie hat sich scheiden lassen.»

Ich stelle keine Fragen mehr. Vater fährt.

Allah möge uns geben, was gut für uns ist.

Das sage ich.

Was sollte ich machen? Fatima hatte jahrelang nicht gewusst, ob ich lebe. Kein Anruf, kein Zeichen. Sie hatte absolut das Recht, sich scheiden zu lassen. Sie ist noch jung. Sie wusste nicht, ob ich jemals wiederkommen würde. Sie war eine gute Frau, sagte Vater später. Sie hat ganze drei Jahre auf dich gewartet. Ohne ein Wort von dir. Hätte sie gewusst, dass du in zehn Jahren freikommst, hätte sie auch darauf gewartet.

Heute freue ich mich für Fatima. Hoffentlich hat sie einen anderen Mann geheiratet und ist glücklich. Ich wünsche mir, dass sie glücklich ist. Ich habe keinen Kontakt zu ihr. Ich möchte sie nicht an die alten Zeiten erinnern.

Der Wagen vor uns blinkt, die Anwälte fahren auf eine Raststätte. Wir halten an, ich steige aus.

«Ich habe Kaffee im Kofferraum», sagt Mutter. «Möchtest du Kaffee?»

Natürlich möchte ich Kaffee.

Mutter schenkt mir den Becher ein, und ich sehe die Sterne – zum ersten Mal in all den Jahren sehe ich den Sternenhimmel! So schön waren die Sterne noch nie. Jetzt ist mir klar, was sie mir weggenommen haben, all diese Jahre.

Es ist dunkel, ich sehe die Sterne, als freier Mann.

Den Kaffee habe ich völlig vergessen.

Als wir in Bremen eintreffen, stehen Dutzende Wagen in unserer kleinen Straße. Scheinwerfer, Lieferwagen, Busse mit Satellitenschüsseln auf dem Dach. Fotografen und Kameraleute drängeln sich vor unserem Haus. Ich sehe nicht hin. Ich will nicht mit ihnen reden, und ich will nicht, dass sie mich fotografieren.

Die Anwälte stoppen. Baher steigt aus. Ich sehe, wie ihn die Journalisten umringen. Blitze flackern auf, ein richtiges Gewitter. Baher und Bernhard laufen ein Stück an unserem Haus vor-

bei, die Meute folgt ihnen. Mutter und ich steigen aus, schnell, Mutter wirft eine Decke über meinen Kopf, wir sind im Flur.

Bahers Foto wurde in vielen Zeitungen abgedruckt. Manchmal stand darunter: «Der Bremer Taliban kehrt heim, mit kurzem Bart und Brille». So ist auch Baher mal ein Taliban gewesen. Immerhin ist er ja in Ägypten geboren.

XII. BREMEN, HEMELINGEN

Ich ging sofort in den Keller. Ich knipste das Licht an, ich wollte mein Zimmer wiedersehen. Es war so, wie ich es verlassen hatte. Nichts darin hatte sich verändert. Selbst der Zettel, den ich ein paar Tage vor meiner Abreise geschrieben hatte, lag noch auf dem Tisch: «Batterien kaufen». Nichts hatten sie angerührt. Nicht einmal Alper oder Ali konnten darin gespielt haben. Das war ein seltsames Gefühl. Das schwarze Ledersofa, die blaue Schlafcouch, der gläserne Regalschrank, die kleine Galeone. Alles so, wie ich es mit dreizehn Jahren eingerichtet hatte.

Unter dem Schrank lag ein Koffer. Ich zog ihn hervor und öffnete ihn. Darin war ein alter Diaprojektor, den mir Onkel Ekram geschenkt hatte. Ich nahm ihn heraus und betrachtete ihn. Dann ging ich ins Wohnzimmer.

Alle waren noch um den Tisch versammelt, nur Alper schlief schon. Der Fernseher lief leise, ich starrte eine ganze Weile auf den Bildschirm. Ali kramte seine Geldbörse hervor. Er zeigte mir Geldstücke und Scheine, es waren Euro. Für mich sahen sie aus wie Spielzeuggeld. In der Ecke summte der Ventilator. Mutter und Ali klagten über die Hitze. Ich fand es angenehm kühl.

«Junge, du musst doch Hunger haben», sagte Mutter.

Auf dem Herd standen etliche Töpfe. Sie hatte alles aufgetischt: Köfte, Lamm, Kebab, Reis, Bohnen, Pommes frites, Kartoffeln, verschiedene Suppen. Sie muss tagelang gekocht haben. Ich öffnete den Kühlschrank: Es war wie im Schlaraffenland. Ich saß auf den Kacheln davor und nahm sämtliche Lebensmittel heraus, bis zum letzten Senfglas. Dann baute ich

alles vor mir auf. Ich überlegte genau, was ich als Erstes essen würde und welche Reihenfolge ich einhalten wollte: scharfe Paprikareissuppe, Käse, Köfte, Oliven, Kebab, Bohnen, Baklava, Essiggurke ...

Nein. Zuerst die KitKat-Riegel.

Alle.

Ich aß, was ich konnte.

Ich wusste nicht, wie spät es war. Aber das war auch ganz egal, ich konnte mein Zimmer ja verdunkeln. Vater schlief schon, und Mutter hatte inzwischen meine Schlafcouch vorbereitet. Zum ersten Mal seit meiner Abreise hatte sie in meinem Zimmer etwas verändert. Ich klappte die Couch wieder zusammen, schob den Tisch beiseite und breitete das Laken auf dem Teppich aus. Es war dunkel. Im Dunkeln zu schlafen, dachte ich, ist etwas ganz anderes. Ich legte meinen Kopf auf das weiche Kissen und roch an der Bettdecke. Mutter hatte die Wäsche wie immer an der frischen Luft getrocknet.

Es war absolut still.

Heute kam niemand, um mich zu durchsuchen und zu schlagen.

Ich schlief sehr gut. Das erste Mal in fast fünf Jahren.

Am nächsten Tag kamen Baher und Bernhard, Baher verabschiedete sich.

Dann ging es los. Vater hatte die Klingel abgestellt, wegen der Journalisten, die uns belagerten, und das Telefon ausgesteckt. Ich habe es zwischendurch wieder eingesteckt und in mein Zimmer mitgenommen. Ich rief alle möglichen Menschen an. Telefonieren machte großen Spaß. Ständig ging die Tür: Die Verwandten wollten mich sehen.

Jeder brachte etwas zu essen mit. Natürlich probierte ich alles. Dann kamen meine Freunde. Einige blieben bis spät in die

Nacht, und am nächsten Morgen ging es weiter, das Wiedersehen dauerte mehrere Wochen. Dazwischen betete ich.

Ich sprach mit meinen Eltern nicht über Guantanamo und über das, was mir dort angetan wurde. Den Verwandten und Freunden hörte ich viel zu. Sie stellten mir keine Fragen. Ich hätte sie beantwortet.

Niemand wollte das wissen. Nur Bernhard stellte mir häufig Fragen.

Etwa zehn Tage noch standen Fotografen und Kameraleute vor unserem Haus. Dann zogen die meisten ab. Ich ging in den ersten drei Wochen nicht vor die Tür, erst danach stahl ich mich davon. Zwei Freunde aus Hemelingen hatten mich besucht, und wir nahmen Vaters Mercedes. Ich konnte endlich wieder Auto fahren. Wir fuhren dorthin, wo ich als Kind immer gespielt und geangelt hatte. An die Weser, wo die Werft war und der große Schrottplatz. Es war schon dunkel, und wir liefen ein Stück im gelben Schein der Lagerlaternen. Ich setzte mich auf einen Poller und betrachtete das Wasser.

Erst in diesem Moment bin ich wirklich zu Hause angekommen.

Ich gehe noch heute gern an diese Stelle, allein. Früher fuhr ich mit dem Fahrrad, jetzt komme ich mit dem Motorrad. Man kann wunderbar Motorrad fahren auf den neuen Straßen. Dort, wo die Kartoffel- und Maisfelder entlang der Weser standen, gibt es jetzt ein Gewerbegebiet. Am Hegemannsee riecht es nach wie vor nach Kaffee. Hier sitze ich oft am Abend und finde so etwas wie meinen Frieden.

Seit ich zurück bin, gehe ich kaum noch auf die Straße, lieber nehme ich Vaters Auto oder das Motorrad. Zu Fuß komme ich nicht weit, ich habe es ein paarmal versucht. Ich werde von so

vielen Menschen angesprochen, einige wollen ein Foto, manche sogar ein Autogramm. Die meisten sind sehr freundlich, sie stellen mir Fragen. Aber ich kann sie nicht alle beantworten, und ich möchte nicht überheblich erscheinen, wenn ich nein sage.

Ich weiß, dass ich mit meinem Bart und den langen Haaren auffalle. Aber ich mag meinen Bart. Ich finde ihn schön. Diesen Bart wachsen zu lassen war die einzige Freiheit, die ich in Guantanamo hatte.

Neulich sprach mich ein Junge in Hemelingen auf der Straße an. Es war der kleine Bruder eines Freundes aus Kindertagen, er war mittlerweile zweiundzwanzig. Er sagte mir, auch er habe drei Jahre im Gefängnis verbracht, in Bremen. Er habe in dieser Zeit alles gesammelt, was über mich veröffentlicht wurde. Es schien, als sei ich eine Art Vorbild für ihn. Leute, die schon mal im Gefängnis waren, nehmen an meiner Geschichte offenbar besonderen Anteil.

Eines Tages kam der Bremer Bürgermeister zu uns. Er überreichte einen Blumenstrauß und erklärte, er habe mit der alten Bremer Regierung nichts zu tun und wolle mich willkommen heißen. Er war der Einzige, der sich so äußerte. Niemand, außer meinem Anwalt, hat mich je gefragt, ob ich medizinische oder psychologische oder andere Hilfe bräuchte.

Ich hatte bis vor kurzem keine Krankenversicherung, weil man mir sagte, ich benötige eine Arbeit oder Sozialhilfe, um einen Anspruch geltend zu machen. Ich habe versucht, Hartz IV zu beantragen, aber niemand hat mir dabei geholfen. Ständig fehlten irgendwelche Papiere. Irgendwann gab ich auf. Und jetzt habe ich endlich eine neue Arbeit gefunden.

Eines anderen Tages brannte es in der Nachbarschaft. Ich war gerade mit dem Motorrad gefahren und trug noch meinen Helm und die Sturmhaube darunter. In unserem Flur roch es

nach Rauch. Ich rannte hinauf zur Wohnung, dort roch es noch stärker. Ich schloss alle Fenster und ging hinaus, um zu sehen, wo der Qualm herkam.

Die Autowerkstatt am Ende unserer Straße brannte. Der Rauch der brennenden Reifen zog kohlrabenschwarz über unsere Häuser hinweg. Die Feuerwehr war schon da, und viele Leute aus unserem Viertel beobachteten die Löscharbeiten. Ich trug noch meine Motorradjacke und behielt wegen des giftigen Qualms auch die Sturmhaube auf. Als die Polizei kam, fragte ich einen der Beamten, ob man wegen des Rauchs nicht besser die Häuser in der Umgebung evakuieren solle.

«Alles unter Kontrolle», sagte der Polizist.

Ich sah mir das Feuer an. Es kamen Kameraleute.

Eine Weile später trat ein Polizist zu mir. Er sagte, er wolle gern mein Gesicht sehen. Ich nahm die Sturmhaube ab.

«Jetzt weiß ich, wer du bist», sagte der Polizist.

Er ging zum Wagen und gab etwas per Funk durch. Dann kam er zurück. «Wieso hast du die Maske auf?»

«Weil es brennt. Ich war Motorrad fahren, und dann habe ich sie wegen des Rauchs aufgelassen.»

Er wollte meinen Ausweis sehen, aber ich hatte nur meinen Führerschein dabei. «Wo steht denn dein Motorrad?»

«Hier gleich vor der Tür. Wollen Sie es sehen?»

«Nein. Wir nehmen dich jetzt mit und gucken, ob du was mit der Brandstiftung zu tun hast.»

Unterwegs rief Mutter auf dem Handy an.

«Auf Deutsch reden, nicht auf Türkisch», zischte der Polizist.

Ich erklärte Mutter auf Deutsch, warum ich auf die Wache nach Bremen fuhr. Ich wollte von den Beamten wissen, ob sie mich auch wieder zurückfahren würden oder ob Mutter mich abholen kommen sollte. Der Polizist antwortete nicht. Auf der

Wache sagten die Beamten, ich solle mich vollständig ausziehen. Sie wollten sehen, ob ich Brandbeschleuniger dabeihätte. Ich sagte ihnen, meine Religion verbiete es mir, mich vor ihnen ganz nackt auszuziehen. Der Beamte sagte: «Dann holen wir unsere Kollegen und zwingen dich dazu, das macht dir bestimmt keinen Spaß!» Ich schlug vor, sie sollten die Fenster schließen, und ich würde meine Scham mit meiner Jacke bedecken. Dann könnten sie meine Kleidung durchsuchen.

Damit waren sie einverstanden.

Ich hatte nicht einmal ein Feuerzeug dabei, da ich nicht rauche.

Mir ist diese Geschichte heute unangenehm. Mutter hat unnötig einen Schrecken bekommen, und ich frage mich: Warum bin ich von über hundert Menschen auf der Straße der Einzige gewesen, der mit auf die Wache genommen wurde? War ich in den Augen der Polizisten immer noch ein Terrorist? Ein Taliban, der eine Reifenwerkstatt zweihundert Meter von seinem Haus entfernt in Brand steckt?

Kurz nach Weihnachten 2006 wurde ich von der Bremer Kriminalpolizei vorgeladen. Ich sollte noch einmal Stellung nehmen zu den beiden deutschen Soldaten, die mich in Kandahar geschlagen hatten. Es ging um die Frage, ob ich sie auf Fotos identifizieren konnte. Ich fuhr mit Bernhard ins Präsidium. Dort wollte man uns nach Waffen durchsuchen. Bernhard protestierte. Er sagte, ich sei als Zeuge vorgeladen und nicht als Beschuldigter.

Hatten sie Angst vor mir?

Ich war lange unsicher, ob ich observiert oder abgehört wurde. Mal vernahm ich ein seltsames Echo, wenn ich telefonierte. Mal stand ein Lieferwagen tagelang in unserer Straße, der mir verdächtig erschien. Dann erreichte ein Schriftstück,

das dieses Buch betraf, nicht den Adressaten. Vielleicht waren das Zufälle.

Meine Aussagen in den Medien haben dazu geführt, dass eine Untersuchung im Bundestag eingeleitet wurde. Ich habe vor dem CIA-Untersuchungsausschuss in Brüssel ausgesagt und vor dem BND-Untersuchungsausschuss in Berlin. In der Pause während der Anhörung wandte sich einer der Beamten, die mich in Ramstein in Empfang genommen und zu meiner Familie gebracht hatten, an mich und sagte: «Ich habe das alles nicht gewusst.»

Was *ich* nicht gewusst hatte: Die Amerikaner sollen mich schon im Jahr 2002 für unschuldig gehalten haben und bereit gewesen sein, mich freizulassen. Ich habe mich darüber sehr gewundert. Warum haben sie mich dann nicht gehen lassen?

Ich erfuhr, dass mich die deutsche Regierung offenbar nicht einreisen lassen und meine Aufenthaltsgenehmigung nicht verlängern wollte, mit der Begründung, ich hätte den Antrag nicht fristgemäß gestellt. Das konnte ich ja nicht, weil ich in Guantanamo saß. Selbst wenn mir diese Idee gekommen wäre: Die Amerikaner hätten mich ausgelacht und ins Loch gesteckt.

Mein Anwalt berichtete mir, deutsche Stellen sollen sogar versucht haben, meinen Pass von den Amerikanern zu bekommen, damit sie die Aufenthaltsgenehmigung darin ungültig machen konnten. Ich weiß nicht, ob es stimmt. Wenn das alles wahr ist, wenn man zuließ, dass ich gefoltert wurde, obwohl das zu verhindern gewesen wäre, fehlen mir die Worte.

Ich habe jetzt eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis und möchte die deutsche Staatsbürgerschaft erwerben. Ich weiß nicht, ob ich sie bekommen werde. Ich möchte in Deutschland bleiben. Ich möchte in Hemelingen leben und arbeiten. Ich bin hier geboren, aufgewachsen und zur Schule gegangen, wie alle anderen. Natürlich sprechen wir Türkisch zu Hause, aber ich lebe in Deutschland, und ich fühle mich als Deutscher. Ich

möchte mich besonders bei Bundeskanzlerin Angela Merkel bedanken, dass sie sich für meine Freilassung eingesetzt hat.

Das Land, dessen Staatsbürger ich bin, hat mir nicht geholfen. Dafür soll ich jetzt meinen Wehrdienst in der Türkei ableisten. Die türkischen Stellen hatten diesmal keine Zeit verloren – einen Tag nachdem ich in Hemelingen angekommen war, traf der Bescheid aus der Türkei ein.

Was meinen Freund Selcuk angeht, den angeblichen Selbstmordattentäter: Er lebt in Bremen. Ich habe erfahren, dass er Vater geworden ist. Ich weiß nicht, was Selcuk damals wirklich geglaubt oder getan hat. Ich habe ihn nicht wiedergesehen. Ich bin ihm nicht böse, dass er nicht nach Karatschi nachgekommen ist. Aber ich möchte keinen Kontakt mehr zu ihm. Ich möchte ein neues Leben, neue Freunde.

Vielleicht wäre alles anders gekommen, hätte Selcuks Bruder damals gegenüber den Grenzbeamten in Frankfurt nicht behauptet, wir wollten nach Afghanistan reisen, um zu kämpfen. Es ist nun mal geschehen. Man kann es nicht rückgängig machen. Ich habe in einer Zeitung gelesen, dass Selcuks Bruder seine Aussage zurückgenommen hat.

Ich kann langsam begreifen, wie ich damals in die Mühlen großer internationaler Politik geriet, obwohl ich viele Zusammenhänge immer noch nicht ganz verstehe. Ich begreife aber auch, dass ich seit meinen Aussagen vor dem Berliner Untersuchungsausschuss schon wieder in die Mühlen der Politik geraten bin, ohne dass es meine Absicht wäre.

Ich habe dort geschildert, was mir widerfuhr. Ich war froh, dass man mir zuhörte. Aber seither scheint es mir, als würde ich erneut angeklagt, wieder verdächtigt, ein Terrorist zu sein, obwohl doch die Amerikaner und die Deutschen, die mich in Guantanamo verhört haben, und auch die Bremer Staatsanwalt-

schaft, die meinen Fall untersucht hat, eindeutig zu dem Schluss gekommen waren, dass ich unschuldig sei.

Ich hoffe, dass meine Unschuld eines Tages nicht mehr angezweifelt wird. Aber etwas anderes ist mir noch wichtiger.

Der Moderator einer türkischen Nachrichtensendung fragte mich, ob ich den Dokumentarfilm «Road to Guantanamo» gesehen hätte – er wollte wissen, wie nahe die Darstellung der Wahrheit käme. Ich antwortete, der Film sei gelungen, aber er biete nur einen Ausschnitt der Wirklichkeit.

Man muss es erzählen. Man muss den endlosen Berichten, die sie in Guantanamo schreiben, etwas entgegensetzen. Man muss sagen: Ja, ich habe meine Decke abgeben wollen, und ich wurde trotzdem vier weitere Wochen in der Isolation gehalten. Man muss erklären, wie Abdul seine Beine und der marokkanische Kapitän seine Finger verloren haben, wie die Gefangenen in Kandahar gestorben sind. Man muss schildern, wie die Ärzte kamen, nur um zu sehen, ob man schon tot war oder die Folter noch eine Weile aushalten würde.

Hat mich Guantanamo verändert? Ich glaube nicht. Ich bin immer noch derselbe. Mein Name ist derselbe, und ich wohne noch im selben Haus. Am Ende des Interviews fragte mich der türkische Moderator, was ich machen wolle, wenn das Buch geschrieben sei. Ich antwortete, ich wolle heiraten, mit Gottes Wille, und eine Familie gründen.

Aber vielleicht hat mich Guantanamo doch verändert. Ich weiß nun, was Menschen anderen Menschen antun können. Was Politiker reden und wie sie handeln. Ich weiß vieles neu zu schätzen. Was es bedeutet, schlafen und essen zu dürfen. Frei zu sein.

Vielleicht kann man sich das so vorstellen: Ich sitze heute in meinem Zimmer, und ich habe hier alles – Internet, Fernsehen,

Telefon, genug zu essen. Ich habe Hanteln, ich kann Sport treiben. Ich habe Bücher, ich kann lesen. Aber sollte jemand diese Tür zusperren, und ich wäre gefangen, was dann? Wie lange würde man es in diesem Zimmer aushalten? Vierundzwanzig Stunden wären kein Problem. Eine Woche vielleicht auch nicht. Aber Monate? Vielleicht kann man sich auf diese Weise vorstellen, wie schwierig es ist für die Gefangenen, die noch in Guantanamo sind.

Ich denke daran, dass sie leiden müssen, während ich hier meinen Schokoriegel esse und meine Mandarinen schäle. Sie werden geschlagen und müssen hungern. Ich denke weniger an meine Haftzeit als an die Menschen, von denen manche schon mit vierzehn Jahren dort ankamen und ihre Jugend unter der Folter verbrachten. Ich esse, trinke und schlafe wie vor fünf Jahren, aber ich weiß, dass auf Kuba Menschen gefoltert werden. Wenn ich an sie denke, bin ich traurig.

Ich bete, dass sie freikommen und das Gefängnis geschlossen wird.

Ich habe mit Mutter und Vater immer noch nicht über Guantanamo gesprochen. Sie haben mich nicht danach gefragt.

Vielleicht braucht das seine Zeit.

Einmal sah ich aus dem Fenster, und es schneite. Da kam Mutter und fragte: Wie war das auf Kuba, hat es da geschneit?

Nein, Mutter. Natürlich nicht.

Es schneit nie auf Kuba.

3. Oktober 2001:

Wenige Wochen nach den Anschlägen vom 11. September fliegt der 19-jährige Murat Kurnaz von Frankfurt nach Karatschi in Pakistan. Zeugen geben an, Kurnaz wolle vermutlich zum Kampf gegen die Amerikaner nach Afghanistan reisen. Er bleibt in den folgenden Wochen in Pakistan.

7. Oktober 2001:

Beginn des Afghanistan-Krieges. US-Streitkräfte bombardieren Stellungen der Taliban sowie Ausbildungscamps der Al Qaida.

11. Oktober 2001:

Die Bremer Staatsanwaltschaft leitet gegen Kurnaz und drei weitere Personen ein Verfahren «wegen des Verdachts der Bildung einer kriminellen Vereinigung» ein. In ihrer Verzweiflung belastet vor allem seine Mutter den verschollenen Sohn: Er habe sich verändert, sich einen Bart wachsen lassen, vermutlich beeinflusst vom Vorbeter einer Moschee. Der Prediger wird abgehört, ohne dass Kontakte mit Kurnaz festgestellt werden. Ein Ausbilder zitiert ungenannte Mitschüler von Kurnaz, denen zufolge er angekündigt habe, nach Afghanistan reisen zu wollen.

1. Dezember 2001:

Kurnaz wird nahe Peschawar an einem Auto-Checkpoint festgenommen, nach tagelangem Aufenthalt in verschiedenen pakistanischen Gefängnissen an die US-Streitkräfte übergeben, die ihn nach Afghanistan verschleppen und dort im US-Geheimgefängnis Kanda-

har internieren und foltern. Bei seiner Festnahme in Pakistan war Kurnaz auf dem Weg zum Flughafen. Er wollte zurück nach Deutschland.

15. Dezember 2001:

Ein Vorauskommando der deutschen Eliteeinheit KSK trifft in Afghanistan ein. Zu den Aufgaben der KSK-Soldaten gehört die Bewachung des US-Geheimgefängnisses in Kandahar, wo Kurnaz gefoltert wird.

9. Januar 2002:

Der Bundesnachrichtendienst (BND) teilt dem Bundeskanzleramt mit, dass Kurnaz einen türkischen Pass hat und im südafghanischen Kandahar festgehalten wird. Dass auf dem US-Stützpunkt ein Terrorverdächtiger aus Deutschland interniert ist, wissen auch die deutschen KSK-Soldaten.

11. Januar 2002:

Erster Gefangenentransfer von Afghanistan nach Guantanamo. Laut US-Vizepräsident Dick Cheney sollen dort künftig «die Schlimmsten der Schlimmen» interniert werden.

18. Januar 2002:

Das Bundeskriminalamt (BKA) übergibt der US-Bundespolizei FBI Informationen über Kurnaz. Es handelt sich dabei um Erkenntnisse des LKA Bremen aus dem Ermittlungsverfahren wegen Bildung einer kriminellen Vereinigung.

20. Januar 2002:

Die US-Regierung veröffentlicht Fotos aus Guantanamo. Sie zeigen gedemütigte Gefangene in Ketten, mit Ohrenschützern und geschwärzten Brillen. Das Lager liegt auf einem US-Militärstützpunkt auf Kuba, nach Ansicht des Pentagons haben US-Gerichte hier nichts zu sagen. Die USA verweigern den Gefangenen den Status als Kriegs-

gefangene, bezeichnen sie als «unrechtmäßige Kämpfer» und provozieren damit internationalen Protest.

23. Januar 2002:

Laut einem BND-Bericht befindet sich Kurnaz noch in Afghanistan, seine «Verbringung nach Guantanamo» werde jedoch «vorbereitet». Weiter heißt es in der Geheimdienst-Depesche: Es gebe ein «Angebot» der USA, «M. K. zu sprechen und zu befragen».

28. Januar 2002:

Mehrere Medien berichten, dass Kurnaz sich in Afghanistan in amerikanischer Haft befindet. Das Stigma vom «Bremer Taliban» ist geboren.

29. Januar 2002:

Im Bundeskanzleramt tagt unter Vorsitz von Frank-Walter Steinmeier die sogenannte Präsidentenrunde. Teilnehmer dieser exklusiven Runde sind in der Regel neben Steinmeier und dessen Geheimdienstkoordinator die Chefs des BKA, des BND und des Bundesamtes für Verfassungsschutz (BfV) sowie die Staatssekretäre des Auswärtigen Amtes, Bundesinnenministeriums und des Justizministeriums. Die Präsidentenrunde kommt überein, das Angebot der USA anzunehmen und Kurnaz in Guantanamo von deutschen Beamten vernehmen zu lassen.

30. Januar 2002:

Laut einem internen Vermerk erörtern BND-Präsident August Hanning und Joschka Fischers Staatssekretär Günter Pleuger, ob ein Vertreter des Auswärtigen Amtes mit zur Kurnaz-Vernehmung nach Guantanamo reist: Eine «Entscheidung von BM Fischer hierzu» stehe noch aus, heißt es in einer Mail.

31. Januar 2002:

Bundeskanzler Gerhard Schröder fliegt nach Washington. Beim

Staatsbesuch im Weißen Haus spricht er den Fall Murat Kurnaz nicht an. Im Vorfeld wurde erwogen, sich in der Sache direkt an George Bush zu wenden. Aber die Beziehungen zu den USA will man nicht belasten.

1. Februar 2002:

Rabiye Kurnaz schreibt an das Auswärtige Amt. Die Mutter von Murat Kurnaz bittet um Auskunft über ihren Sohn. Die Polizei informiert sie über den bevorstehenden Transfer ihres Sohnes nach Guantanamo. In verzweifelter Sorge sucht sie Hilfe bei amnesty international und der evangelischen Kirche.

2. Februar 2002:

US-Militärs fliegen Kurnaz nach Guantanamo.

8. Februar 2002:

Außenminister Joschka Fischer beantwortet persönlich einen Brief der besorgten Eltern von Kurnaz – und weist deutsche Diplomaten an, sich um eine konsularische Vertretung von Kurnaz zu bemühen. Die deutsche Botschaft in Washington bittet US-Behörden um Auskunft zu Kurnaz.

15. Februar 2002:

Der Generalbundesanwalt lehnt ab, das Bremer Ermittlungsverfahren gegen Kurnaz zu übernehmen. Begründung: Es wurde kein «einschlägiges Beweismaterial» gefunden, das ein Verfahren wegen Bildung «einer terroristischen Vereinigung» rechtfertigt.

20. Februar 2002:

Der Präsident des Bremer Landesamtes für Verfassungsschutz (LfV), Walter Wilhelm, schreibt einen Vermerk, Kurnaz habe Verbindungen ins terroristische Milieu. Der Vermerk wird an das BfV weitergegeben. Derweil vernimmt die Bremer Polizei weitere Freunde, Bekannte von Kurnaz, auch Mitschüler, die ihn nicht mögen.

Die meisten schließen aus, dass er nach Afghanistan in den Kampf wollte. Einem Vermerk des LKA zufolge findet sich im Umfeld von Kurnaz «keine direkte Aussage, wonach dieser in Afghanistan gegen die Amerikaner kämpfen wollte».

14. März 2002:

In einer Plenardebatte kritisiert Außenminister Fischer die USA wegen des Gefangenenlagers in Guantanamo.

28. April 2002:

Mit rund 300 anderen Gefangenen wird Murat Kurnaz von Camp X-Ray ins neuerbaute Camp Delta verlegt.

27. Mai 2002:

Der Bremer Rechtsanwalt Bernhard Docke übernimmt das Mandat für Murat Kurnaz und informiert von nun an regelmäßig die Medien über die Entwicklung.

9. Juli 2002:

Nachdem bislang mehrere US-Angebote, Kurnaz in Guantanamo zu befragen, vertagt wurden, stimmt die Präsidentenrunde im Kanzleramt nun einer Befragung durch deutsche Geheimdienstbeamte zu. Ermittler vom Bundeskriminalamt (BKA) dürfen nicht mit in den rechtsfreien Raum Guantanamo. Deutsche und amerikanische Behörden tauschen seit Monaten Erkenntnisse über Kurnaz aus.

17. Juli 2002:

Anwalt Bernhard Docke schreibt an Bundesaußenminister Fischer: «Die Situation ist besorgniserregend: Anwälte erhalten bislang keinen Zutritt, etwaige strafrechtliche Vorwürfe wurden bislang nicht konkretisiert. Meines Wissens wurden von amerikanischer Seite bislang keinerlei Angaben über die zeitliche Perspektive der Gefangennahme, die Klärung des Status der Gefangenen sowie die verbindliche Anwendung der Mindeststandards des humanitären Völkerrechts

gemäß der Genfer Konvention gemacht.» Im Antwortschreiben des Ministeriums steht, was seit Monaten bekannt ist: «Auf erneute Anfrage bei den amerikanischen Behörden wurde uns jetzt erstmals bestätigt, dass Herr Kurnaz tatsächlich in Guantanamo festgehalten wird.» Das Ministerium verweist auf die Problematik der Staatsangehörigkeit von Murat Kurnaz.

9. September 2002:

Nach Besuchen in Guantanamo zeigt sich das Internationale Rote Kreuz (IKRK) öffentlich besorgt um die psychische Gesundheit der Gefangenen.

22. September 2002:

Bundestagswahl in Deutschland: Die Koalition der rot-grünen Regierung gewinnt mit hauchdünner Mehrheit. Ausschlaggebend war das plakative Nein von Kanzler Schröder zu den Kriegsplänen von US-Präsident Bush im Irak, das zu schweren Verstimmungen zwischen den Washington und Berlin führt. Schröder bleibt Kanzler, Steinmeier Chef des Kanzleramts, Fischer Außenminister und Schily Innenminister.

23./24. September 2002:

Zwei Mitarbeiter des BND und einer des Verfassungsschutzes verhören Kurnaz insgesamt 12 Stunden, unter Kontrolle der CIA. Nach dem Verhör spricht der Mann vom Verfassungsschutz mit einem CIA-Stabsoffizier – und notiert, dass «nach Einschätzung des US-Partnerdiensts ein nicht unerheblicher Teil der dort Internierten nicht dem terroristischen Milieu zuzurechnen ist». Es gäbe Signale direkt aus dem Pentagon, dass Murat Kurnaz «bereits in naher Zukunft» freikommen könnte. In Notizen des mitgereisten Verfassungsschützers heißt es allerdings auch: «Vor dem Hintergrund der möglicherweise bald erfolgenden Freilassung des Kurnaz ist zu klären, ob Deutschland eine Rückkehr des türkischen Staatsbürgers überhaupt wünscht und gegebenenfalls zumindest bei dem zu erwartenden Medien-

interesse dokumentieren möchte, dass alles versucht wurde, seine Rückkehr zu verhindern.»

26. September 2002:

BND kabelt nach Berlin: «USA sehen die Unschuld von Murat Kurnaz als erwiesen an. Er soll in etwa sechs bis acht Wochen entlassen werden. Die deutschen Behörden werden vorab informiert, sodass eine Freilassung als von deutscher Seite erwirkt dargestellt werden kann.» Es gibt Überlegungen, Murat Kurnaz nach seiner Rückkehr als V-Mann in der Islamistenszene einzusetzen.

8. Oktober 2002:

Im Kanzleramt geht ein Bericht des BND zu den Verhören in Guantanamo ein. Danach bestehen laut Auskunft eines CIA-Mitarbeiters «gute Chancen», dass Kurnaz zusammen mit weiteren Gefangenen bereits im November freikommen könnte. In der Präsidentenrunde kommen die Chefs der Sicherheitsbehörden überein, Kurnaz nicht als V-Mann einsetzen zu wollen.

13. Oktober 2002:

Die Bremer Staatsanwaltschaft stellt das Verfahren gegen Kurnaz vorläufig ein.

27. Oktober 2002:

In Guantanamo werden die ersten Gefangenen entlassen und zurück in ihre Heimatländer gebracht. Es handelt sich um drei Afghanen und einen Pakistani. Sie berichten in internationalen Medien von Isolationszellen und brutaler Behandlung.

29. Oktober 2002:

Bei der Präsidentenrunde im Kanzleramt wird unter der Leitung von Kanzleramtschef Steinmeier über eine «Nachfrage der USA» beraten, ob Kurnaz nach Deutschland oder in die Türkei abgeschoben werden solle. BND-Präsident Hanning plädiert für eine Abschiebung

in die Türkei und eine Einreisesperre für Deutschland. Geheimdienstkoordinator Ernst Uhrlau, Innenstaatssekretär Claus-Henning Schaper und die anderen Mitglieder der Runde stimmen zu.

30. Oktober 2002:

Im Bundesinnenministerium wird auf Weisung von Staatssekretär Schaper ein Strategiepapier entwickelt, wie man die Wiedereinreise von Kurnaz verhindern kann, falls ihn die USA doch nach Deutschland abschieben wollen. «Bitte an die amerikanische Seite, den Pass zur Verfügung zu stellen», heißt es in dem Papier, «damit die Aufenthaltsgenehmigung physikalisch ungültig gemacht werden kann.»

8. November 2002:

Das Bundesamt für Verfassungsschutz informiert die CIA: Im Falle der Freilassung von Kurnaz bestehe der «ausdrückliche Wunsch», dass er nicht nach Deutschland zurückkehre.

9. November 2002:

Bei der CIA stoße die Entscheidung der Bundesregierung, Kurnaz nicht nach Deutschland zu lassen, auf Unverständnis, wie aus einem internen BND-Vermerk hervorgeht. Die «Freilassung sei wegen seiner nicht feststellbaren Schuld sowie als Zeichen der guten Zusammenarbeit mit den deutschen Behörden geplant gewesen». Die US-Seite vermute, die Bundesregierung wolle ihre Härte im Kampf gegen den Terrorismus demonstrieren. Allerdings habe eine andere Entscheidung «im Interesse der USA» gelegen.

Dezember 2002:

Die Leitung des Bundeskriminalamts (BKA) ist mit dem Ergebnis des Verhörs von Murat Kurnaz durch BND und Verfassungsschutz nicht zufrieden. Im BKA überlegt man, eigene Beamte nach Guantanamo zu schicken, um Kurnaz noch einmal zu vernehmen. Schriftlich fragt das BKA deshalb bei den US-Behörden an, ob sie Murat Kurnaz wirklich freilassen wollen.

24. Februar 2003:

Mitteilung der CIA an deutsche Behörden: Zum gegenwärtigen Zeitpunkt könne eine Verlegung von Kurnaz nicht garantiert werden. Später strengen US-Militärs zwei Verfahren gegen Kurnaz an und bemühen sich bei der Staatsanwaltschaft Bremen vergeblich um Akteneinsicht.

Oktober 2003:

Bundesjustizministerin Brigitte Zypries besucht ihren amerikanischen Amtskollegen John Ashcroft. Obwohl dabei über Guantanamo und die internationale Kritik gesprochen wird, kommt es nicht zu einem Austausch über den Fall Murat Kurnaz.

12. November 2003:

Rechtsanwalt Docke schreibt Außenminister Fischer: «Die Familie meines Mandanten ist im hohen Maße besorgt um sein weiteres Schicksal. Seit Mai letzten Jahres kam keine Post mehr von ihm.» Nach mehreren Erinnerungsschreiben erhält Docke zwei Monate später Antwort. «Aufgrund der Staatsangehörigkeit von Herrn Kurnaz konnten ihn türkische Regierungsvertreter besuchen. Aus diesen Kontakten und anderen Hinweisen haben wir den Eindruck gewonnen, dass es ihm den Umständen entsprechend gesundheitlich gut geht.»

19. November 2003:

Außenminister Fischer spricht den Fall Kurnaz ohne Erfolg bei seinem US-Kollegen Colin Powell an. Tage später veröffentlicht der «Spiegel» Details zum bisher unbekannten Verhör von Kurnaz durch deutsche Geheimdienstler im Herbst 2002.

Anfang April 2004:

Murat Kurnaz wird erneut verhört. Er glaubt in seinem Vernehmer einen der drei Deutschen wiederzuerkennen, die ihn bereits im September 2002 verhörten. Die drei deutschen Beamten streiten später

in einer «dienstlichen Erklärung» gegenüber dem Kanzleramt ab, nochmals in Guantanamo gewesen zu sein.

12. Mai 2004:

Die Stadt Bremen stellt formal fest, dass Kurnaz' Aufenthaltsrecht seit Mai 2002 erloschen ist. In einem Gerichtsurteil erklärt das Verwaltungsgericht Bremen diese Entscheidung später für unrechtmäßig.

28. Juni 2004:

Der Supreme Court, das höchste amerikanische Verfassungsgericht, gesteht allen Gefangenen in Guantanamo das Recht zu, bei amerikanischen Gerichten Klage gegen ihre Inhaftierung einzureichen. Das Gefangenenlager auf Kuba fällt unter die Gerichtsbarkeit der US-Bundesgerichte.

2. Juli 2004:

Rabiye Kurnaz reicht im Namen ihres Sohnes eine Klage auf Haftprüfung ein. Sie macht geltend, dass Murat Kurnaz' Inhaftierung eine Verletzung von amerikanischem Verfassungsrecht, der Genfer Konvention und des übrigen Völkerrechts darstellt. 63 andere Häftlinge reichen ähnliche Klageschriften ein.

Im August 2004:

Die Behörden in Bremen erklären, vermutlich auf Betreiben des Innenministeriums, die unbefristete Aufenthaltsgenehmigung von Murat Kurnaz für erloschen.

30. September 2004:

Murat Kurnaz kommt in Guantanamo vor ein «*Combatant Status Review Tribunal*» (CSRT). Seit mehreren Wochen werden solche Militärtribunale abgehalten, um die Gefangenen einzustufen – in Scheinverfahren, die Juristen weltweit kritisieren. Alle Häftlinge, die einen Antrag auf Haftprüfung eingereicht hatten, werden vom CSRT als «feindliche Kämpfer» eingestuft.

8. Oktober 2004:

Nach einer Entscheidung des Obersten Gerichtshofs der USA vom Sommer, die den Guantanamo-Insassen den Klageweg vor amerikanischen Gerichten gewährt, besucht US-Anwalt Baher Azmy erstmals Kurnaz auf Kuba. Es ist der erste von mehreren Besuchen des Jura-Professors aus New Jersey.

1. Dezember 2004:

Bei einer mündlichen Anhörung vor US-Bundesrichterin Joyce Hens Green in Fragen der Zulassung oder Abweisung der Häftlingsklagen konstruiert die Richterin hypothetische Fälle. Damit soll geklärt werden, wann jemand als «feindlicher Kämpfer» einzustufen wäre. Erstens: «Eine kleine alte Dame in der Schweiz, die Schecks für eine Organisation ausstellt, von der sie annimmt, dass es sich um eine wohltätige Organisation für Waisenkinder in Afghanistan handelt, die aber in der Tat eine Tarnorganisation zur Finanzierung von Aktivitäten von Al Qaida ist.» Zweitens: «Eine Person, die einem Sohn eines Mitglieds von Al Qaida Englisch beibringt.» Drittens: «Ein Journalist, der den Aufenthaltsort von Osama Bin Laden kennt, sich aber weigert, diesen preiszugeben, um seine Quelle zu schützen.» Laut Aussage der US-Regierung wären in allen drei Fällen die entsprechenden Personen als «feindliche Kämpfer» einzustufen und somit eine Inhaftierung in Guantanamo gerechtfertigt.

31. Januar 2005:

Die US-Bundesrichterin Joyce Hens Green urteilt, dass die Inhaftierungen in Guantanamo gegen die US-Verfassung verstoßen. In der Urteilsbegründung wird der Fall Kurnaz hervorgehoben, da gegen ihn auch nach Einschätzung der deutschen Regierung keine brauchbaren Beweise vorlägen.

9. März 2005:

Nachdem der amerikanische Anwalt von Kurnaz seinen Mandanten erneut in Guantanamo gesprochen hat, berichtet Baher Azmy in

Deutschland bei einer Pressekonferenz über «physische, seelische und sexuelle» Folter, die Kurnaz in US-Gewahrsam erlebt habe. Tage später reisen Azmy, Anwalt Bernhard Docke und die Familie von Kurnaz in die Türkei. Dort hat die Polizei die Ankunft von Murat Kurnaz aus Guantanamo angekündigt – doch die Angaben erweisen sich als falsch.

14. Oktober 2005:

Weil ein Mitarbeiter des Auswärtigen Amtes Anfang Oktober im US-Justizministerium und mit einem Vertreter des Nationalen Sicherheitsrats über den Fall Murat Kurnaz spricht, notiert ein Beamter des Bundeskanzleramts: «Wenn die Botschaft Interesse an MK bekundet, muss doch auf US-Seite der Eindruck entstehen, wir wollten ihn zurückhaben. Scheint mir etwas unkoordiniert zu verlaufen.»

26. Oktober 2005:

In einem Aktenvermerk des Auswärtigen Amts heißt es: «Die Frage der Zulassung der Wiedereinreise von Kurnaz war laut Bundesinnenministerium und dem Chef des Bundeskanzleramts bereits mehrfach Gegenstand der nachrichtendienstlichen Lage. Dort sei auch mit dem Auswärtigen Amt Übereinstimmung erzielt worden, eine Wiedereinreise des K. nicht zuzulassen.» Die Sicherheitsbehörden hofften, «von US-Seite weitere Informationen gegen Kurnaz zu bekommen, die den Verdacht der Unterstützung des internationalen Terrorismus erhärten». Kanzleramtschef Steinmeier, so der Vermerk, sei gegen die Wiedereinreise von Murat Kurnaz.

22. November 2005:

Angela Merkel wird vom Deutschen Bundestag zur Bundeskanzlerin gewählt. Frank-Walter Steinmeier wird Außenminister, August Hanning Staatssekretär im Innenministerium. Ernst Uhrlau, zuvor Geheimdienstkoordinator im Kanzleramt, folgt auf Hanning als Präsident des BND. Der neue Innenminister Wolfgang Schäuble

bestätigt öffentlich die Arbeit des deutschen Geheimdiensts in Guantanamo.

30. November 2005:

Urteil des Bremer Landesgerichts: Murat Kurnaz hat seine Aufenthaltsgenehmigung in Deutschland nicht verloren. Die deutsche Botschaft in Washington erhält daraufhin eine E-Mail des Auswärtigen Amtes: «Das Bundesinnenministerium legt intern und vertraulich Wert auf die Feststellung, dass dies nicht bedeute, dass man Kurnaz hier deshalb nun unbedingt gerne haben würde.»

16. Dezember 2005:

Die Bremer Innenbehörde will nach Abstimmung mit dem Bundesinnenministerium eine mögliche Wiedereinreise von Kurnaz verhindern. Dafür soll Belastungsmaterial gesammelt werden. Der Bremer LfV-Chef Wilhelm schreibt einen neuen Vermerk mit alten, teils widerlegten Anschuldigungen, wonach Kurnaz «nach seiner Einreise in Pakistan aktiv den Kampf der Taliban/Al Qaida in Afghanistan» unterstützt habe.

19. Dezember 2005:

Bernhard Docke schreibt an Angela Merkel und erinnert die Bundeskanzlerin daran, dass «Herr Kurnaz seit nunmehr vier Jahren unter menschenunwürdigen Bedingungen in Guantanamo festgehalten» wird. «Ich habe das Auswärtige Amt in der Vergangenheit mehrfach gebeten, gegenüber den USA auf ein faires Verfahren, bzw. für den Fall, dass keine Anklage erhoben werden soll, auf Freilassung zu drängen», schreibt Docke. «Andere europäische Länder haben sich für ihre Staatsangehörigen in Guantanamo eingesetzt und eine Freilassung erreicht.»

13. Januar 2006:

Die neue Bundeskanzlerin Angela Merkel setzt sich bei ihrem Antrittsbesuch im Weißen Haus bei US-Präsident George Bush für eine

Freilassung von Kurnaz ein. Tage zuvor hat sie in einem Interview öffentlich Guantanamo kritisiert: «Es müssen Mittel und Wege für einen anderen Umgang mit den Gefangenen gefunden werden.»

17. Januar 2006:

Die Präsidentenrunde im Bundeskanzleramt entscheidet, dass eine mögliche Einreise von Kurnaz akzeptiert werden soll.

29. Juni 2006:

Urteil des Supreme Court: Die Militärtribunale auf Guantanamo sind illegal.

13. Juli 2006:

Bundeskanzlerin Merkel und US-Präsident Bush sprechen in Stralsund erneut über den Fall Kurnaz. Im Hintergrund laufen seit Monaten komplizierte Verhandlungen zwischen amerikanischen und deutschen Vertretern über dessen Freilassung.

24. August 2006:

Kurnaz wird freigelassen und in Fesseln zum US-Luftwaffenstützpunkt im pfälzischen Ramstein ausgeflogen. Von da an wird er noch bis Dezember 2006 vom Verfassungsschutz beobachtet. Erkenntnisse dafür, dass er durch die Jahre im Lager an der Seite terrorverdächtiger Gefangener radikalisiert wurde, gibt es nach Angaben von Verfassungsschützern nicht.

5. Oktober 2006:

Dem «Stern» gibt Kurnaz sein erstes Interview nach seiner Freilassung. Darin schildert er seine mehr als vierjährige Haft in Guantanamo. Er spricht zudem Misshandlungen durch deutsche KSK-Soldaten in Afghanistan und eine zweite Vernehmung durch einen deutschen Beamten in Guantanamo an. Recherchen des «Stern» untermauern die Aussage von Kurnaz.

In Bremen stellt die Staatsanwaltschaft wenig später das nach sei-

ner Rückkehr wiedereröffnete Ermittlungsverfahren gegen Kurnaz ein, da sich kein hinreichender Tatverdacht ergeben hat.

18. Oktober 2006:

Die Bundesregierung gibt zu, dass deutsche Soldaten der Eliteeinheit KSK in Afghanistan Kontakt mit dem entführten Murat Kurnaz hatten. Geschlagen hätten diese den Deutschtürken jedoch nicht. Der Verteidigungsausschuss des Bundestages hat sich wegen der Vorwürfe als Untersuchungsausschuss konstituiert.

19. Oktober 2006:

Die Bundesregierung stimmt auf Drängen der Opposition zu, dass der BND-Ausschuss seinen Untersuchungsauftrag erweitert und sich um die Rolle der rot-grünen Regierung im Fall Kurnaz kümmert.

22. November 2006:

Murat Kurnaz sagt vor dem CIA-Untersuchungsausschuss des EU-Parlaments aus. Er wiederholt seine Misshandlungsvorwürfe gegen zwei KSK-Soldaten der Bundeswehr, die ihn zu Beginn seiner Gefangenschaft in einem Lager im afghanischen Kandahar schlugen.

14. Dezember 2006:

Ein Bericht des «Stern» enthüllt, wie die rot-grüne Bundesregierung eine frühzeitige Rückkehr von Kurnaz aus Guantanamo verhinderte. Deutlich wird so erstmals die Rolle von Außenminister Steinmeier (in seiner früheren Funktion als Kanzleramtschef), BND-Präsident Uhrlau (Ex-Geheimdienstkoordinator) und Innenstaatssekretär Hanning (Ex-BND-Chef).

8. Januar 2007:

Die Tübinger Staatsanwaltschaft ermittelt gegen zwei KSK-Elitesoldaten wegen gefährlicher Körperverletzung.

17./18. Januar 2007:

Murat Kurnaz sagt vor den Ausschüssen im Deutschen Bundestag aus. Im Verteidigungsausschuss soll geklärt werden, ob KSK-Soldaten ihn misshandelt haben. Der BND-Untersuchungsausschuss prüft unter anderem, «welche Bemühungen im Fall M. K. von der Bundesregierung unternommen wurden, um M. K. Hilfe zu leisten und seine Freilassung zu erreichen. Insbesondere soll geklärt werden, ob und welche Angebote es von US-amerikanischen Stellen für seine Freilassung gegeben hat, ob sie von deutscher Seite abgelehnt wurden oder ungenutzt blieben, wenn ja, aus welchen Gründen. Geklärt werden soll in diesem Zusammenhang, welche deutschen Stellen des Bundes an einer solchen Entscheidung beteiligt waren und wer die Verantwortung dafür trägt». Zahlreiche Abgeordnete zeigen sich von den Schilderungen des Gefangenenlagers in Guantanamo erschüttert.

18. Januar 2007:

Das ARD-Magazin «Monitor» enthüllt, wie die Bundesregierung noch im Oktober 2005 eine mögliche Wiedereinreise von Murat Kurnaz verhindern wollte. «Süddeutsche Zeitung» und «Stern» veröffentlichen in den folgenden Wochen weitere Details, die Außenminister Steinmeier in Bedrängnis bringen.

23. Januar 2007:

Der CIA-Untersuchungsausschuss des Europäischen Parlaments legt seinen Abschlussbericht vor. Darin werden die Folterungen Murat Kurnaz' festgehalten und seine zweifache Befragung durch Deutsche in den Jahren 2002 und 2004. Der Bericht stellt fest, dass «die Geheimdienste der Vereinigten Staaten und Deutschlands bereits im Jahre 2002 zu der Schlussfolgerung gelangt sind, dass Murat Kurnaz keine Verbindung zu Al Qaida oder zu den Taliban unterhielt und dass er keine terroristische Bedrohung darstellt». Für Aufsehen sorgt die Aussage: «Vertraulichen institutionellen Informationen zufolge hat die deutsche Regierung das Angebot der Vereinigten Staaten aus

dem Jahre 2002, Murat Kurnaz aus Guantanamo freizulassen, nicht angenommen.»

24. Januar 2007:

Außenminister Steinmeier nimmt Stellung zum Fall Murat Kurnaz: «Es besteht Grund zu der Annahme, dass Kurnaz nach Pakistan gereist ist, um von dort aus an der Seite der Taliban in Afghanistan gegen die USA zu kämpfen.» Es ist der Beginn einer Diffamierungskampagne der SPD, in der sich auch Ex-Kanzler Gerhard Schröder und der frühere Bundesinnenminister Otto Schily in Interviews zu Wort melden und Murat Kurnaz mit längst widerlegten Behauptungen schwer beschuldigen. Murat Kurnaz wird dadurch in der Öffentlichkeit erneut als «Gefährder» stigmatisiert. Offensichtlich soll so die Entscheidung gerechtfertigt werden, im Herbst 2002 nicht auf die Offerte der USA eingegangen zu sein und damit das Schicksal von Murat Kurnaz besiegelt zu haben.

NACHWORT

Folteropfer haben es schwer in Zeiten, in denen der Kampf gegen den Terrorismus entartet zu einem Kampf gegen die Prinzipien des Rechtsstaats. Folteropfer haben es schwer, vor allem, wenn sie Moslems sind, einen türkischen Pass haben und einen langen Bart tragen, als Zeichen ihres Glaubens und Durchhaltewillens. Und wenn das, was sie sagen, geeignet ist, Spitzenpolitiker, Geheimdienstchefs und Generäle zu demaskieren.

Dann kann es passieren, dass Folteropfer, auch wenn sie über Jahre gequält und gedemütigt wurden, noch einmal verprügelt werden. Mit einer gezielt gesteuerten Kampagne, die sich der Lügen, Halbwahrheiten und Ressentiments bedient. Heinrich Böll erklärte 1974, als seine Erzählung «Die verlorene Ehre der Katharina Blum» erschien: «Die Gewalt von Worten kann manchmal schlimmer sein als die von Ohrfeigen und Pistolen.»

Murat Kurnaz kehrte am 24. August 2006 aus dem US-Gefangenenlager Guantanamo Bay nach Deutschland zurück, sechs Wochen später sprach er im «Stern» erstmals öffentlich über das, was ihm in den vergangenen fünf Jahren widerfahren war. Isolationshaft, Elektroschocks, Schlafentzug – Exzesse in George Bushs «Krieg gegen den Terror». Das war harter Stoff: das System Guantanamo, das kalkulierte Brechen völlig rechtloser Menschen. Und es war innenpolitisch brisant: Deutsche Elitesoldaten, so gab Kurnaz an, hätten ihn in Afghanistan misshandelt, deutsche Geheimdienstler hätten ihn in Guantanamo zynisch ausgenutzt, teils wissend, wie er dort behandelt wurde.

Konnte man Murat Kurnaz glauben? Viele konnten das nicht.

Die Aussagen des 24-Jährigen aus Bremen, die er in diesem Buch maßgeblich erweitert, stimmten bis ins Detail überein mit dem, was im mittlerweile sehr umfangreichen Bestand an Dokumenten und Berichten über Guantanamo verfügbar ist. Britische Ex-Insassen und frühere US-Militärs hatten berichtet über die Schlägertrupps der Militärpolizei in Camp Delta, deren Existenz das Pentagon lange dementiert hatte. Ex-Militärpfarrer und ehemalige Verhörexperten hatten systematische Koranschändungen durch Wärter sowie sexuelle Demütigungen durch US-Soldatinnen beschrieben. FBI-Beamte schilderten in internen Vermerken, wie zugekotete Gefangene stundenlang angekettet in Verhörcontainern wimmerten oder wie einem vollbärtigen Gefangenen der Kopf mit Packband verklebt worden war. Menschen- und Bürgerrechtsorganisationen sorgten vor allem auf gerichtlichem Wege dafür, dass weitere Details aufgedeckt wurden.

Wer sich nur einige der Szenen, die Murat Kurnaz in diesem Buch beschreibt, bildhaft vorstellen kann, als Fotografien im Kopf, und dann eine Auswahl des Grauens trifft, der wird das Abu-Ghraib-hafte von Guantanamo erkennen. Wir kennen keine Schilderung, die Guantanamo so detailreich und genau aus der Sicht von Gefangenen darstellt, wie das hier geschieht.

Man kann Murat Kurnaz glauben. Viele indes wollen das nicht.

Zweimal äußerte sich das Folteropfer vor öffentlichen parlamentarischen Untersuchungsausschüssen in Brüssel und Berlin, und Politiker dort gaben sich beeindruckt. Wenig später aber wurde Kurnaz erneut in die Nähe von Taliban und Terroristen gerückt. Die Schlagzeilen lauteten: «Kurnaz, der mutmaßliche Terrorist, wechselt nun in die Rolle des Opfers«, «Wie der Türke

Kurnaz zum radikalen Moslem wurde» und «Bremer Taliban – wie gefährlich war er wirklich?».

Es ging dabei nicht um die Foltervorwürfe gegen die Amerikaner; angezweifelt wurden vor allem jene Aussagen, die Bundesregierung und Bundeswehr belasteten. Konnte es sein, dass Kurnaz wirklich von Mitgliedern des Kommandos Spezialkräfte (KSK) in einem geheimen Lager auf dem US-Luftwaffenstützpunkt Kandahar misshandelt worden war? Damals sei das KSK überhaupt nicht in Afghanistan stationiert gewesen, lancierten anonyme Militärs in den Medien.

Unsere Recherchen und geheime Dokumente belegten dann aber, dass KSK-Soldaten zu dem von Kurnaz angegebenen Zeitpunkt tatsächlich in Kandahar gewesen waren. Das Verteidigungsministerium ermittelte, der Verteidigungsausschuss konstituierte sich als Untersuchungsausschuss, und in Berlin räumt man inzwischen sogar ein, dass KSK-Soldaten im geheimen Gefangenenlager in Kandahar Wachdienst schoben. Unter Dutzenden Fotos, die ihm ein Staatsanwalt aus Tübingen vorlegen ließ, erkannte Murat Kurnaz einen Soldaten wieder: Ausgerechnet dieser und sein Begleiter hatten zuvor einem Staatsanwalt gegenüber eingeräumt, den Bremer im Lager getroffen zu haben. Sie bestreiten aber Misshandlungen. In diesem Buch beschreibt Kurnaz, dass einer dieser KSK-Soldaten mit seiner Waffe auf Gefangene im Lager zielte, um US-Kameraden seinen Laserzielmarkierer zu demonstrieren, ein weiteres Dienstvergehen.

Nicht nur ein paar Hauptfeldwebel und damit ihre Dienstherren haben sich etwas zuschulden kommen lassen im Fall Murat Kurnaz. Rechtfertigen müssen sich auch diejenigen, die entschieden haben, den jungen Mann aus Bremen-Hemelingen in Guantanamo schmoren zu lassen, als Pentagon und CIA im September 2002 signalisierten, der harmlose Gefangene aus Deutschland könne bald freikommen. Die Entscheidung fiel

in der exklusiven sogenannten «Präsidentenrunde» im siebten Stock des Bundeskanzleramts, einer wöchentlich stattfindenden Zusammenkunft der Chefs deutscher Sicherheitsbehörden zu geheimen Beratungen. Unter Leitung des damaligen Kanzleramtschefs Frank-Walter Steinmeier fiel am 29. Oktober 2002 für Kurnaz der Vorhang: Einreisesperre, falls er freikomme. Wenn nötig, solle er aus Guantanamo in die Türkei abgeschoben werden. Seine Eltern, seine Brüder, Onkel, Tanten, Freunde in Bremen würde er nie wieder besuchen können. Die Amerikaner waren verblüfft und empört. Die türkische Regierung betrachtete Kurnaz als deutsches Problem. Kurnaz blieb in seinem Gitterkäfig. Noch jahrelang.

Seit Januar 2007 steht dieser Fall auf dem Programm des BND-Untersuchungsausschusses, der die Kollaboration der rot-grünen Bundesregierung bei den brutalen, völkerrechtswidrigen Auswüchsen im Anti-Terror-Kampf der US-Regierung, bei geduldeten CIA-Kidnappings und dem vertuschten Einsatz von BND-Agenten im Irak-Krieg aufhellen soll. Neue Akten zeigten, wie die damalige Bundesregierung und ihr bürokratischer Apparat noch im Herbst 2005 auf perfide Weise alles daransetzten, dem Folteropfer Kurnaz eine mögliche Heimkehr in die Bundesrepublik zu verbauen. Der Außenminister geriet unter Druck.

Die Namen der Verantwortlichen zu nennen war lange tabu in den Medien. Wenn Fehler und falsche Entscheidungen in der deutschen Sicherheitspolitik angeprangert wurden, dann anonymisiert – «die Bundesregierung», «hochrangige Regierungsbeamte». Das hat sich mittlerweile geändert. Im Mittelpunkt der Kritik steht nun Frank-Walter Steinmeier, der als politisch und persönlich direkt Verantwortlicher aus der Riege von damals heute das wichtigste Amt innehat. Erklären müssen sich auch der heutige Innenstaatssekretär August Hanning, früher Chef

des Bundesnachrichtendienstes (BND), und sein Amtsnachfolger Ernst Uhrlau, damals Geheimdienst-Koordinator im Kanzleramt.

Nachdem Murat Kurnaz vor dem Berliner Ausschuss aufgetreten war, wurde es gefährlich für die Verantwortlichen. Bald begann eine Interview- und Informationsoffensive des Außenministers: Steinmeier widersprach Berichten und Zitaten aus Dokumenten, es habe ein Angebot der Amerikaner gegeben, Kurnaz laufenzulassen. Er fühlte sich unverstanden, unfair behandelt, beschimpfte Kritiker als «infam». Vor allem aber zeigte er sich uneinsichtig: Er würde alles wieder so machen. Schließlich sei es nach den Anschlägen vom 11. September darum gegangen, Gefahren von Deutschland fernzuhalten – was überdies keineswegs auf Kosten der Menschenrechte geschehen sei.

Nun war Steinmeier selbst gefangen in Guantanamo. Als Kanzleramtschef hatte er im Wahlkampf 2002 eine schroffe Attacke gegen den kriegslüsternen George W. Bush mitinszeniert, während die von Steinmeier beaufsichtigten deutschen Nachrichtendienste von den finsteren Methoden ihrer US-Partner profitieren wollten. Von der CIA gecharterte Flugzeuge flogen in Deutschland ein und aus, und keine deutsche Behörde versuchte zu prüfen, ob vielleicht auch Entführte mit an Bord seien. Der Bundeskanzler hielt sich viel zugute auf sein Nein zum Irakkrieg, der erboste George Bush übermittelte Gerhard Schröder am Wahlabend nicht mal Gratulationswünsche. Vorsichtshalber saßen deutsche Beamte erst Stunden *nach* der Wahl in Guantanamo: Im längst als rechtsfreien Raum gegeißelten Lager auf Kuba verhörten sie Kurnaz und einen anderen Gefangenen und meldeten ihren Vorgesetzten, wie harmlos er sei. Doch die wollten Kurnaz auf keinen Fall in Deutschland – zumal er kein deutscher Staatsbürger ist. Dies hinderte den Chef

des Bundeskriminalamtes nicht daran, ein weiteres Verhör zu fordern – diesmal durch Beamte des BKA statt durch Geheimdienstler.

Guantanamo – dort konnte man Kurnaz festhalten ohne Pflichtverteidiger, Haftprüfung, Haftbeschwerde, Verfahrensfristen. Warum also riskieren, dass er zurückkommt nach Deutschland? Dort hatte der Generalbundesanwalt eine Verfahrensübernahme abgelehnt, und der zuständige Bremer Staatsanwalt hätte angesichts der dürren Beweislage selbst im Falle einer Anklage mit einem Freispruch rechnen müssen. Die Verantwortlichen in Berlin handelten kaum besser als die in Washington: Sie waren bereit, rechtsstaatliche Prinzipien, die Genfer Konventionen, Humanität ein Stück weit zu opfern im Kampf gegen das angeblich Böse. Dass es Hungerstreiks in Guantanamo gab, zahlreiche Suizidversuche, Psychofolter und dass US-Gefangene in Afghanistan gefoltert wurden, war bereits im Herbst 2002, als die «Präsidentenrunde» über Kurnaz' Schicksal entschied, öffentlich bekannt. Wer es nicht wissen wollte, sah weg.

Hätten sie ihre Verbalattacken gegen Bush ernst gemeint, dann hätten Steinmeier & Co. getan, was Franzosen, Dänen, Schweden, Belgier, Briten, Afghanen, Pakistani, Saudis taten: mit den Amerikanern verhandeln, um Gefangene aus Guantanamo herauszuboxen. «Es müssen Mittel und Wege für einen anderen Umgang mit den Gefangenen gefunden werden», sagte Angela Merkel, ohne deren persönlichen Einsatz Murat Kurnaz wohl noch heute in Guantanamo schmoren würde. «Wenn er was angestellt haben sollte, gehört er verurteilt, in Ordnung», betonte der Bremer Staatsanwalt Uwe Picard, der den Fall Kurnaz über Jahre bearbeitete, vor den Abgeordneten im BND-Ausschuss. «Aber ohne Richter, ohne Verteidiger in einem Gefangenenlager – das kenne ich nicht. Das hat mit Rechtsstaat nichts zu

tun.» Zu den Lagerinsassen, die lange vor Kurnaz freikamen, gehörten islamistische Hardliner und Kämpfer, die in Bosnien und Tschetschenien gewesen waren, in Al-Qaida-Lagern ausgebildet worden waren, in Afghanistan gegen die Amerikaner gekämpft hatten. Einige der Freigelassenen saßen dann nach Gerichtsverfahren in ihrer Heimat im Gefängnis, aber dort mit der Chance auf rechtsstaatliche Bedingungen.

Obwohl er seiner Biographie nach ein Bremer ist, hat man Murat Kurnaz in Guantanamo sitzenlassen. Jüngst verteidigte Heinz Fromm, Präsident des Bundesamtes für Verfassungsschutz, im BND-Untersuchungsausschuss die Einreisesperre. Die Worte, die er wählte, sind bezeichnend: Es sei darum gegangen, «sich Gedanken zu machen, ob eine Gefährlichkeit im Sinne von Gewaltausübung sich ergeben könnte. Es war nicht völlig auszuschließen, dass er seine Reise zu einem anderen als dem von ihm genannten Zweck durchgeführt haben könnte. Aber wir wussten es nicht.» Kurnaz beschreibt im vorliegenden Buch, wie er in Pakistan sein Wissen über den Koran vertiefen wollte und was er dort erlebte.

Folteropfer haben es schwer in diesen Zeiten. Um die herzlose Entscheidung der Verantwortlichen nachträglich zu rechtfertigen, läuft seit Ende Januar eine herzlose Kampagne. Kühl und sehr kalkuliert stempeln Politiker und ihre Handlanger den jungen Mann aus Bremen, dem amerikanische Stellen nach jahrelangen Verhören und Ermittlungen nichts nachweisen konnten, erneut ab: zum Täter, zum Terrorverdächtigen, zur Gefahr. Bundestagsabgeordnete flachsen in Sitzungspausen mit Journalisten über diesen langen Bart und freuen sich, dass das «Gezottel» bei so vielen Menschen Befremden auslöst. Politiker wählen aus Tausenden Akten und Vermerken gezielt nur jene Stellen aus, die Kurnaz irgendwie belasten könnten. Sie verschweigen jedes entlastende Indiz. Sie zitieren Zeugenaussagen,

die von den Zeugen längst relativiert wurden. Sie stellen Gerede und Gerüchte als Tatsachen hin. So wird die Outdoor-Hose, die sich Murat Kurnaz vor seiner Reise nach Pakistan kaufte, zur Kampfhose, das Fernglas zum Nachtsichtgerät. Dicke Stiefel habe er sich gekauft – ja, was denn sonst für so ein unwegsames Land wie Pakistan?

Was wollte er da überhaupt, so kurz nach den Anschlägen vom 11. September? Den Koran besser kennenlernen – wer's glaubt, wird selig! Da meldet eine neue Quelle des Landesamtes für Verfassungsschutz in Bremen am 25. Januar 2002: Kurnaz habe angeblich am Telefon gesagt, nun bald an der Seite der Taliban in seinen Afghanistan-Einsatz zu gehen. Ein Gespräch über solche Telefonate hat die Quelle nach dem Freitagsgebet in einer Moschee aufgeschnappt. Die Telefonate selbst sollen drei Monate zuvor geführt worden sein, zwischen Kurnaz in Pakistan und dem Aushilfsprediger der Moschee.

Der Prediger wurde damals von der Polizei abgehört. Auf den Abhörprotokollen ist kein Telefonat von Murat Kurnaz aus Pakistan verzeichnet.

Eine Quelle hört, dass jemand vor drei Monaten etwas gehört haben will – aufgrund dieser Information schreibt der Bremer Verfassungsschutz-Chef noch fast vier Jahre später, am 25. Dezember 2005, als es darum geht, eine potenzielle Wiedereinreise von Kurnaz zu erschweren: «Nach seiner Einreise in Pakistan unterstützte Murat Kurnaz aktiv den Kampf der Taliban/Al Qaida in Afghanistan.» Bevor US-Militärs ihn aus Pakistan nach Afghanistan entführten, hatte Murat Kurnaz nie afghanischen Boden betreten.

Trotzdem verklären ihn die Verantwortlichen zur realen Gefahr. Außenminister Steinmeier sagt zum Fall Kurnaz: «Wir mussten mit Bluttaten auch bei uns rechnen und alles tun, um dies zu verhindern.» Ex-Kanzler Gerhard Schröder, nach

eigenen Angaben in seiner Amtszeit nie mit dem Fall befasst, behauptet: Offenbar «suchte Herr Kurnaz Kontakt zu Islamisten in Pakistan». Ex-Innenminister Otto Schily bezeichnet den jungen Bremer öffentlich als «unglaubwürdig» – «zumal glaubwürdige Zeugen berichteten, er habe sich auf den Weg nach Afghanistan gemacht. Stellen Sie sich vor, wir hätten ihn nach Deutschland gelassen, und er hätte einen Anschlag vorbereitet.» Schily verbreitet, Kurnaz habe kein Rückflugticket gehabt, als er am 3. Oktober 2001 aus Deutschland nach Pakistan flog – tatsächlich hatte Kurnaz ein Rückflugticket, Gültigkeit 90 Tage. Und er hatte die Taschen voller Geschenke für seine Familie, als ihn pakistanische Polizisten am 1. Dezember 2001 festnahmen.

Die Gewalt von Worten kann manchmal schlimmer sein als die von Ohrfeigen und Pistolen. Der vollintegrierte junge Türke, geboren in Bremen, aufgewachsen in Bremen, Lebensmittelpunkt in Bremen, Zukunft wohl auch in Bremen, wird zum skeptisch beäugten Außenseiter – und ohne Zutun damit bereits zum Helden einer Szene, vor der deutsche Sicherheitsbehörden mit Recht warnen.

Das Folteropfer Murat Kurnaz antwortet mit diesem Buch. Es schildert ein Leben, das ganz anders war, als wir es bislang kannten. Es zeigt uns das Leben einer integrierten türkischen Familie in Deutschland und das Streben eines jungen Mannes nach etwas anderem. Vor allem aber beschreibt Murat Kurnaz aus eigener Anschauung das System Guantanamo, das darauf angelegt ist, Terrorverdächtige zu brechen, um Informationen aus ihnen herauszuholen, die viele der Insassen gar nicht haben können. Er schildert das Zusammenspiel von Medizinern mit Vernehmungsbeamten, denen man Methoden erlaubte, die zu grauenhaften Szenen führen. Er schildert, wie die Gefangenen reagierten, als im Juni letzten Jahres drei Insassen in ihren Zel-

len starben. Und er beschreibt, wie sie den Widerstand gegen die amerikanischen Peiniger organisieren.

Wer spürt nicht die Wunde, den Schmerz?

Das Buch ist seine Geschichte. Eine Geschichte gegen die Peiniger und alle, die mitmachen.

Uli Rauss / Oliver Schröm*
März 2007

* Die Autoren sind Reporter der Zeitschrift «Stern».

INHALT

I.	Frankfurt am Main, Flughafen	5
II.	Peschawar, Pakistan	7
III.	Kandahar, Afghanistan	33
IV.	Kusca, Türkei	75
V.	Guantanamo Bay, Camp X-Ray	85
VI.	Bremen, Hemelingen	121
VII.	Guantanamo Bay, Camp X-Ray	139
VIII.	Guantanamo Bay, Camp Delta	157
IX.	Guantanamo Bay, Camp Echo	213
X.	Guantanamo Bay, Camp 4	225
XI.	Ramstein, Deutschland	239
XII.	Bremen, Hemelingen	247

Chronik	259
Nachwort	277
Bildnachweis	288

BILDNACHWEIS

picture-alliance/dpa: 1, 3, 4 o., 4 u., 5 o., 5 u., 6 o.
K. B. Karwasz: 8
privat: 7
Stern: 2
ullstein bild-AP: 6 u.

MURAT KURNAZ

geboren 1982 in Bremen, wuchs als Sohn türkischer Einwanderer in seiner Geburtsstadt auf und machte eine Lehre als Schiffsbauer. Er war von Februar 2002 bis August 2006 im US-Militärlager Guantanamo inhaftiert. Heute lebt und arbeitet er wieder in Bremen.

HELMUT KUHN

geboren 1962, studierte Geschichte und Publizistik in Berlin und an der Pariser Sorbonne. Aus New York schrieb er u. a. für die «Süddeutsche Zeitung» und «Die Zeit». Er lebt als freier Autor und Journalist in Berlin. 2002 erschien sein Roman «Nordstern».

Umschlaggestaltung: any.way, Wiebke Jakobs
Umschlagabbildung: © Ron Sachs / CNP / Corbis
Foto des Autors: picture-alliance, Thierry Monasse / dpa

«Ich bin verkauft worden. Für ein Kopfgeld von 3000 Dollar, an die Amerikaner. Das haben sie mir in einem der endlosen Verhöre in Guantanamo selbst bestätigt. ‹Ich weiß›, sagte ich in diesem Verhör, ‹Sie haben sich mehr vorgestellt für die 5000 Dollar, die Sie für mich gezahlt haben.›

‹3000›, sagte der Vernehmer. ‹Wir haben nur 3000 Dollar für dich gezahlt.›

Da wusste ich, dass es stimmte.

Es ist mir ganz egal, wer das Kopfgeld für mich bekommen hat. Es konnte der Polizist am Checkpoint in Peschawar gewesen sein, genauso wie der Europäer oder Amerikaner mit den blonden Haaren in der Villa. Vielleicht hat sich das ganze Polizeirevier die Summe geteilt. In Pakistan sind 3000 Dollar sehr viel Geld. Damit kann ein Mann heiraten, ein Auto und eine Wohnung kaufen.

Alle haben das gewusst. Nur ich nicht. Ich habe erst viel später erfahren, dass die Amerikaner Geld für uns bezahlt haben, als wären wir Sklaven.»

«Murat Kurnaz beschreibt in beklemmender Weise, was ihm während seiner Haft im Lager von Guantanamo widerfahren ist. Ein erschütternder Bericht – und ein einzigartiges Dokument.»

HANS LEYENDECKER

ISBN 978-3-87134-589-0 € 16.90 (D)
9 783871 345890